24

ϕ k'

16°: 2615

Die Sendung,

Scenen in Afrika.

Von

Capitain Marryat.

Dr. Carl Kolb.

Kapitän Marryat's
sämmtliche Werke,

in

sorgfältigen und vollständigen Uebertragungen.

Vierundzwanzigster Band.

Die Sendung.

Stuttgart,
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.

Die Sendung,

oder

Scenen in Afrika.

Von

Kapitän Marryat.

Neu aus dem Englischen

von

Dr. Carl Kolb.

Stuttgart,

Verlag von Adolph Krabbe.

1845.

Lc(b)58-24

Staatl. Bibliothek Passau

061 582 891

Druck von C. F. Arnold in Stuttgart.

1993/208

Erstes Kapitel.

Die Expedition.

An einem Herbstabende des Jahrs 1828 ging ein kränklicher, alter Herr langsam in einem großen Speisezimmer auf und ab. Er hatte augenscheinlich bereits sein Diner eingenommen, obschon es noch nicht fünf Uhr war und die sich neigende Sonne hell und warm durch die im Erdgeschoß befindlichen Fenster schien, die nach einem geräumigen, schön mit alten Bäumen verzierten Park hinausgingen. In der einen Hand hatte er eine Zeitung und die andere hielt er gleichsam zur Unterstützung auf den Rücken, denn er war vorwärts gebeugt und sah sehr schwächlich und abgezehrt aus.

Nachdem er einige Zeit auf- und abgeschritten, nahm er in einem Armstuhl Platz und blieb darin, die Zeitung jetzt mit beiden Händen haltend, einige Zeit in tiefen Gedanken sitzen.

Der Name des alten Gentleman war Sir Charles Wilmot. In jüngeren Jahren hatte er als Schriftsteller die Reise nach Indien gemacht, mehrere Jahre daselbst verweilt, ein schönes Vermögen zusammengehäuft und endlich von seinem Arzte den Rath erhalten, um seiner Gesundheit willen das Land für einige Zeit zu verlassen. Er nahm Urlaub und kehrte nach England zurück, wo er sich noch keine sechs Monate aufgehalten hatte, als der Tod seines ältesten Bruders Sir Henry Wilmot, welcher ohne Leibeserben verstorben war, ihm den Besitz der Familiengüter und den Titel eines Baronet verschaffte.

Dieser Umstand bewog ihn, nicht mehr nach Indien zu reisen, um seine daselbst zurückgebliebene Familie, die aus einer Gattin und drei Kindern bestand, abzuholen, sondern ihnen den schriftlichen Auftrag zu ertheilen, daß sie sich des ersten Schiffes zur Heimfahrt nach England bedienen sollten. Die darauf folgende Antwort lautete sehr schmerzlich: seine Frau und zwei seiner Töchter waren an der Cholera gestorben, welche während der letzten Regenzeit furchtbare Verwüstungen angerichtet hatte. Die überlebende Tochter war im Begriff, seinen Wünschen Folge zu leisten und sich unter der Obhut des Obristen James und seiner Gattin, welche nahe Verwandte waren, in dem Ostindienfahrer Grosvenor einzuschiffen.

Dieser schwere Schlag, mit welchem Gott Sir Charles in seinem Wohlstande heimgesucht hatte, vernichtete fast alle seine Hoffnungen und Aussichten. Er war jedoch ein rechtschaffener, religiöser Mann und beugte sich in Demuth unter sein Geschick, indem er ergebungsvoll seinen Verlust dahin nahm und dem Höchsten für die Gnade dankte, daß Er ihm doch einen Gegenstand seiner Liebe gelassen hatte, — jetzt noch den einzigen Trost und die letzte Stütze seines hinfälligen Alters.

Sir Charles Wilmot nahm Besitz von dem Familiengute in Berkshire, in dessen Landhause wir ihn um die Zeit des Beginns unserer Geschichte treffen. Er hatte sich allmählig in sein Schicksal gefunden und sah mit Sehnsucht der Rückkehr seiner einzigen Tochter entgegen, die ihm nun theurer als je geworden war. Die Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme wurden durch ihn selber geleitet; er stattete ihre Gemache in dem orientalischen Style aus, an den sie gewohnt war, und richtete Alles in einer Weise ein, die, wie er glaubte, einem zehnjährigen Kinde Vergnügen machen konnten.

Es hatte jedoch dem Himmel gefallen, Sir Charles noch schwerer heimzusuchen. Die Zeit in welcher der Großvenor anlangen sollte, war verstrichen, und noch immer wollte sich das Schiff nicht im Kanale blicken lassen. Eine Woche entschwand um die andere,

der Sehnsucht des Vaters nur die Folter angstvoller Ungewißheit bringend. Man glaubte, der Ostindienfahrer sey von dem Feinde gekapert worden, aber auch die Kunde seiner Wegnahme blieb aus. Endlich wurde dem Zustand zweifelhaften Bangens durch die schreckliche Nachricht ein Ende gemacht, das Schiff sey an der Ostküste von Afrika gestrandet und fast die gesammte Mannschaft umgekommen. Zwei Matrosen des verunglückten Fahrzeugs waren in einem dänischen Ostindienfahrer zurückgekommen und erstatteten bald nach dem ersten Einlaufen der Schreckenskunde in London ausführliche Meldung über den Vorfall.

Sobald Sir Charles ihre Ankunft erfahren hatte, eilte er in einem Zustande fieberischer Angst nach der Hauptstadt, um die Matrosen selbst zu befragen; das Ergebniß seiner Erkundigungen überzeugte ihn jedoch völlig, daß er nun ganz verlassen und kinderlos sey. Dieß war der letzte und schwerste Schlag, und es stund lange an, bis er sich in die unerforschlichen Fügungen der Vorsehung ergeben konnte. Aber Religion und Zeit überwältigten zuletzt sein Murren gegen die Güte und Weisheit des himmlischen Vaters, und er konnte endlich mit aufrichtigem Herzen sagen: „nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige."

Obgleich übrigens Sir Charles kinderlos war, fand er doch im Laufe der Jahre, daß er Verwandte hatte, denen er zur Liebe verpflichtet war, und am meisten schien dieselbe sein Großneffe, Alexander Wilmot, die Waise eines im spanischen Kriege gefallenen Neffen, welcher der gesetzliche Erbe seines Titels und Vermögens war, zu verdienen.

Auf diesen Knaben verschwendete Sir Charles alle jene Zuneigung, die er nach dem Willen des Himmels nicht seinem eigenen Blute schenken durfte, und Alexander Wilmot wurde ihm nachgerade so theuer, als wäre er sein leiblicher Sohn gewesen. Dennoch konnte er sich den Verlust seiner Gattin und seiner Kinder nicht aus dem Sinne schlagen, und mit der Zeit erwachten in seinem

Innern peinliche Gefühle der Hoffnung und des Zweifels, weil er hin und wieder von Reisenden vernehmen mußte, daß bei dem Schiffbruche des Grosvenor nicht die gesammte Mannschaft umgekommen sey, indem den Berichten der Eingeborenen zufolge einige derselben sammt ihren Abkömmlingen noch am Leben wären. Ein Zeitungsartikel, welcher diese Behauptungen abermals besprach, hatte die Aufmerksamkeit des Baronets auf sich gezogen und ihn in jenen Zustand von Aufregung und Unruhe versetzt, in welchem wir ihn bei Eröffnung dieses Kapitels sahen.

Wir verließen ihn, die Zeitung in der Hand, in tiefem und schmerzlichen Nachdenken. Sein Brüten wurde jedoch bald durch das Eintreten des Alexander Wilmot unterbrochen, welcher bei ihm in dem Landhause wohnte und, da er bereits zweiundzwanzig Jahre zählte, vor Kurzem erst seine Collegien-Laufbahn vollendet hatte. Alexander war ein großer, schöner Jüngling von kräftigem Körperbau und ein großer Freund aller athletischen Leibesübungen. In Oxford hatte er als der beste Ruderer und der beste Ballspieler gegolten; auch verstund er sich gut auf Pferde, schoß vortrefflich, und war ein guter Jäger. Sein edles, leutseliges, freimüthiges und gefälliges Wesen hatte ihn allgemein beliebt gemacht, und er verdiente auch in vollem Maaße geliebt zu werden, da er nie irgend einen Menschen in Wort oder That kränkte. Sein Hauptfehler bestand vielleicht in einem gewissen Starrsinn, den er übrigens vorzugsweise in einem beharrlichen Muthe und in einem mannhaften Ankämpfen gegen das, was unmöglich zu seyn schien, äußerte, obschon er dabei selbst oft große Gefahr lief. Sein Charakter war von der Art, daß er kaum einem wüthenden Stier, der ihm in den Weg kam, ausgewichen wäre, sondern wahrscheinlich nutzlos sein Leben auf's Spiel gesetzt hätte; doch in dieser Welt gibt es nichts Vollkommenes, und was ließ sich auch von einem jungen Menschen, der erst zweiundzwanzig Jahre zählte, viel Anderes erwarten.

„Endlich bin ich mit ihm zu Stande gekommen," begann Alexander, als er sehr erhitzt in das Zimmer trat.

„Mit wem zu Stande gekommen, mein Sohn?" versetzte Sir Charles.

„Mit dem Fohlen. Ich habe ihm den Meister gezeigt, und jetzt ist es so sanftmüthig, wie ein Lamm. Aber es hat sich wenigstens zwei Stunden lang scharf gewehrt."

„Wie magst Du Dich nur solcher Gefahr aussetzen, Alexander da dies der Bereiter eben so gut hätte thun können?"

„Aber nicht in so kurzer Zeit, Onkel."

„Fehlt es Dir so sehr an Pferden, daß eine derartige Hast nöthig wäre? Ich meinte, Du hättest genug im Stalle."

„Das ist wohl wahr, Onkel, und ich danke es Eurer Güte, daß mehr vorhanden sind, als ich brauchen kann; aber ich liebe das Vergnügen — die Aufregung."

„Hierin sagst Du die Wahrheit, mein theurer Alexander; aber wenn Du so lange gelebt hast, wie ich, wirst Du mehr Vergnügen in der Ruhe finden," entgegnete Sir Charles mit einem schweren Seufzer.

„Hat Euch etwas beunruhigt, mein theurer Onkel?" fragte Alexander, indem er auf Sir Charles zuging und ihn bei der Hand nahm. „Was giebt es?"

„Du hast Recht, Alexander; dieser Zeitungs-Artikel hat mir schmerzliche Gefühle und Erinnerungen wieder ins Gedächtniß gerufen."

Alexander wurde nun mit einemmale fast eben so kleinlaut, wie sein Onkel; er nahm einen Stuhl und las den Artikel.

„Glaubt Ihr, daß dieses Gerücht Grund haben könne, theurer Onkel?" fragte er, nachdem er damit fertig geworden war.

„Das kann ich unmöglich sagen, lieber Junge. Vielleicht ist etwas Wahres daran, denn die Behauptung wiederholt sich so oft. Der französische Reisende Le Vaillant will dieselbe Kunde vernommen haben, war aber verhindert, der Wahrheit auf die Spur zu gehen,

und andere Reisende haben später ähnliche Berichte erstattet. Du kannst Dir leicht denken, welche peinliche Angst mein Inneres erfüllt, wenn ich derartige Angaben lese, denn ich sehe immer meine arme Elisabeth als das Weib oder als die Sklavin eines Wilden vor mir, während vielleicht ihre Kinder — barmherziger Himmel, meine Enkel — wie das Vieh auf dem Felde in Unwissenheit und Götzendienst aufwachsen. Es ist eine wahre Folter, mein theurer Alexander, und es wird mir nur durch häufiges Gebet und lange Betrachtung möglich, meinem Geiste wieder die gewohnte Fassung zu geben, so daß ich mich ergebungsvoll beugen kann unter die Führung des göttlichen Willens."

„Ich bin zwar mit dem allgemeinen Berichte über den Verlust des Schiffes bekannt, mein theurer Onkel, habe aber noch nie die Einzelnheiten soweit vernommen, daß ich Eure Besorgniß gerechtfertigt glauben könnte. Der gewöhnlichen Annahme zufolge haben Alle einen kläglichen Tod erlitten, die zwei Mann ausgenommen, welche nach dem Kap gelangten und nach England zurückkehrten."

„So vermuthet man allerdings, mein Sohn, aber spätere Gerüchte haben dieser Annahme bis auf einen gewissen Grad widersprochen, und es ist Grund zum Glauben vorhanden, daß nicht Alle zu Grunde gingen, die man für todt zählte. Wenn Du im Augenblicke mit nichts Besonderem beschäftigt bist, so will ich mich über die Einzelnheiten des Vorfalls und über die Beweise verbreiten, welche darthun, daß man über das Schicksal jenes Haufens, unter dem sich Deine Tante Elisabeth befand, nie bestimmte Kunde erhielt."

„Wenn Euch diese Mittheilung nicht allzu schmerzlich wird, mein theurer Onkel, so will ich Euch herzlich gerne zuhören."

„Ich werde nicht länger dabei verweilen, als durchaus nöthig ist, Alexander. Der Gegenstand ist allerdings schrecklich für mich, aber ich wünsche, daß Du den Hergang gleichfalls erfahrest und mir dann Deine Ansicht mittheilest. Du weißt natürlich, daß der Grosvenor an der Küste des Kaffernlandes, südlich von Port Natal,

Schiffbruch litt. Er ging bald durch ein plötzliches — ich weiß nicht, ob ich sagen kann, ein glückliches — Umschlagen des Windes (nun es war einmal der Wille des Himmels) in Trümmer, und die Mannschaft sowohl als die Passagiere gelangten (mit Ausnahme von sechzehn, die schon früher vermittelst eines Taues die Küste zu erreichen suchten, und eines Mannes, der betrunken an Bord gelassen werden mußte) wohlbehalten ans Land. Unter diesen befanden sich auch die kleinen Kinder, welche in dem Schiffe die Heimreise machten, folglich auch meine arme Elisabeth."

Sir Charles hielt eine Weile inne, ohne daß sich Alexander eine Bemerkung erlaubte, und fuhr dann folgendermaßen fort: „Um die Zeit, als sie Alle das Ufer erreicht hatten, war der Tag schon weit vorgeschritten. Die Eingeborenen, welche dem Stamme der Kaffern angehörten und sich damit beschäftigt hatten, sämmtliches E.sen des ans Land getriffteten Hauptmastes loszumachen, verließen mit Einbruch der Dunkelheit die Küste. Die armen Schiffbrüch:gen zündeten Feuer an und blieben, da sie etliche Fässer mit Ochsenfleisch und Mehl, desgleichen einiges Geflügel gesammelt hatten, auf dem Felsen über Nacht. Am andern Morgen that der Kapitän den Vorschlag, sie sollten sich nach der Capstadt, der holländischen Ansiedelung, auf den Weg machen, und Alle gingen bereitwillig darauf ein — gewiß ein höchst abenteuerlicher Plan, der sehr wenig gesundes Urtheil verrieth."

„Hätten sie wohl anders handeln können, mein theurer Onkel?"

„Allerdings; denn sie wußten, daß sie sich in dem Lande gesetzloser Wilden befanden, die bereits heruntergekommen waren und mit Gewalt Alles an sich gerissen hatten, dessen sie habhaft werden konnten. Der Kapitän meinte, sie könnten die Kapstadt in sechzehn oder siebzehn Tagen erreichen. Wie weit seine Berechnung richtig war, erweist sich aus der Thatsache, daß diejenigen, welche zuletzt wirklich anlangten, hundertundsiebzehn Tage zu ihrer Reise brauchten. Aber selbst angenommen, daß sich die Wegstrecke in der von dem Kapitän

angegebenen Zeit zurücklegen ließ, so war es doch, wie auch der Erfolg zeigte, reiner Wahnsinn, sich ohne Vertheidigungsmittel und mit einer solchen Anzahl hülfloser Weiber und Kinder gewaltsam durch ein Land Bahn brechen zu wollen, das von einem wilden Volke bewohnt wurde."

„Wie hätten sie's wohl anders angreifen können?"

„Das Schiff war keine Kabelslänge weit von der Küste gestrandet und saß fest auf den Felsriffen, auf die es geworfen worden. Das Wasser war glatt, und dem Verkehr mit dem Grosvenor stand keine Schwierigkeit im Wege. Die Wilden, welche sich mit dem Raube dessen begnügten, was ans Ufer gewaschen worden war, hatten, als sie die Felsen verließen, den Gescheiterten nichts zu Leide gethan. Wer hinderte sie, wieder an Bord zu gehen, sich zu bewaffnen und die Mittel beizuschaffen, um ihre Stellung gegen jeden Angriff der Wilden, die nur Hassagaien oder Speere führten, zu befestigen? Sie hätten sich auf diesem Wege auch mit Mundvorrath und mit anderen für ihren Unterhalt nöthigen Dingen versehen können. Zur Zeit des Schiffbruchs befanden sich hundertundfünfzig Seelen an Bord; bei der großen Anzahl also und einer geeigneten Bewehrung hätten sie sich wohl schützen können, bis aus dem Holze des Wracks Boote oder kleine Schiffe gebaut gewesen wären; denn sämmtliche Zimmerleute und Schmiede befanden sich wohlbehalten unter der gelandeten Mannschaft. Wäre nach diesem Plane gehandelt worden, so hätten sie an der Küste hinfahren und ohne Schwierigkeit das Kap erreichen können."

„Dieß dürfte allerdings der verständigste Weg gewesen seyn, der sich einschlagen ließ."

„Der Kapitän mußte ganz und gar seinen Kopf verloren haben, als er so handelte. Es stand ihm Alles zu Gebot — die Mittel — die Mannschaft zu Erbauung der Boote, Mundvorrath, Waffen, Segel und Tauwerk; und doch warf er alle diese Beihülfe weg, um das Unmögliche zu versuchen."

„Ich glaube nicht, daß er unter den Geretteten war?"

„Nein, er gehört unter diejenigen, von denen nie wieder etwas gehört werde. Um jedoch fortzufahren: — schon ihr erster Tagmarsch hätte ihnen zur Warnung dienen und sie bewegen sollen wieder nach dem Wrack zurückzukehren. Die Wilden raubten ihnen Alles und warfen sie mit Steinen. Ein Holländer, Namens Trout, der sich wegen eines Mordes, den er in der Colonie begangen, nach dem Kafferlande geflüchtet hatte, traf mit ihnen zusammen, und erklärte den Versuch für unausführbar, weil der Weg durch viele Wildenstämme, über breite Flüsse, durch wasserleere Wüsten und durch Gegenden führe, wo es von Raubthieren wimmle; aber sie ließen sich nicht rathen und gingen ihrem Verderben entgegen. Sie waren damals noch nicht zwei Stunden von dem Wrack entfernt und hätten also noch vor Einbruch der Nacht dasselbe wieder erreichen können.“

„Läßt sich aber nicht billigerweise annehmen, daß der größere Theil der Mannschaft, namentlich die Passagiere, nach einem so schrecklichen Schiffbruch jeden andern Ausweg dem einer Wiedereinschiffung vorzogen?“

„Du magst Recht haben; aber dennoch hätte sich auch ein derartiges Gefühl überwinden lassen, wenn sie von einem verständigen Führer berathen worden wären, der ihnen ja bloß vorzuhalten brauchte, wie sie nach England kommen wollten, wenn sie sich vor einem Schiffe fürchteten.“

„Sehr wahr Onkel. Ich bitte, fahrt fort.“

Dem Berichte zu Folge, welchen die zurückgekehrten Matrosen erstatteten, wurden sie, noch ehe sie eine Woche gewandert waren, von einem großen Haufen Eingeborner angegriffen, deren Schlägen und Mißhandlungen sie sich schon bisher hatten unterwerfen müssen; da aber jetzt die Wilden entschlossen zu seyn schienen, sie zu ermorden, so wehrten sie sich, so gut sie konnten, und schlugen durch ihre Anzahl, denn sie beliefen sich fast auf hundert Mann, die Feinde ab, obschon es nicht ohne viele schwere Wunden für sie selbst ablief.

Nach einigen weiteren Tagmärschen war ihr Mundvorrath aufgebraucht, und die Matrosen begannen zu murren; sie wollten für sich selbst sorgen, und sich nicht mit Weibern und Kindern belasten. Die Folge davon war, daß sich dreiundvierzig von den Uebrigen trennten und den Kapitän sammt allen männlichen und weiblichen Passagieren — unter den Kindern auch meine arme Elisabeth — ihrem Geschicke überließen."

„Welche Grausamkeit!"

„Freilich! Aber Selbsterhaltung ist das erste Naturgesetz, und ich fürchte, man erwartet vergeblich, daß Personen, die nicht unter dem Einflusse religiöser Grundsätze stehen, ihr Leben wagen oder sich viel Selbstverläugnung auflegen, wenn es gilt, das Elend Anderer zu erleichtern. Als Grund für diese Trennung wurden angegeben, es sey unmöglich für eine so große Anzahl Lebensmittel anzuschaffen; sie könnten daher getheilt wahrscheinlich besser ihr Auskommen finden. Der Haufen, welcher in solcher Weise vorauszog, hatte mit der schrecklichsten Noth zu kämpfen; sie zogen sich an der Küste hin, wo sie auf den Felsen keine andere Nahrung fanden, als Muscheln, mußten unaufhörlich über Flüsse setzen, die eine halbe, bis eine Stunde breit waren, konnten vor den Raubthieren, die umher strichen, nicht schlafen, und hatten endlich mit dem Wassermangel ihre bittere Noth. Auf diesem Zug fand eine abermalige Trennung Statt, und sie wanderten ohne Kleidung und Nahrung unter einer glühenden Sonne umher, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Einer nach dem Andern setzte sich nieder, um zurückzubleiben und zu sterben oder noch vor dem natürlichen Tode durch wilde Bestien verzehrt zu werden. Zuletzt sahen sie sich so auf's Aeußerste getrieben, daß sie den Vorschlag machten, unter sich das Loos zu werfen, welcher aus ihrer Mitte getödtet werden solle, um den Andern als Nahrung zu dienen; auch kehrten sie auf ihrem Wege wieder um, weil sie die Leichen ihrer Kameraden zu finden hofften, die ihnen Speise geben konnten. Endlich langten drei oder vier von der ganzen Mannschaft — halb geblendet, in einem Grade

erschöpft, daß sie kein Bein mehr tragen konnte, und nach dem Tode sich sehnend — an der Grenze der Colonie an, wo sie freundliche Aufnahme fanden und sich allmählig wieder erholten.

„Ihr sprecht jetzt von dem ersten Haufen, der sich von dem Kapitän und den Passagieren trennten. Ist's nicht so Onkel?“

„Ja.“

„Und was wurde aus den Begleitern des Kapitäns?“

„Ueber sie ließ sich keine weitere Kunde vernehmen. Ihr Schicksal blieb unbekannt, und man vermuthete lange Zeit, sie seyen sammt und sonders umgekommen; denn wenn schon die Matrosen, die doch an Mühe und Gefahr gewöhnt waren, so viel zu erdulden hatten, was stand für hülflose Weiber und Kinder zu hoffen? Einige Jahre später verbreitete sich übrigens das Gerücht, sie seyen noch am Leben und befänden sich unter den Wilden. Le Vaillant gab zum erstenmal davon Nachricht; aber dann verrauschte die Sache wieder, und Niemand schenkte der Angabe Glauben. Seit jener Zeit scheinen übrigens die Berichte verschiedener Reisenden Le Vaillants Behauptung zu bekräftigen. Der Artikel, den Du eben in der Zeitung gelesen, erneuert die Versicherung, und die Personen, von denen er ausgeht, sind in jeder Hinsicht glaubwürdig. Da kannst Dir daher denken, mein theurer Sohn, wie schmerzlich es mir wird, wenn ich derartige Berichte lesen — der Gedanke, mein armes Mädchen, das auch unter den Unglücklichen war, könne noch am Leben und in einen Zustand von Barbarei zurückgesunken seyn — die Keime des Glaubens längst erstorben in ihrem Busen — sie längst umgewandelt in eine verwahrloste Wilde, die nichts von ihrem Gott weiß!“

„Aber selbst angenommen, lieber Onkel, daß meine Tante noch am Leben wäre, so war sie doch zur Zeit des Schiffbruchs nicht so jung, um Alles, was ihr gelehrt wurde, ganz zu vergessen.“

„Möglich; aber dann muß ihre Lage noch viel schmerzlicher seyn — oder gewesen seyn, sollte ich lieber sagen; denn wahrschein-

lich ist sie längst todt — oder wenn nicht, so muß sie schon in einem reifen Alter stehen. Ueberhaupt ersiehst Du aus dem Zeitungs-Berichte der Reisenden, daß nur von den Abkömmlingen derjenigen die Rede ist, welche in dem Grosvenor verloren gingen. Der Gedanke, daß meine Enkel in den Zustand der Barbarei zurückgekehrt seyn könnten, ist mir schmerzlich genug, und wollte Gott, es wäre möglich, die Wahrheit zu entdecken; denn die Ungewißheit ist das Allertrostloseste. Ich habe nur noch einige Jahre zu leben, Alexander; Du weißt, ich stehe schon in hohem Alter und kann morgen oder gar heute schon abgerufen werden, denn wir wissen nicht, was der folgende Tag bringen mag. Hätte ich nur die Ueberzeugung, mein Kind sey gestorben — gleichviel wie kläglich auch ihr Tod gewesen seyn mochte — so würde ich mich glücklich schätzen in dem Bewußtseyn, daß sie nicht unter diejenigen gehört, von deren Nachkommen hier gesprochen wird. Wenn Du wüßtest, wie diese schreckliche Ungewißheit seit dreißig Jahren schon an meinem Herzen gezehrt hast, so könntest Du meine Angst begreifen; doch Gottes Wille geschehe. Laß dich übrigens nicht länger abhalten, Alexander; ich möchte allein seyn."

Auf diese Andeutung ergriff Alexander mit ehrfurchtsvoller Theilnahme die dargebotene Hand seines Großonkels und verließ ohne weitere Gegenrede das Zimmer.

Zweites Kapitel.

Das im vorigen Kapitel erwähnte Gespräch machte einen tiefen Eindruck auf Alexander Wilmot. Er verbrachte eine schlaflose Nacht und konnte sich den Gegenstand desselben bis fast vier Uhr Morgens

nicht aus dem Sinne schlagen. Der Schiffbruch des Grosvenor fiel in eine Zeit, als er noch nicht geboren war, und man hatte ihm schon als Kind in allgemeinen Umrissen mitgetheilt, daß eine von seinen Verwandten bei dieser Gelegenheit umgekommen sey. Aber obschon die Erzählung damals einigen Eindruck auf sein junges Gemüth machte, so hatte er doch seitdem selten oder nie wieder davon sprechen hören und daher das Ganze beinahe vergessen. Er war deßhalb höchlich überrascht, als er fand, welchen tiefen Eindruck jenes Unglück noch immer auf seinen Großonkel übte, obschon er desselben nie vor ihm Erwähnung gethan hatte; denn es war in der That Alexanders Gedächtniß ganz entschwunden, daß es die einzige Tochter seines Großonkels gewesen, die mit dem Schiffe verloren gegangen war.

Alexander Wilmot liebte den alten Herrn mit Innigkeit und hatte auch alle Ursache dazu, denn unmöglich hätte er mit mehr Liebe und Wohlwollen behandelt werden können, als dies von Seiten des Baronets geschah. Erst eine Woche vorher hatte er den Wunsch ausgedrückt, den Continent zu bereisen, und Sir Charles ertheilte augenblicklich seine Einwilligung, indem er ihm gestattete, wenn es ihm Freude mache, zwei Jahre lang auszubleiben. Obschon er übrigens Alexanders Plane Beifall zollte, konnte er doch nicht umhin, eine Bemerkung über sein eigenes gebrechliches Alter und über die Wahrscheinlichkeit fallen zu lassen, daß sie sich in dieser Welt wohl nie wieder sehen dürften. Diese Andeutung übte auf Alexander einen so tiefen Eindruck, daß er fast sein Gesuch bereute und seitdem nicht mit sich einig werden konnte, ob er von der aufopfernden Güte, welche ihm der alte Herr in der bereitwilligen Genehmigung seines Wunsches zu Theil werden ließ Gebrauch machen sollte, oder nicht.

Das Gespräch mit Sir Charles hatte eine neue Idee in ihm geweckt. Er war Zeuge der schmerzlichen Beängstigung gewesen, welche sein alter Onkel über das Schicksal seiner Tochter an den

Tag gelegt — hatte von seinen eigenen Lippen gehört, wie lange die Ungewißheit über ihr Schicksal an seinem Herzen genagt, und wußte, daß eine genügende Ueberzeugung in dieser wichtigen Angelegenheit das Einzige war, was dem Greise eine glückliche Sterbestunde bereiten und ihn aus vollem Herzen sagen lassen konnte: „Herr, jetzt lässest du deinen Diener im Frieden dahin fahren.“ Warum sollte er sich also nicht auf den Weg machen, um die Wahrheit zu erforschen? Die Reise nahm ihn vielleicht eben so lang in Anspruch, als die Tour auf dem Continent, zu welcher sein Großonkel so bereitwillig Ja gesagt hatte, und statt für sein Vergnügen in der Welt umherzuziehen, konnte er ja wohl das Mittel werden, die Herzensruhe eines Mannes zu beschwichtigen, der so gütig gegen ihn gewesen war. In der That schien ihm auch ein Zug in das Innere von Afrika weit interessanter zu seyn, als ein bloßer Aufenthalt auf dem Continent; denn schon die Gefahr, die Vorahnung von Beschwerden und Entbehrungen sprach seine muthige Seele in hohem Grade an, und noch ehe er einschlief, war er schon mit sich einig geworden, seinem Onkel diese Reise vorzuschlagen und, im Fall er dessen Zustimmung erhielt, unverzüglich aufzubrechen. Nachdem er zu diesem Entschlusse gekommen war, schlummerte er ein und träumte bis Morgens um 8 Uhr von Elephantenjagden und Kämpfen mit wilden Thieren aller Art, die seine fruchtbare Einbildungskraft nach Afrika versetzte. Wie er Morgens geweckt wurde, war das Vornehmen der letzten Nacht eher noch gekräftigt als geschwächt, und er brachte nach dem Frühstück den Gegenstand zur Sprache.

„Mein theurer Onkel,“ sagte er zu Sir Charles, „Ihr seyd so gütig gewesen, mir eine zweijährige Reise auf dem Festland zu gestatten.“

„Allerdings, Alexander. Ich finde in Deinem Alter den Wunsch, die Welt zu sehen, ganz natürlich, und Du hast meine volle Zustimmung. Wann willst Du aufbrechen?“

„Die muß sich nach den Umständen richten, die ich ganz von Euch abhängig mache. Offen gestanden, ich glaube nicht, daß man viel von der Welt sieht, wenn man dem viel betretenen Pfade folgt, den so viele unserer Landsleute vor uns eingeschlagen haben.“

„Darin bin ich mit Dir einverstanden. Bei der gegenwärtigen hohen Stufe der Civilisation findet man in den Sitten und Gebräuchen der Völker nur wenig oder gar keinen Unterschied — an den Höfen jedenfalls keinen, und in der bessern Gesellschaft, die Du natürlich aufsuchst, nur geringen, während die Masse der Bevölkerung gleichfalls nicht die bedeutende Abwechslung bietet, die man sich gewöhnlich verspricht. Indeß ist doch immmerhin der Schauplatz der alten Geschichte mit seinen Ueberresten aus vergangenen Jahrhunderten interessant genug und wird Vergnügen gewähren; es hängt dabei nur von dem Geiste ab, mit dem Du beobachtest, ob Dir die Reise von Nutzen werden soll, oder nicht. Freilich wandern die meisten Menschen nur aus Liebe zur Veränderung, weil sie Aufregung gibt.“

„Ich gebe dies zu, Onkel, und will gern glauben, daß mir eine Tour über den Continent viel Vergnügen gewähren würde; aber vielleicht dürfte ich doch mehr Nutzen daraus ziehen, wenn ich sie verschöbe, bis ich ein wenig älter und klüger geworden bin. Seyd Ihr nicht auch dieser Ansicht?“

„Allerdings, Alexander. Aber was dann? Willst Du etwa vorderhand in England bleiben? Wenn dies der Fall ist, so bin ich überzeugt, das Du's nur um meinetwillen thust, und ich bin Dir sehr dankbar für das Opfer.“

„Wenn Ihr es wünscht, Onkel, so werde ich natürlich in England bleiben. Jedenfalls habe ich, wenn ich nicht anderswohin gehe, vorderhand meine Festlandreise aufgegeben; dagegen liegt mir ein anderer Vorschlag auf dem Herzen, der, wie ich hoffe, Euren Beifall finden wird.“

„So sprich, Alexander, auf welchen andern Ausflug hast Du's

abgesehen? Wünschest Du etwa die Vereinigten Staaten oder Süd-Amerika zu besuchen?"

„Nein, ich möchte eine Reise machen, die noch mehr Interesse verspricht — nämlich nach Afrika. Was sagt Ihr dazu, wenn ich mich nach dem Kap der guten Hoffnung einschiffte und von dort aus nordwärts zöge, um wo möglich über eine Sache Gewißheit einzuziehen, die für Euch eine Quelle schmerzlicher Unruhe ist? Auf diese Weise könnte ermittelt werden, was aus den Schiffbrüchigen des Grosvenor wurde, von denen wir seitdem nichts Sicheres erfahren haben."

Sir Charles blieb eine Weile stumm. Er drückte seine Hände an die Stirne, ließ sie endlich sinken und erwiederte:

„Nein, mein theurer Junge, ich kann nicht — so sehr ich es auch wünschte, — ich kann nicht ja sagen, denn die Gefahr wäre zu groß. Du darfst Dein Leben nicht aufs Spiel setzen. Es ist sehr freundlich von Dir — sehr wohlwollend; aber nein, es darf nicht seyn."

„In der That, Onkel, ich glaube, Ihr werdet nach reiflicherer Erwägung Euern Sinn ändern. Ihr sprecht von Gefahr — welche Gefahr kann vorhanden seyn, da man doch die Missionäre Stations-Plätze errichten und unbeschädigt unter denselben Wilden leben läßt, die sich so feindselig benahmen, als der Grosvenor zu Grunde ging? Das Land, welches damals eine Wüste war, ist jetzt auf achtzig Stunden von derselben Stelle, wo das Schiff scheiterte, von Europäern bewohnt. Die beharrliche Auswanderung nach dem Kap, seit es unter britischer Herrschaft steht, und der Eifer derjenigen, welche allen Gefahren Trotz bieten, um den Heiden und Götzendienern das Wort Gottes zu verkünden, haben im Laufe von vierzig Jahren eine so gewaltige Veränderung hervorgerufen, daß ich in der Ausführung meines Vorschlags keine größere Gefahr sehe, als in einem Besuche von Neapel, und was die Zeit betrifft, so habe ich allen

Grund für die Annahme, ich werde nicht der zwei Jahre bedürfen, die ich Eurer Ansicht zu Folge auf dem Festland verweilen sollte."

„Aber wenn Dir ein Unfall zustieße, so könnte ich mir nie verzeihen, daß ich meine Einwilligung gab; die paar Tage, die ich noch zu leben habe, würden mir in Elend und Jammer verfließen."

„Lieber Onkel, wir sind in der Hand Gottes und laufen in unserer Kurzsichtigkeit oft der Gefahr entgegen, wenn wir ihr auszuweichen vermeinen. Was wir einen Zufall nennen — das Fallen eines Ziegels oder eines Steines, das Umschlagen eines Wagens, ein ganz unbedeutender oder unwahrscheinlicher Anlaß — kann uns abfordern, wann wir es am wenigsten erwarten. Mitten im Leben sind wir im Tode, und dieser Tod kann mir zustoßen, wenn ich in England bleibe, während ich ihn vielleicht durch diese Reise vermeide. Ich gebe zu, daß mir Beschwernisse und vielleicht auch Gefahren bevorstehen dürften; aber wenn man sich auf beides gefaßt hält, so ist man doch weit besser daran, als in einer vermeintlichen Sicherheit, in welcher der Ueberfall unversehens kömmt. Ich bitte Euch daher, Onkel, verweigert mir diese Gunst nicht. Ich habe mir die Sache wohl überlegt und würde mich sehr unglücklich fühlen, wenn Ihr mir nicht erlauben wolltet, die Kunde einzuholen, die Euch so sehr am Herzen liegt. Gestattet, daß meine Reisen Euch eben so gut als mir selbst einigen Vortheil bringe, und verweigert mir meine Bitte nicht länger."

„Du bist ein guter Junge, Alexander, und Dein liebevoller Sinn macht mir den Abschied nur um so schwerer. Ich weiß kaum was ich sagen soll. Lassen wir vorderhand den Gegenstand beruhen; wir können ja morgen oder übermorgen wieder davon sprechen, denn ich muß Zeit zur Ueberlegung haben."

Alexander Wilmot ermangelte nicht, am folgenden Tage seine Bitten zu erneuen, ohne jedoch die Einwilligung seines Onkels erringen zu können. Dies entmuthigte ihn übrigens nicht. Er

hatte aus der Bibliothek alle Werke, die er über das südliche Afrika finden konnte, gesammelt und verstärkte seine Gründe durch Citate aus verschiedenen Autoren, dadurch den Beweis zu führen suchend, daß er unter Anwendung der geeigneten Vorsichtsmaßregeln ohne viel Gefahr durch das Land reisen könne. Unter dergleichen Vorstellungen wurden die Gründe des alten Herrn mit jedem Tage schwächer, bis er endlich seine Zustimmung gab. Inzwischen hatten die Bücher, welche Alexander gelesen, eine große Wirkung auf unsern jungen Freund geübt. Als er sich zuerst zu der Sendung erbot, leitete ihn vorzugsweise das Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen Großonkel; aber jetzt sehnte er sich auch um seiner selbst willen nach dem Süden Afrika's. Die Schilderung der Kämpfe mit wilden Thieren, die Menge und Verschiedenartigkeit des aufzufindenden Wildes und die beharrliche Aufregung, die dort in Aussicht stand, entzündeten seine Einbildungskraft und seine Jagdlust dermaßen, daß er um die Erlaubniß bat, ohne Zögerung aufbrechen zu dürfen, indem er Sir Charles bedeutete, je früher er gehe, desto früher werde er wieder zurück seyn. Dieser letzte Grund war nicht ohne Gewicht, und Alexander durfte nun alle Vorbereitungen für die Reise treffen. Er zog Erkundigungen ein, bestellte sich einen Platz am Bord eines Freihändlers, welcher das Kap berühren sollte, und sechs Wochen von der Zeit an, als der Gegenstand das erste Mal zur Sprache gekommen war, fand der Abschied zwischen Neffen und Großonkel Statt.

„Möge Gott Euch segnen und Euch bis zu meiner Rückkehr wohl erhalten, Onkel," sagte Alexander, indem er ihm die Hand drückte.

„Der Herr beschütze Dich, mein theurer Sohn, und lasse Dich zurückkehren, damit Du mir die Augen schließest", versetzte Sir Charles in großer Bewegung.

Noch vor Einbruch der Nacht befand sich Alexander Wilmot in London, von wo aus er nach Portsmouth eilte, um sich daselbst einzuschiffen. Am anderen Tage lichtete das Surprise den Anker, lief

durch die Needles und stand gegen Abend schon weit im Kanal unten, mit oben und unten gesetzten Prallsegeln vor dem Winde steuernd.

Drittes Kapitel.

Ein wehmüthiges Gefühl umwölkte Alexander Wilmots Züge, als am folgenden Morgen das Schiff unter schwerem Segeldruck schnell von den Küsten seiner Heimath sich entfernte. Er blieb auf der Hütte und ließ seine Augen auf dem Lande haften, dessen Umrisse mit jedem Momente unbestimmter wurden. Seine Gedanken kann man sich leicht denken. Werde ich jenes Land je wiedersehen? Kehre ich zurück oder werden meine Gebeine in Afrika bleiben — vielleicht nicht einmal begraben, sondern in der Wüste bleichend? Und wenn ich wieder anlange — werde ich den alten Onkel noch am Leben treffen, oder ist er in Folge der Last seiner Jahre abgerufen nach dem stillen Grabe? Doch wir sind in der Hand eines gnädigen Gottes — sein Wille geschehe!

Sobald das Land nicht länger sichtbar war, wandte sich Alexander ab und bemerkte jetzt, daß ein junger Mann von seinem eigenen Alter, welcher augenscheinlich eben so, wie er selbst, in Träumereien verloren gewesen war, ganz in der Nähe stand. Da er beim Umwenden gegen den Fremden anstieß, so hielt er es für billig, seine unabsichtliche Handlung zu entschuldigen, und dies gab Anlaß zu einem Gespräche.

„Ich glaube, Sir," sagte der Andere, ein großer, schmächtig gebauter Jüngling von dunkler Gesichtsfarbe, „daß wir beide uns in ähnlichen Gedanken ergingen, als wir von der heimathlichen Küste Abschied nahmen. Jeder Engländer thut dies — oder überhaupt

Jeder, der sein Vaterland liebt, mag er was immer für einem Volke angehören. Wir finden dieses Gefühl bei dem Wilden eben so ausgeprägt, wie bei dem Gebildeten — es waltet überall. Ja, wir könnten sogar sagen, es steige noch tiefer hinab — bis zu den unvernünftigen Thieren, welche gleichfalls ihre Wohnplätze lieben und denselben treu bleiben."

„Sehr wahr, Sir," versetzte Alexander; „aber bei den Thieren ist es, wie Ihr sagt, doch nur bloße Anhänglichkeit an eine Lokalität, während bei den Menschen hoffentlich von einem edleren, großartigeren Gefühle die Rede ist."

„Und auch mit Recht, da wir um so viel edler begabt sind. Dies ist vermuthlich nicht Eure erste Reise?" fuhr der Fremde fort.

„Doch," erwiederte Alexander. „Vor dem gestrigen Tage war ich nie außerhalb der Grenzen Englands oder überhaupt an Bord eines Schiffes."

„Das hätte ich kaum gedacht," bemerkte sein Gefährte. „Alle übrigen Passagiere leiden an der Seekrankheit, und nur wir beide sind auf dem Deck. Ich vermuthete daher, Ihr seyet schon früher auf dem Wasser gewesen."

„Gestern Abend habe ich mich sehr schwindlich gefühlt," entgegnete Alexander, „aber diesen Morgen spüre ich durchaus keine unangenehme Empfindung. Ich glaube, es gibt Leute, die der Seekrankheit nicht ausgesetzt sind."

„Nur sehr wenige; aber es scheint, daß Ihr unter diese höchst glücklichen Personen gehört. Ich wenigstens weiß aus Erfahrung, wie peinlich diese Krankheit dem davon Befallenen eine Weile zusetzt. Das Frühstück wird übrigens bald bereit seyn; glaubt Ihr, daß Ihr etwas essen könnt?"

„Ja, ein wenig — nicht viel; eine Tasse Thee oder Kaffee," erwiederte Alexander. „Indeß kann ich nicht sagen, daß ich meinen gewöhnlichen Appetit hätte. Wie nennt man jenen Vogel, der über dem Wasser hinstreicht?"

„Der Mann der Wissenschaft nennt ihn Procellarius, was in unserer guten Muttersprache den Sturmvogel bedeutet. Seine Anwesenheit verkündet das baldige Eintreten rauhen Wetters.“

„Dann hätte er fortbleiben können,“ sagte Alexander lachend; „denn bei rauhem Wetter wird natürlich das Schiff noch mehr schwanken, und die Bewegung wird mir schon jetzt zu viel.“

„Ich glaube, wenn Ihr — auch ohne Appetit — Euer Frühstück einnehmt und auf dem Deck bleibt, so könnt Ihr über jedes weitere Unwohlseyn wegkommen,“ versetzte der Fremde.

„Haben wir viele Passagiere an Bord?“

„Neun oder zehn — und dies ist eine kleine Zahl; wenigstens meint dies der Kapitän, der sich über sein schlechtes Glück beklagt. Sie bestehen meist aus Frauenzimmern und Kindern. Auch ein Kap-Gentlemen ist da, der lange in der Kolonie wohnte und jetzt dahin zurückkehrt. Ich habe mich mit ihm unterhalten und einen sehr einsichtsvollen Mann an ihm gefunden. Doch da kömmt der Aufwärter, um uns kund zu thun, daß das Frühstück bereit sey.“

Die Person, mit welcher Alexander Wilmot gesprochen, war ein Mr. Swinton, ein Mann von einigem unabhängigem Vermögen, welcher aus wissenschaftlichem Drange, der ihn vorzugsweise zum Studium der Naturwissenschaften hintrieb, sich keinem bestimmten Berufe geweiht hatte, sondern sich mit seinem Einkommen begnügte, das für seine Bedürfnisse zureichte und ihn in die Lage setzte, der gedachten Lieblingsbeschäftigung nachzuhängen. Er befand sich jetzt auf dem Wege nach dem Kap der guten Hoffnung, ohne sich dabei einen anderen Zweck vorgesteckt zu haben, als die Untersuchung der Produkte jenes Landes; auch gedachte er, seine wissenschaftlichen Untersuchungen auf dem Kap in größerer Ausdehnung zu verfolgen, als es ihm bisher möglich gewesen war.

Noch ehe sie zu Madeira angelangt waren, wo das Schiff drei Tage Halt machte, um Wein und frischen Mundvorrath einzunehmen, hatte sich bereits zwischen Alexander und Mr. Swinton ein sehr ver-

trautes Verhältniß hergestellt, obschon noch Keiner wußte, warum der Andere nach dem Kap reiste. Beide waren zu zartfühlend, um Fragen zu stellen, und Jeder wartete daher, bis der Andere aus freiem Antriebe seine Gründe enthüllte.

Wir haben bereits erwähnt, daß noch andere Passagiere zugegen waren — darunter ein Gentlemen, der in der Kapstadt wohnte und daselbst einen einträglichen Regierungsposten verwaltete. Er war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren und sehr wohlwollendem, gewinnendem Aeußeren; auch machte Alexander, als er zu Madeira seine Empfehlungsbriefe musterte, die gelegene Entdeckung, daß sich auch ein Schreiben an diesen Gentleman darunter befand. Er übergab es natürlich unverweilt, obschon er mit seinem Reisegefährten bereits auf vertraulichem Fuße stand, und Mr. Fairburn (denn dies war sein Name) nahm daraus Anlaß, sich näher für die Wohlfahrt unseres jungen Freundes zu interessiren. Das Empfehlungsschreiben rechtfertigte ihn auch, Alexander über den Anlaß zu seiner Kapreise zu befragen; denn Mr. Fairburn hatte aus dem Schreiben ersehen, daß er der Erbe Sir Charles Wilmots war und daher wahrscheinlich nicht als Spekulant oder Auswanderer in die Fremde zog.

Es ist kaum zu bemerken nöthig, daß Alexander keinen Anstand nahm, einem Manne zu vertrauen, der ihm für den Zweck seiner Reise so wesentliche Beihülfe leisten konnte.

Die übrigen Passagiere waren drei junge Damen, die zu ihren Verwandten in Indien reisten, und eine Frau, die mit ihren zwei heirathsfähigen Töchtern ihrem Gatten, einem Obristen in der bengalischen Armee, nachzog. Sie waren recht angenehme Leute, namentlich die jungen Frauenzimmer, die ein sehr lebhaftes Häuflein bildeten, wie denn überhaupt die Kajüte des Surprise eine hübsch trauliche Gesellschaft barg. Bald nach dem Aufbruch von Madeira trat schönes Wetter ein, und Alles vereinigte sich, um die Fahrt leidlich zu machen.

Die Zeltdecken wurden ausgebreitet, die Stühle heraufgeholt,

und der größere Theil des Tages auf dem Halbdecke und auf der Hütte des Schiffes verbracht, das viele Tage vor den Passatwinden abwärts lief, weil der Käpitän nach Rio wollte, um daselbst für den Rest der Reise frische Mundvorräthe einzunehmen.

Als eines Morgens Alexander und Mr. Fairburn beisammen saßen, bemerkte der Erstere:

„Ihr habt wohl schon viele Jahre auf dem Kap zugebracht, Mr. Fairburn?"

„Ja. Ich wurde, als ich von Indien zurückkehrte, gefangen genommen und blieb ein Jahr in der Kapstadt, welche damals noch den Holländern gehörte. Man hatte im Sinne, mich als Gefangenen nach Holland zu schicken, und ich wurde in der Saldanha-Bai an Bord eines Schiffes gebracht, das übrigens von den Engländern gekapert wurde. Nachdem später die Engländer das Kap weggenommen hatten, bot man mir wegen meiner Ortskenntnisse, die ich mir durch langen Aufenthalt erworben, eine Stelle an, welche ich nicht ablehnte, und als die Kolonie wieder an Holland kam, kehrte ich nach England zurück. Nach der zweiten Wegnahme wurde mir mein alter Posten übertragen und ich bin seitdem fast immer auf dem Cap gewesen."

„Dann seyd Ihr wohl in der Geschichte der Kolonie sehr bewandert?"

„Allerdings; und wenn Ihr es wünscht, mache ich mir eine Freude daraus, Euch dieselbe in Kürze mitzutheilen."

„Es wird mir das größte Vergnügen gewähren, denn ich muß gestehen, daß ich nur wenig davon weiß und dieses Wenige den Reisebeschreibungen verdanke, welche ich nur hastig durchgelesen habe."

„Ich glaube, es war im Jahre 1672, als Holland den Entschluß faßte, an dem Kap eine Niederlassung zu gründen. Die Eingeborenen, welche den Strich um die Kapstadt bewohnten, waren die Hottentoten, ein sanftes, harmloses Volk, das ganz von dem Ertrag seines Viehes lebte. Sie verstanden sich nicht auf den Ackerbau, be-

saßen aber große Heerden von Hornvieh, Schafen und Ziegen, mit denen sie die ausgedehnten Weidegründe des Landes bestrichen. Die Geschichte der Gründung einer Kolonie ist, wie ich fürchte, bei den meisten, wo nicht gar bei allen, die gleiche: man fängt damit an, sich durch alle erdenkliche Mittel die Geneigtheit des Volkes zu verschaffen, bis man festen Fuß im Lande gewonnen hat, und behandelt dann die Eingeborenen mit Barbarei und Ungerechtigkeit.

„Die Hottentoten, die sich durch freundliches Benehmen und Geschenke gewinnen ließen, hielten es für unverfänglich, wenn Fremde einen kleinen Theil ihres ausgedehnten Gebietes besaßen, und gaben daher bereitwillig zu Gründung der Kolonie ihre Zustimmung. Sie kosteten damals zum ersten Male in ihrem Leben das, was ihnen später Verderben und Sklaverei brachte — nämlich den Taback und gebrannte Wasser. Man beschenkte die armen Hottentoten mit diesen Giften, bis sie eine Leidenschaft dafür gewonnen hatten, und machte sie sodann zum Gegenstand des Tausches. Eine Pfeife Taback oder ein Glas Branntwein war der Preis eines Ochsen, und so wurden die Kolonisten täglich reicher, während die Hottentoten verarmten.

„Die Kolonie vergrößerte sich schnell, bis sie endlich stark genug war, daß der Gouverneur keine Umstände mehr machte, sich so vielen Landes zu bemächtigen, als die Regierung zu behalten oder zu vergeben wünschte, und die Hottentotten machten nun die Entdeckung, daß ihnen nicht nur ihr Vieh, sondern auch die Mittel, sich selbst zu nähren, entrissen waren. Zuletzt hatten sie gar nichts mehr als ihre Leidenschaft für Taback und Branntwein, deren sie sich nicht entledigen konnten. Da sie das Land ihrer Väter nicht verlassen wollten, und keinen andern Ausweg sahen, um sich die ersehnten berauschenden Getränke zu verschaffen, so verkauften sie sich selbst und ihre Dienste an die weißen Kolonisten, indem sie sich begnügten, die Heerden, welche vordem ihr Eigenthum waren, zu hüten und nach den

Weidegründen desselben Landes zu führen, das sie von ihren Vorfahren ererbt hatten."

„Sie wurden also Sklaven?" fragte Alexander.

„Nein; man behandelte sie zwar viel schlechter, aber dennoch waren sie niemals Sklaven — dies ist ein Punkt, auf den ich besonders aufmerksam machen möchte. Sie wurden eine Art Feudal-Eigenthum der Holländer und sahen sich genöthigt, sich zu verdingen und für einen sogenannten Lohn zu arbeiten, den sie selten oder nie bekamen; auch wurden sie der härtesten, grausamsten Behandlung ausgesetzt, ohne dafür Genugthuung erhalten zu können. Dennoch wurden sie nie gekauft und verkauft, wie die Sklaven, welche später von der Ostküste Afrikas und von Madagascar eingeführt wurden. Die Lage der Sklaven war meiner Ansicht nach unendlich besser, denn es lag in dem Interesse der Eigenthümer, das Leben eines Geschöpfes, für das sie zwei oder dreihundert Reichsthaler bezahlt hatten, nicht zu gefährden oder zu vernichten, während dagegen der holländische Bauer oder Pflanzer einen Hottentoten für gar nichts anschlug. Mußte das Vieh an Orten gehütet werden, wo es viele Löwen gab, so wurde dieses Geschäft nicht einem Sklaven, sondern einem Hottentoten übertragen, da dieser nichts gekostet hatte und sich leicht wieder ersetzen ließ. Kurz, das Leben eines Eingeborenen wurde als völlig werthlos betrachtet, und es unterliegt keiner Abrede, daß sich die Pflanzer nichts daraus machten, einen Hottentoten wegen des geringsten Versehens niederzuschießen."

„Wie schrecklich! Aber hat die holländische Regierung dies geduldet?"

„Sie konnte es nicht wohl ändern und mußte deshalb ein Auge zudrücken; die Verbrecher waren außer ihrem Bereiche. Ich will übrigens fortfahren und Euch einen weiteren Blick in die Sache thun lassen, indem ich Euch die holländischen Bauern oder Pflanzer schildere, welche an die Stelle der armen Hottentoten traten.

„Die holländische Regierung bemächtigte sich allen Landes, das

den Hottentoten gehörte, und vergabte es an ihre eigenen Unterthanen, die jetzt Viehzüchter wurden und ungeheure Heerden besaßen; auch pflanzten sie den Boden in der Nähe ihrer Wohnungen an. Mit der Ausdehnung der Kolonie steigerte sich auch die Nachfrage nach Land und zuletzt war der gesammte nutzbare Grund und Boden bis an das Land der Kaffern hin — ein schöner kriegerischer Stamm, von dem ich später sprechen werde — seine Herren hatte. Man muß übrigens nicht glauben, daß alle Hottentoten-Stämme zu Leibeigenen wurden. Einige trieben ihr Vieh aus dem Bereich der Holländer nordwest an die Grenze des Kafferlandes, während andere ihres Eigenthums beraubt, die Ebenen verließen und ins Gebirge zogen, wo sie von der Jagd und vom Raube lebten. Die letzteren erhielten den Namen Buschmänner, den sie heutigen Tages noch führen. Sie lebten in großer Armuth, wohnten in Höhlen, waren stets dem äußersten Hunger preisgegeben und minderten sich bald zu einem sehr kleinen Stamme, der sich nie wieder erholen konnte.

„Die holländischen Boern oder Pflanzer, welche im Innern und fern von der Kapstadt lebten, hatten mit vielen Feinden zu kämpfen — nämlich mit den reißenden Thieren des Waldes, von dem Löwen bis zu dem Schakal herunter, die ihre Heerden verwüsteten, und außerdem noch mit den räuberischen Buschmännern. In steter Gefahr zogen sie nie ohne ihre Schießgewehre aus, und sie sowohl, als ihre Abkömmlinge, wurden ein kräftiges, derbes, muthiges Geschlecht, das sich gut auf den Gebrauch der Feuerwaffen verstand, aber zu gleicher Zeit im höchsten Grade grausam und habsüchtig war. Die unbedingte Gewalt, die sie über die Sklaven und Hottentoten besaßen, wirkte sehr entsittlichend und machte sie zu tyrannischen Bluthunden. Der Sitz der Regierung war zu ferne, als daß die Macht derselben sie hätte erreichen können; sie boten ihr daher Trotz, erkannten kein anderes Gesetz und überhaupt keine Oberherrlichkeit an, als ihren eigenen Willen, und machten sich offen eines jeden Verbrechens schuldig, ohne sich um die Entdeckung zu kümmern.“

„Ich habe allerdings von der großen Grausamkeit gelesen, welche von Seiten dieser holländischen Bauern geübt wurde, hätte aber nimmermehr gedacht, daß es so gar schlimm war.“

„Die Quelle dazu lag in dem größten Fluche, den die Menschheit kennt — in der Sklaverei; denn nichts wirkt so entsittlichend. Die Boern wurden in der Ansicht erzogen, ein Hottentot, Buschmann oder Kaffer sey nicht besser, als ein Thier des Feldes, und wurde demgemäß behandelt. Sie bebten vielleicht vor dem Gedanken zurück, einen Weißen zu ermorden, übten aber unter diesen armen Eingeborenen das Gemetzel im Großen und fanden nichts Arges darin. — Doch die Damen kommen herauf und wir werden unterbrochen; ich will daher für heute Eure Geduld nicht weiter in Anspruch nehmen. Schließen wir somit das, was ich den ersten Theil meiner kleinen Geschichte der Kapkolonie nennen möchte.“

Viertes Kapitel.

Alexander Wilmot fand zuviel Wohlgefallen an Mr. Swinton, um dessen Bekanntschaft nicht weiter zu kultiviren, und sie wurden bald sehr vertraut. Das Gespräch drehte sich oft um Swinton's Lieblingsstudium, die Naturgeschichte.

„Ich muß gestehen, daß ich in dieser Sache völlig unwissend bin,“ bemerkte Alexander eines Tages, „obschon ich fühle, daß sie dem Forscher hohes Interesse bieten muß. Ueberhaupt habe ich, wenn ich die Museen besuchte, oft gewünscht, Jemand in der Nähe zu haben, der mir erklären konnte, was ich nicht verstand, und mir so aus der Noth half. Freilich mag das Studium der Naturgeschichte eine gewaltige Aufgabe seyn, wenn man es nach allen Theilen verfolgen

will. Laßt mich einmal sehen — da haben wir die Botanik, die Mineralogie und die Geologie — alles dies gehört doch zum Ganzen?"

„Gewiß," versetzte Mr. Swinton lachend, „und dies sind vielleicht gerade die drei interessantesten Zweige. Dann kömmt noch die Zoologie oder das Studium des Thierreichs mit den betreffenden Unterabtheilungen: Ornithologie für die Vögel, Entomologie für die Insekten, Conchologie für die Muscheln, Ichthyologie für die Fische — lauter sehr harte Namen, die wohl im Stande sind, einen jungen Anfänger einzuschüchtern. Indeß kann ich Euch versichern, daß sich eine allgemeine Kenntniß dieser Gegenstände in einer Ausdehnung, welche zureicht, um Interesse zu wecken und stets Unterhaltung zu bieten, leicht erwerben läßt."

„‚Des Menschen beste Studie ist der Mensch,' sagt der Poet," bemerkte Alexander lächelnd.

„Die Poeten sind Männer der Dichtung, Sir Wilmot," versetzte Swinton. Wenn man den Menschen studiren will, hat man es nur mit seinen Inconsequenzen — mit den Verirrungen vom rechten Pfade zu thun, welche in seinem freien Willen bedingt sind. Im Erforschen der Natur aber trefft Ihr allenthalben auf den ordnenden Finger der Allmacht, welche in so wunderbarer Weise allen Thieren die Mittel zu ihrem Fortbestande zutheilt. Nicht nur der äußere, sondern auch der innere Bau der Thiere zeigt eine solche Abwechslung und ist so scharfsinnig darauf berechnet, sie jede Schwierigkeit überwinden und aller Genüsse, deren ihre Natur fähig ist, theilhaftig werden zu lassen, daß man jede Untersuchung mit neuem Staunen und gesteigerter Bewunderung über die herablassende Güte jener Meisterhand schließt, welche so weise für die Bedürfnisse des kleinsten Insektes gesorgt hat. Wohl fühlt man sich dann gedrungen, mit dem Psalmisten auszurufen: o Gott, wie mannigfaltig sind Deine Werke; in Deiner Weisheit hast Du sie alle gemacht!"

„Ihr stellt in der That das Studium in ein neues und sehr liebliches Licht," entgegnete Alexander.

„Je mehr man der Natur nachspürt, desto wundervoller findet man ihre Geheimnisse, und unter Beihülfe der Chemie machen wir jeden Tag neue Entdeckungen. Seht einmal her, Mr. Wilmot," fuhr Swinton fort, indem er einen Strohhalm auflas, welcher von dem Wind nach dem Halbdeck geblasen worden war; „glaubt Ihr wohl, daß zwischen diesem Halme und dem Stein in jenem Flintenschloß eine Analogie statt finde?"

„Gewiß nicht, ich möchte im Gegentheil glauben, sie seyen ihrem Wesen nach von einander so verschieden, als dies nur möglich ist."

„Und doch trügt der Anschein. Dieses Stückchen Weizenstroh enthält mehr als 60 Prozent Silicea oder Kieselerde, so daß er trotz seiner pflanzlichen Bildung fast aus zwei Drittheilen der härtesten Mineralsubstanz, die wir kennen, besteht. Man sollte kaum glauben, daß die Wurzelfasern dieser Pflanze im Stande wären, eine so harte Substanz aufzulösen und in sich aufzunehmen. Aber dennoch ist es der Fall."

„Höchst wunderbar."

„Ja wohl; aber dieß ist nicht das einzige Beispiel. Der phosphorsaure Kalk, welcher den Hauptbestandtheil der thierischen Knochen bildet, wird von den Pflanzen in gleicher Weise aufgesucht und verarbeitet. Die Gerste und der Haber enthalten ungefähr 30 Procent dieser Substanz, während sich in den meisten Holzarten und Pflanzen mehr oder weniger davon nachweisen läßt."

„Dieß überrascht mich weniger, als die Thatsache mit der Kieselerde, die mir fast unbegreiflich scheint."

„Gott ist kein Ding unmöglich. In Holland wächst eine Binse, die noch weit mehr Kieselerde enthält, als das Weizenstroh, und deßhalb von den Holländern zur Politur des Holzes und des Messings benützt wird. Unsere Kenntnisse sind noch sehr beschränkt, aber dennoch wissen wir, daß in den meisten, wo nicht in allen thierischen Gebilden Mineralsubstanzen gefunden werden; sogar der Farb=

stoff des Bluts ist nichts Anderes, als ein Oxyd und eine Phosphor-Verbindung des Eisens."

„Ich kann jetzt begreifen, warum Ihr für Eure Wissenschaft so begeistert seyd, Mr. Swinton, und bedaure nur, während der kurzen Frist unsere Reise aus Eurer Unterhaltung nicht so viel Vortheil ziehen zu können, als ich wünsche; denn sind wir einmal an dem Kap angelangt, so werden wohl, wie ich fürchte, unsere Zwecke nach sehr verschiedenen Richtungen führen."

„Sehr wahrscheinlich; denn ich habe im Sinne, möglichst weit ins Innere des Landes einzudringen," versetzte Mr. Swinton. „Dieß kann natürlich nicht in Eurer Absicht liegen."

„Meint Ihr? Und dennoch ist es der Fall," erwiederte Alexander. „Ich habe das Gleiche im Sinne, obschon vielleicht nicht in der nämlichen Richtung. Darf ich, ohne mir den Schein einer unpassenden Neugierde zu geben, fragen, welchen Weg Ihr einzuschlagen gedenkt?"

„Ich weiß hierauf keine bestimmte Antwort zu geben, denn die Richtung hängt ganz von dem Schutze ab, den ich treffe. Afrika bietet der Wissenschaft ein weites Feld, und ich kann kaum irgend wohin gehen, ohne für meine Reise reichlich belohnt zu werden. Wenn es Euch ergeht, wie mir, so würde es mich freuen, in Eurer Gesellschaft reisen zu können."

Mr. Fairburn, der auf das Verdeck gekommen war, hatte den letzten Theil des Gesprächs mitangehört und ließ nun die Bemerkung fallen:

„Ich glaube, es wäre gar nicht übel, wenn es Mr. Swinton wagen wollte, Euch auf Eurem Zuge zu begleiten, Mr. Wilmot. Indeß könnt Ihr dieß später besprechen, wenn ihr einmal länger beisammen gewesen seyd. Nichts fordert mehr Erwägung, als die Wahl eines Reisegefährten, da jede ernstliche Temperamentsunvollkommenheit die gelegentlichen Reisegenüsse sehr verbittern kann. Na, Wilmot, wenn Ihr die Naturgeschichte satt habt, und sie gegen die

weniger erfreuliche der Menschennatur vertauschen wollt, so bin ich bereit, Euch meine Beobachtungen ferner mitzutheilen."

„Ich werde Euch mit großem Vergnügen zuhören, Sir."

„Ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen, daß ich gleichfalls daraus Nutzen ziehe?" fragte Mr. Swinton.

„Gewiß nicht," erwiederte Mr. Fairburn, „obgleich ich fürchte, Ihr werdet darin nicht viel Belehrung finden, da Ihr schon früher auf dem Kap gewesen seyd. In einer früheren Unterhaltung mit Mr. Wilmot habe ich mich über die Art verbreitet, wie das Kap zuerst kolonisirt wurde und wie die Ansiedler allmählig die ursprünglichen Eigenthümer des Bodens in einen Zustand von Leibeigenschaft versetzten; fahren wir jetzt fort.

„Mit der Ausdehnung ihres Viehstandes brauchten die holländischen Bauern mehr Weideplätze, weßhalb sie den ganzen Strich südlich von dem Lande der Kaffern besetzten. Die Kaffern sind ein wildes muthiges Volk, dessen Reichthum hauptsächlich in Vieh besteht, und das man in manchen Punkten als den Hottentoten überlegen betrachten kann.

„Die Waffe des Hottentoten besteht aus dem Bogen und dem Pfeile; der Kaffer aber verschmäht es, in dieser Weise Krieg zu führen, wie er überhaupt ein Feind alles hinterlistigen Benehmens ist. Sein Angriffs- und Schutzmittel sind die Hassagaie, eine Art Speer, und der Schild; mit solcher Bewehrung kämpft er offen und tapfer. Auch die Landkultur ist ihm bis zu einer gewissen Ausdehnung nicht fremd; deßgleichen trifft man bei ihm mehr Reinlichkeit und Civilisation. Die Boern an der Kaffergrenze wurden oft von den Buschmännern und vielleicht auch hin und wieder von einigen Kaffern, die sich in einem gesetzlosen Zustande an der Grenze aufhielten, beraubt; doch wenn bei den Häuptlingen der letztern Beschwerde einlief, so wurde stets jede mögliche Vergütung geleistet. Damit waren übrigens die holländischen Bauern nicht zufrieden.

„Sie waren bei dieser Gelegenheit in das Land der Kaffern ge-

kommen, und hatten bemerkt, daß die Kaffern große Viehheerden besaßen. Ihre Habsucht machte sie nun schnell darauf aufmerksam, wie weit leichter sie sich bereichern könnten, wenn sie den Kaffern ihr Vieh abnähmen, als wenn sie es selbst nachzögen, und so oft die Buschmänner ein paar Stück stahlen, ergingen unverweilt Klagen nach der Kapstadt, auf welche man das Gesuch gründete, Mannschaft auf die Beine bringen und das Geraubte von den Kaffern wieder holen zu dürfen.

„Die also aufgebotene Macht hieß ein Commando und bestand aus sämmtlichen holländischen Boern und ihren Dienstleuten, welche gut bewaffnet und beritten waren. Nun ging es auf das Kafferngebiet los, und weil von unbekannten Personen ein paar Stücke Vieh gestohlen worden waren, so wurden die armen Wilden überfallen, die den zerstörenden Feuergewehren nur ihre Hassagaien entgegenzusetzen hatten. Die Holländer steckten die Kraals oder Dörfer in Brand, ermordeten ohne Unterschied Mann, Weib und Kind, und führten als Entschädigung für einen unbedeutenden Verlust vielleicht etlich und zwanzigtausend Stücke Vieh mit sich fort, welche den Kaffern gehörten.

„Letztere wurden natürlich über einen so dreisten Raub entrüstet und griffen die Boern an, um ihr Vieh wieder zu gewinnen. Aber wie ganz anders benahm sich nicht der verwahrloste Wilde dem christlichen Pflanzer gegenüber! Die Boern ermordeten freventlich Weiber und Kinder, die Kaffern aber thaten diesen wehrlosen Geschöpfen nie etwas zu Leide, und erschlugen nicht einmal die Männer, wenn sie ihr Eigenthum ohne Blutvergießen wieder erringen konnten.

„Aber wie konnte die holländische Regierung solche Gräuel zugeben?“

„Sie schenkte den Vorstellungen der Pflanzer Glauben und ertheilte demgemäß Befehle. Allerdings versuchte sie später, den Schauderscenen Einhalt zu thun, aber der Boern war ihrem Zügel

entwachsen, und in einem einzigen Falle, in welchem das holländische Ministerium eine besonders auffallende Gräuelthat der Pflanzer bestraft wissen wollte, gab der Kap-Gouverneur zur Antwort, er könne es nicht wagen, dem Wunsche der Regierung zu entsprechen, denn das System der Grausamkeit sey so allgemein üblich, daß er auch die mit in die Sache verwickelten ersten Personen der Kolonie strafen müßte.

„In diesem Zustand befand sich die Ansiedelung um die Zeit, als sie in den Besitz Englands kam — die Hottentoten galten als Leibeigene und wurden wie das Vieh des Feldes behandelt. Die Sklavenhändler führten Sklaven ein, und zwischen den Boern und Kaffern fand ein beharrlicher Krieg Statt."

„Ich hoffe, unsere Regierung machte dieser barbarischen Ungerechtigkeit bald ein Ende!"

„Dieß war nicht so leicht. Die Grenzpflanzer standen in Waffen gegen die englische Regierung auf, und die Hottentoten, die sich so lange geduldig verhalten hatten, flohen jetzt, um sich den Kaffern anzuschließen. Mit diesem Zuwachs griffen letztere die Grenzboern an, verbrannten ihre Häuser, führten ihr Vieh fort, und bemächtigten sich ihrer Waffen und ihrer Munition. Die Boern sammelten sich zu einer großen Streitmacht, und es kam zu einem abermaligen Kampfe, aus dem die Hottentoten und Kaffern siegreich hervorgingen; sie erschlugen den Anführer der Boern, verfolgten die Flüchtigen und metzelten Alles nieder, bis ihnen das Vorrücken der englischen Truppen Einhalt that. Doch ich kann nicht lang bei dieser Periode der Kapgeschichte verweilen. Der Krieg dauerte fort, bis die Eingeborenen, die endlich den Schutz Englands nachsuchten, sich bewegen ließen, ihre Waffen niederzulegen, und die Hottentoten kehrten wieder zu ihren früheren Herren zurück. Später kam die Kolonie wieder an die Holländer und verblieb denselben bis zum Jahr 1806, um welche Zeit sie für immer dem britischen Reiche beigefügt wurde. Die Holländer waren durch das Vorgefallene nicht klüger geworden;

sie behandelten die Hottentoten schlimmer als je, indem sie dieselben verstümmelten und sogar in ihrer Wuth ermordeten — recht als geschehe es der britischen Regierung zum Trotze. Aber es sollte bald eine Veränderung stattfinden."

„Jedenfalls war es hohe Zeit," bemerkte Alexander.

„Der Wechsel wurde durch die Missionäre herbeigeführt. Sie waren in das Innere eingedrungen und hatten mit eigenen Augen angesehen, welches schändliche System von Raub und Grausamkeit allenthalben geübt wurde. Ihre Berichte fanden Glauben, und es sollte nun anders kommen. Zum großen Verdruß und Erstaunen der Bauern brachte man die Gesetze, denen bisher Trotz geboten worden, in Anwendung; sie wurden belehrt, daß das Leben eines Hottentoten im Auge Gottes wie im Auge der Gerechtigkeit eben so werthvoll sey, wie das eines holländischen Boers, und daß die Regierung dieser Wahrheit Nachdruck geben werde. Dieß war der erste Schlag; aber bald nachher sollte die Elenden, welche so lange mit dem Leben ihrer Mitmenschen gespielt hatten, ein noch schwererer treffen. Die Presse nahm sich der Hottentoten an, und die Schrift eines Missionärs lenkte in England die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihre Lage. Ihre Sache fand im Unterhause Verfechter, und der Hottentot wurde für immer emancipirt."

„Gott sey Dank!" rief Alexander. „Das Blut kochte mir bei Eurer Schilderung. Nun ich aber höre, daß der arme Hottentot ein freier Mann ist, wird sich's wieder abkühlen."

„Vielleicht ist's gut, für heute aufzuhören, Mr. Wilmot," entgegnete Fairburn. „Morgen können wir unser Gespräch fortsetzen, wenn anders, wie der Matrose sagt, Wind und Wetter es gestatten."

Fünftes Kapitel.

Am andern Tage langte das Schiff vor Rio an und schickte unverweilt seine Boote nach frischem Mundvorrath ab. Die Passagiere stiegen nicht ans Land, weil der Kapitän erklärt hatte, er werde sich keine Stunde länger aufhalten, als unmittelbar nöthig sey, und am zweiten Abend ging es wieder dem Kap zu.

Die Möven flogen schaarenweise hinter dem Schiffe her, stürzten nieder und fingen alles Eßbare, das über Bord geworfen wurde, auf; das Gespräch führte daher bald auf diese Wasservögel.

„Wie unterscheiden sich wohl die Federn der Wasservögel von denen der übrigen?“ fragte Alexander. „Fallen Hühner oder sonstige Landvögel ins Wasser, so müssen sie ertrinken, sobald ihre Federn durch und durch naß geworden sind.“

„Ich glaube nicht, daß in den Federn der Vögel ein großer Unterschied stattfindet,“ entgegnete Mr. Swinton; „aber alle Wasservögel sind mit einem kleinen Behälter versehen, in welchem sich Oel befindet: mit diesem salben sie ihr Gefieder und machen es dadurch wasserdicht. Wenn Ihr darauf achtet, wie sich eine Ente putzt, so werdet Ihr finden, daß sie mit ihrem Schnabel stets nach dem Ende ihres Rückens langt, unmittelbar über der Stelle, wo sich der Schwanz anschließt. Dieß geschieht, um das Oel zu holen, mit welchem sie ihr Gefieder, während sie es glatt streicht, beschmiert, so daß es vom Wasser nicht durchdrungen werden kann. Hiezu ist übrigens häufige Erneuerung nothwendig, da sonst die Ente so gut ertrinken würde, als das Huhn.“

„Wie lange kann wohl ein Seevogel auf dem Meere bleiben?“

„Ich denke, nicht sehr lange, obgleich auch schon andere Ansichten aufgestellt worden sind. Freilich wissen wir von der Lebensweise dieser Thiere nicht so viel, als uns von andern bekannt ist.

„Können sie's lange unter dem Wasser aushalten?“

„Der größere Theil wenigstens nicht — zum Beispiel die ganze Klasse der Enten. Die Taucher halten schon länger aus; am längsten aber vermögen die Halbwasservögel, deren Füße nur mit halben Schwimmhäuten versehen sind, unter dem Wasser zu bleiben. Ich habe selbst mit angesehen, wie das gemeine englische Wasserhuhn mehrere Minuten auf dem Boden eines Stromes fortlief und dabei pickte und fraß, als sey es eben so sehr in seinem Elemente, wie auf dem Lande.“

„Ihr sagt, die Wasservögel können nicht lange auf dem Meere bleiben. Wohin gehen sie dann?“

„Sie nehmen ihre Zuflucht zu unbewohnten Inseln, zu Riffen, die stets über dem Wasser stehen, zu den unbesuchten Küsten Afrika's und zu ähnlichen Orten; da sammeln sie sich nun, brüten und ätzen ihre Jungen. Ich habe schon gesehen, wie zwanzig oder dreißig Acres Landes vollständig von dergleichen Vögeln oder ihren Nestern bedeckt waren; sie saßen ganz dicht in einandergekeilt beisammen. Jedes Jahr kommen sie nach derselben Stelle, die wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten — ich möchte sagen von Anbeginn an ihr Wohnplatz war. Sie bauen keine Nester, sondern kratzen bloß ein kleines Loch in die Erde und legen ihre Eier hinein. Aus dem Umstande, daß sie stets dieselbe Stelle besuchen, folgt, daß ihre Ausleerungen und die Fischreste, welche sie ans Land bringen, um ihre Jungen zu füttern, eine Schichte über die ganze Fläche bilden. Ob nun gleich diese jährlich nur den Bruchtheil eines Zolls beträgt, so verdickt sie sich doch allmählig bis zu zwanzig oder dreißig Fußen, wo nicht mehr, und der untere Theil wird dann fast so hart, wie ein Fels. Diese Ablagerung heißt Guano und wird seit unvordenklichen Zeiten von den Peruanern und Chilianern als Dünger benützt, der sehr kräftig wirkt, da er die meisten für den Feldbau wesentlichen Substanzen, z. B. Ammonium, phosphorsaure Salze und dergleichen enthält. In den letzten Jahren sind Proben davon nach England gebracht worden, und da die Massen unerschöpflich

seyn müssen, so wird der Guano ohne Zweifel, wenn man die Ablagerungsplätze aufsucht und findet, mit der Zeit ein werthvoller Artikel für unsere Transportschifffahrt werden. Doch da kommt Mr. Fairburn; ich hoffe, er gedenkt heute seine Bemerkungen über die Kapkolonie fortzusetzen."

„Ich gestehe, daß sie mich sehr angesprochen haben; er scheint mit den Verhältnissen der Niederlassung sehr bekannt zu seyn."

„Wie sich von einem so langen Aufenthalte nicht anders erwarten läßt, namentlich da er in dieser Zeit von allen öffentlichen Dokumenten Einsicht nehmen konnte. Verlaßt Euch darauf, er weiß mehr, als er sagen will."

Sobald Mr. Fairburn sich ihnen angeschlossen hatte, bat ihn Alexander er möchte seine Mittheilung fortsetzen, was denn auch in folgender Weise geschah:

„Ihr müßt nicht glauben, Mr. Wilmot, daß von nun an Alles gut von Statten ging, weil die Engländer von der Colonie Besitz genommen hatten. Die Gouverneure welche mit der Leitung einer Niederlassung betraut werden, müssen eine Zeitlang an Ort und Stelle seyn, bevor sie mit eigenen Augen sehen können, und ehe sie's so weit bringen, gerathen sie aus mangelhafter Belehrung in die Hände einer oder der andern betheiligten Partie, welche im Rath die Oberhand behauptet. So ging es auch auf dem Kap zu.

„Allerdings war durch die Aufhebung der Sklaverei und die Emancipation der Hottentoten schon viel geschehen; man hatte übrigens dieß nicht der Colonialregierung, sondern den Vorstellungen der Missionäre und einer einflußreichen, menschenfreundlichen Parlamentspartei zu danken. Die Vorurtheile gegen die Hottentoten und namentlich gegen die Kaffern bestanden fort und gingen auch auf die Kolonial-Behörden über. Man schickte noch immer Kommandos oder, wie man sie passender nennen sollte, Haufen von Plünderern aus; die Kaffern lebten unter fortwährendem Drucke, und

trotz der Regierungsbefehle konnten die Hottentoten nur wenig Gerechtigkeit erhalten, obschon sich ihre Lage in etwas verbessert hatte.

„Ich will mit einem Beispiele darthun, wie im Jahre 1810 die Rechte der Hottentoten von den Kapbehörden geachtet wurden: — der Umstand fällt allerdings vor die Emancipation, aber doch in eine Zeit, in welcher das englische Ministerium darauf drang, daß die Colonial-Behörden kräftige Maßregeln einschlagen sollten, um die unglückliche Lage der Hottentoten zu verbessern.

Um die Zeit, als das Benehmen der holländischen Boern die Kaffern und Hottentoten zum Krieg gereizt hatte, waren drei Brüder, Namens Stuurman, Anführer der Hottentoten. Der Friede wurde endlich wiederhergestellt, und man hatte dieses glückliche Resultat hauptsächlich den Anstrengungen dieser Männer zu danken, welche sich mit ihren Leuten ruhig nach Algoa Bay zurückzogen, wo ein Stuurman von der damals noch holländischen Regierung zum Häuptling des Kraal ernannt wurde. Dieser unabhängige Hottentotenhaufen war den holländischen Boern ein Dorn im Auge, um so mehr, da die drei Brüder bei dem früheren Aufstande die Hottentoten angeführt hatten. Sieben Jahre lang ließ sich nicht die mindeste Beschwerde gegen sie aufbringen, bis endlich zwei Hottentotten, welche sich bei einem Boer für eine bestimmte Zeit verdungen hatten, gegen den Wunsch ihres Herrn, der sie zurückhalten wollte, vor Ablauf der Dienstfrist nach ihrem Kraal zurückkehrten. Der Boer ging ihnen nach und forderte sie zurück; aber Stuurman weigerte sich, sie herauszugeben. Die Gerechtigkeit lag klar auf der Seite der Hottentotten; aber dennoch schickte man einen bewaffneten Haufen nach dem Kraal ab. Stuurman weigerte sich noch immer, die beiden Männer auszufolgen, und die Bewaffneten zogen sich zurück, da sie die Wuth der Hottentoten kannten und deshalb Bedenken trugen, den Angriff zu wagen.

„Durch Verrath gelang es ihnen, sich Stuurmans und eines seiner Brüder (der andere war bei einer Büffeljagd umgekommen)

zu bemächtigen. Sie schickten beide nach der Kapstadt, von wo aus man sie gegen alles Recht nach der Robbeninsel, einer Verbrecher-Kolonie, sandte. Sie wußten ihre Flucht zu bewerkstelligen und kehrten nach Kafferland zurück; auch wagte es drei Jahre später Stuurman, der sich nach seiner Familie sehnte, ohne Erlaubniß die Kolonie zu besuchen. Er wurde entdeckt, aufgegriffen, und als ein Verbrecher nach Neu-Süd-Wales geschickt, denn die Regierung war damals englisch.

„Dies war das Schicksal des ersten Hottentoten, der sich für die Rechte seiner Landsleute erhob, und so benahm sich die englische Kolonial-Regierung. Ihr seht daher, Mr. Wilmot, obgleich Grausamkeit und Unterdrückung mit Riesenschritten vorwärts eilt, so geht doch die Rückkehr zur Gerechtigkeit nur höchst langsam. Zuletzt sah man allerdings ein, wie grobes Unrecht man diesem Manne gethan hatte, und das englische Ministerium fertigte den Befehl zu seiner Befreiung aus; aber es war zu spät — Stuurmans Leiden hatten in Botany-Bay bereits ihr Ende gefunden.

„Ich habe diesen Umstand nur berührt, da er auf einen ähnlichen Akt der Ungerechtigkeit gegen die Kaffern vorbereitet. So lange die Kolonie noch im Besitz der Holländer war, lag ein Raum von ungefähr zwölfhundert Quadrat-Meilen zwischen der Kolonial-Grenze — das heißt dem früheren Lande der Hottentoten — und dem großen Fischflusse. Dieses Reich gehörte den Kaffern und war der Tummelplatz der unaufhörlichen Gefechte und Raubzüge, die zwischen den holländischen Boern und den Kaffern stattfanden.

„Im Jahre 1811 faßte die Kolonial-Regierung den Beschluß, daß die Kaffern von diesem Gebiete verdrängt und auf die andere Seite des großen Fischflusses verwiesen werden sollten. Dies war ein Akt des drückendsten Unrechts, um so mehr, da man ihn mit der größten Grausamkeit vollzog; die Kaffern sahen sich genöthigt, alle ihre Erndten im Stiche zu lassen und wurden unnöthigerweise in Schaaren niedergemetzelt.

„Es dürfte hier am Orte seyn, die Ursachen anzugeben, welche den Krieg der Kaffern gegen die Engländer verursachten. Um jene Zeit hatte sich der Kolonial-Gouverneur mit einem Kaffernhäuptlinge, Namens Gaika, in Unterhandlungen eingelassen. Letzterer war nur der Anführer eines Kafferntrupps, keineswegs aber ein erster Häuptling, und obgleich ihn die Engländer in letzterer Eigenschaft behandelten, wollten doch die Kaffern seine Autorität nicht anerkennen. Dies ist ein Fehler, der in unserm Verkehr mit wilden Nationen häufig begangen wird, und doch beharren letztere eben so nachdrücklich auf ihren Rechten, wie die Monarchen Europa's. Das von unsrer Seite begangene Versehen wurde bald entdeckt; aber die Regierung war zu stolz, es zuzugestehen.

„So traf sich's denn, daß die andern Kaffernhäuptlinge eine mächtige Verbindung gegen Gaika bildeten, welcher erstere, auf die Unterstützung Englands bauend, mit großer Anmaßung behandelte. Sie bekämpften und überwanden ihn, worauf sie, wie gewöhnlich, sein Vieh wegführten. Da es sich hier um einen Krieg zwischen den Kaffern handelte, der auf ihr eignes Land beschränkt blieb, so hatten wir doch wahrhaftig keinen Grund, uns in die Sache einzumengen; aber die Kolonial-Regierung war anderer Ansicht und rüstete sich.

„Die Kaffern ließen durch Abgeordnete erklären, daß sie nichts Feindliches gegen die Engländer im Sinne hätten, sondern sich eben Gaika nicht unterwerfen wollten, der blos die Stellung eines untergeordneten Häuptlings einnehme und von ihnen besiegt worden sey. Auf diese Vorstellung wurde keine Rücksicht genommen. Die englischen Truppen rückten aus, griffen die Kaffern in ihren Dörfern an, metzelten sie nieder oder trieben sie in die Wälder und führten 23000 Stück Vieh mit sich fort, von denen 9000 Gaika übergeben, die übrigen aber unter die holländischen Boern vertheilt oder zu Bestreitung der Kriegskosten verkauft wurden.

„Durch die Wegnahme ihres Viehes aller Subsistenzmittel be-

raubt, wurden die Kaffern wüthend und begannen Feindseligkeiten, sobald die englischen Truppen zurückgekehrt waren. Sie fielen in die Grenzbezirke ein, nahmen mehrere einzeln gelegene militärische Forts weg, vertrieben die Holländer von dem Zurweld oder neutralen Gebiete und erschlugen eine große Anzahl Soldaten und holländische Pflanzer. Sie breiteten sich über das ganze Land aus bis in die Nähe der Alboa-Bay und nichts konnte anfangs ihrem Fortschreiten Einhalt thun."

„Wahrhaftig, es scheint nicht, als ob sich das englische Kolonial-Gouvernement verständiger benommen habe, als das holländische," bemerkte Alexander.

„Ich fürchte, jedenfalls nicht viel," versetzte Mr. Fairburn.

„In dem Rath der Kaffernhäuptlinge übte damals eine sehr denkwürdige Person, Namens Mokanna, nicht unbedeutenden Einfluß. Man kannte ihn in der Kolonie nur unter der Bezeichnung „Links" oder der Linkhändige, und obschon er kein Häuptling war, so übte er doch durch seinen überlegenen Verstand große Gewalt. Er gab sich für einen Propheten aus und zeigte ohne Frage eben so viel Geschick, als Mahomed oder irgend ein anderer falscher Prophet. Da er oft in der Kapstadt gewesen, so war es ihm möglich geworden, sich mancherlei europäische Kenntnisse zu verschaffen.

„Zu diesem Manne nun, der sich durch seine überlegene Beredsamkeit und durch seine angeblichen himmlischen Offenbarungen großes Ansehen verschafft hatte, blickte die ganze Kaffern-Nation auf, und er versprach den Häuptlingen, wenn sie unbedingt seinen Befehlen Folge leisteten, werde er sie zum Siege führen und die Engländer ins Meer jagen. Seine erste kühne Maßregel bestand in einem Anschlage auf Graham-Stadt; er ließ eine Armee von 9000 bis 10,000 Mann nach den Wäldern marschiren, welche an den großen Fischfluß grenzten.

„Nach der Gewohnheit der Kaffern, welche bei großen Anlässen

nie von Ueberraschungen oder Hinterhalten Gebrauch machen, schickten sie einen Boten an den Kommandanten von Grahamsstadt und ließen ihn bedeuten, daß sie am nächsten Morgen bei ihm frühstücken würden. Der Commandant, welcher diese Ankündigung für eine bloße Prahlerei genommen hatte, befand sich nur in schlechter Wehrverfassung, als er am folgenden Morgen zu seinem großen Erstaunen die ganze Streitmacht der Kaffern auf den Höhen über der Stadt bemerkte.

„Wären die Kaffern in der Nacht vorgerückt, so hätten sie sich ohne Zweifel mit größter Leichtigkeit des Platzes bemächtigen können, da er nur ungefähr 350 Mann regulärer Truppen und ein kleines Häuflein Hottentotten, zum Glück aber einige Feldstücke enthielt. Die Kaffern stürzten zum Angriffe heran und fanden einige Zeit keinen Widerstand; sie kamen bis an die Mündungen der Feldstücke herauf und kürzten jetzt ihre Speere, um den Kampf durch ein Handgemenge zur Entscheidung zu bringen.

„In diesem verhängnißvollen Augenblicke eröffneten die Feldstücke ein Kartätschenfeuer und die vorderen Reihen der Kaffern wurden wie Gras niedergemäht. Sie sammelten sich zwar etliche Male unter Mokanna, gaben aber doch zuletzt die Hoffnung auf und ergriffen die Flucht. Ungefähr 1400 der Tapfersten blieben auf dem Wahlplatze und noch viel mehr starben an ihren Wunden, noch ehe sie ihr Land wiedererreichen konnten. Als Mokanna sah, daß alle seine weiteren Anstrengungen vergeblich waren, schloß er sich dem flüchtigen Kaffernheere an."

„Jedenfalls ein kühner Versuch von Seiten der Kaffern, und es geht daraus hervor, daß Mokanna ungeachtet der Niederlage ein großer Mann war."

„Der Versuch war so beispiellos, daß die Kolonial-Regierung in den größten Schrecken gerieth und ihre ganze Streitmacht, Milizen sowohl als reguläre Truppen, aufbot. Die Gebiete der Kaffern wurden abermals überschwemmt, die Einwohner ohne Rücksicht

auf Alter oder Geschlecht niedergemacht, ihre Dörfer in Brand gesteckt, das Vieh weggetrieben und Alles, was sich ins Dickicht flüchtetete, mit Bomben und congrevischen Raketen beschossen. Mokanna und die ersten Häuptlinge traf die Acht, und die Eingebornen wurden mit gänzlicher Vertilgung bedroht, wenn sie dieselben nicht lebendig oder todt auslieferten. Obschon zur Verzweiflung getrieben und vor Mangel fast zu Grunde gehend, war doch kein einziger Kaffer zu finden, der die große Belohnung verdienen wollte, welche man für den Verrath an den Häuptlingen ausgeboten hatte."

„Je mehr ich von diesen Kaffern höre, desto mehr muß ich sie bewundern," bemerkte Alexander Wilmot, „und ich darf wohl beifügen — doch gleichviel; ich bitte, fahrt fort."

„Ich glaube mir Eure Worte ergänzen zu können, Mr. Wilmot. Doch ich will weiter erzählen, oder wir werden zum Diner gerufen, ehe dieser Theil meiner Geschichte zu Ende ist.

„Das Verfahren, welches Mokanna unter solchen Umständen einschlug, wird ihn nur noch höher in Eurer Achtung heben. Als er fand, daß das Blutbad unter seinen Landsleuten fortdauern sollte, bis er oder die übrigen Häuptlinge lebendig oder todt überliefert wären, beschloß er, sich als Opfer für sein Vaterland auszuliefern. Er ließ sein Vorhaben melden und erschien am andern Tage mit ruhiger Seelengröße, die einem römischen Patrioten Ehre gemacht haben würde, unbegleitet im englischen Lager. Seine Anrede lautete: „Man sagt, ich habe diesen Krieg entzündet; so laßt sehen, ob meine Selbstauslieferung meinem Lande den Frieden zurückgeben wird." Der commandirende Offizier, dem er sich überantwortet hatte, schickte ihn augenblicklich gefangen nach der Colonie."

„Was ist aus ihm geworden?"

„Davon nachher; ich wünsche Euch jetzt den Inhalt einer Rede mitzutheilen, die einer von Mokanna's Hauptleuten hielt, welcher nach dessen Ueberlieferung ins englische Lager kam. Die

Notizen sind, wie ich höre, nur unvollkommen aufgezeichnet worden und geben daher nur einen dürftigen Begriff von der Beredsamkeit des Mannes; dagegen erhält man daraus ein um so richtigeres Bild von der Behandlung, welche die Kaffern von uns erlitten hatten.

„Ihr brittischen Häuptlinge“, sagte er, „dieser Krieg ist ungerecht, denn Ihr seyd bemüht, ein Volk auszurotten, dem ihr die Waffen aufgezwungen habt. Als die Väter der Boern sich zuerst neben unsern Vätern auf dem Zurweld niederließen, wohnten sie in Frieden beisammen. Ihre Heerden weideten auf denselben Bergen, ihre Hirten rauchten aus den gleichen Pfeifen; sie waren Brüder, bis die Heerden der Amakosa (Kaffern) sich so sehr vergrößerten, daß sie dem Herzen der holländischen Bauern wehthaten. Was diese habgierigen Menschen von unsern Vätern nicht für alte Knöpfe kriegen konnten, nahmen sie ihnen mit Gewalt. Unsre Väter waren Männer; sie liebten ihr Vieh; ihre Weiber und Kinder nährten sich von Milch; sie kämpften für ihr Eigenthum und fingen an die Kolonisten zu hassen, weil diese nach ihrer ganzen Habe lüstern waren und auf ihre Zerstörung sannen!

„„Nun waren ihre Kraals und die Kraals unserer Väter getrennt. Die Boern boten Commandos auf gegen unsere Väter; unsere Väter trieben sie aus dem Zurweld, und wir wohnten dort, weil wir es wieder erobert hatten. Hier heiratheten wir und hier wurden unsere Kinder geboren. Die weißen Männer haßten uns, konnten uns aber nicht vertreiben. Wenn Krieg war, plünderten wir euch, und im Frieden stahlen einige von unsern schlimmen Leuten, aber unsere Häuptlinge verboten es ihnen.

„„Wir lebten in Frieden; einige schlechte Leute stahlen vielleicht, aber das Volk war ruhig. Gaika stahl, seine Häuptlinge stahlen — Ihr schicktet ihm Kupfer, schicktet ihm Leute und schicktet ihm Pferde, auf welchen er ritt, um noch mehr zu stehlen. Uns habt Ihr nur Commandos geschickt. Wir hatten Streit mit

Gaika wegen Gras — das ging Euch nichts an, aber Ihr schicktet ein Commando. Ihr nehmt uns unsre letzte Kuh — Ihr laßt uns nur einige Kälber, die, wie unsere Kinder, vor Mangel umkommen, Ihr gebt die halbe Beute an Gaika und behaltet die andere Hälfte selbst.

„„Ohne Milch und mit einer zerstörten Maiserndte sehen wir unsere Weiber und Kinder umkommen. Wir folgten daher der Spur unseres Viehes in die Colonie, machten Beute und kämpften für unser Leben. Wir fanden Euch schwach und tödteten eure Soldaten; wir sahen, daß wir stark waren und griffen euer Hauptquartier an. Hätten wir gesiegt, so wäre es der Sieg des guten Rechtes gewesen, denn Ihr habt den Krieg begonnen; aber wir erlagen und Ihr seyd hier.“

„„Wir sehnen uns nach Frieden und möchten in unsern Hütten Ruhe haben. Wir wünschen Milch zu erhalten für unsere Kinder und unsere Weiber verlangen darnach, das Land zu pflügen; aber Eure Truppen bedecken die Ebenen, schwärmen durch das Dickicht, wo sie die Männer nicht von den Weibern unterscheiden können, und schießen Alles nieder. Ihr wollt, daß wir uns Gaika unterwerfen; das Gesicht des Mannes thut Euch schön, aber sein Herz ist falsch. Steht von ihm ab und macht Frieden mit uns. Er soll für sich selbst kämpfen und wir werden Euch nicht um Hilfe angehen. Setzt Mokanna in Freiheit und alle unsere Häuptlinge werden Frieden mit Euch machen, sobald Ihr es haben wollt; zieht Ihr übrigens den Krieg vor, so könnt Ihr zwar den letzten Mann von uns umbringen, aber Gaika soll nicht herrschen über die Anhänger derjenigen, die ihn für ein Weib halten.“

„Wenn die Beredsamkeit — ungleich der Sitte in dem englischen Unterhause — darin besteht, daß man viel mit wenigen Worten sagt, so kenne ich keine Rede, welche Thatsachen und Gründe nachdrucksvoller umfaßt, als die des Kaffern. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß sie nichts in dem Geschicke Mokanna's

änderte und eben so wenig den Eingebornen Erleichterung brachte, die noch immer aufgefordert wurden, die übrigen von der Regierung geächteten Häuptlinge auszuliefern."

„Die Abgeschmacktheit dieses Ausdruckes ist mir schon vorhin aufgefallen," bemerkte Mr. Swintom. „Wir ächten ein Mitglied unserer eigenen Gesellschaft, das unserm Lande angehört, aber die Aechtung der Häuptlinge eines andern Landes ist gar zu tollhirnig. Ich fürchte, daß unsere Muttersprache auf dem Cap nicht studirt wird."

„Auf alle Fälle war jeder Versuch, sich dieser geächteten Häuptlinge zu bemächtigen, vergeblich. Nachdem Alles, was zu finden, geraubt war und Elend und Verheerung jeden Schritt unserer Truppen begleitet hatte, kehrte das Commando wieder zurück, ohne seinen Zweck erreicht zu haben; indeß trug es doch die Beruhigung im Herzen, daß es durch die Wegnahme von weiteren 30,000 Stücken Vieh Tausende von Weibern und Kindern zurückließ, die dem Hungertode preisgegeben waren. Doch ich muß jetzt abbrechen. Die Ergebnisse des Kriegs und das Schicksal Mokanna's sollen den Gegenstand einer spätern Unterhaltung bilden."

„Wir sind Euch sehr verbunden für Eure interessante Erzählung, Mr. Fairburn. Hoffen wir übrigens, daß Ihr keine so schmerzlichen Verirrungen und Thaten der Ungerechtigkeit mehr zu berichten haben werdet."

„Wie ich schon bemerkte, Mr. Wilmot, um das Reich des Vorurtheils und der Lüge umzustürzen, ist Zeit nöthig, und bis dies geschehen ist, läßt sich keine billige Handhabung der Gerechtigkeit erwarten. Die Colonial-Regierung hatte mit der ganzen weißen Bevölkerung zu kämpfen, die in Waffen trat, weil sie sich längst daran gewöhnt hatte, jeden Abtrag, den man ihrem angemaßten Despotismus über die Eingeborenen that, als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte zu betrachten.

„Auch müßt Ihr nie vergessen, wie schwach lange Zeit die

Regierungsgewalt war, und wie unmöglich es ihr wurde, ihre Macht über ein ausgedehntes Land zu üben. Um Euch hievon eine Vorstellung beizubringen, will ich nur der Antwort erwähnen, welche einige holländische Boern dem bekannten Reisenden Le Vaillant gaben, als Letzterer seine Ansicht dahin ausdrückte, daß die Regierung ihrer Grausamkeit und ihrem Bedrückungssysteme mit Waffengewalt ein Ende machen sollte.

„„Wißt Ihr auch," sagte er, „was das Ergebniß eines solchen Versuches seyn würde? — Im Nu wären wir Alle versammelt, um die Hälfte der Soldaten niederzumetzeln, ihr Fleisch einzusalzen und es durch die übrigen mit der Drohung zurückzuschicken, daß ein gleiches Loos allen denen bevorstehe, welche sich in Zukunft erfrechen sollten, unter uns zu erscheinen!" Es ist keine leichte Aufgabe für eine Regierung, mit einer solchen Menschenrotte verkehren zu müssen, Mr. Wilmot."

„Ich gebe dies zu," entgegnete Alexander; um so begieriger bin ich aber zu erfahren, was seitdem geschehen ist."

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Morgen blies der Wind sehr leicht und vor Mittag trat Windstille ein. Zwei große Hayfische kamen unter den Stern des Schiffs und die Matrosen gaben sich alle Mühe, einen derselben zu fangen; aber sie verschmähten den Köder, der aus einem Stücke eingesalzten Schweinefleisches bestand, verließen nach einer Stunde das Schiff und verschwanden — sehr zum Verdruß der Passagiere und der Schiffsmannschaft, denn erstere wünschten zu sehen, wie ein Hay gefangen wird, und letzterer war es ange-

legentlichst darum zu thun, das Thier zu zerlegen und zum Nacht-essen zu braten.

„Ich meinte, die Hayfische nähmen stets den Köder auf,“ bemerkte Alexander.

„Nicht immer, wie Ihr eben erst gesehen habt,“ versetzte Mr. Swinton; „Alles hängt davon ab, ob sie hungrig sind oder nicht. In einigen Häfen, wo es viele Fische gibt, habe ich Haye zu Hunderten gesehen, welche nicht nur jeden Köder verschmähten, sondern sogar die Menschen, welche zufälliger Weise ins Wasser geriethen, unbeschädigt ließen. Indeß wundert es mich dennoch, daß diese atlantischen Haye nicht anbißen, dann sie sind in der Regel sehr gierig, wie überhaupt alle Hayen, die man in dem Ocean findet.“

„Ich kann Euch sagen Sir, warum sie nichts von dem Köder wollten,“ fiel der Hochbootsmann des Schiffes, der in der Nähe stand, ein. „Der Grund liegt in dem Umstande, daß wir jetzt in der Fahrstraße der brasilianischen Sklavenhändler sind; verlaßt Euch darauf, sie haben in der letzten Zeit reichliche Nahrung erhalten.“

„Es sollte mich nicht Wunder nehmen, wenn Ihr in Eurer Vermuthung Recht hättet,“ entgegnete Mr. Swinton.

„Nicht wahr, es gibt mehrere Arten von Hayfischen?“ fragte Wilmot.

„Sehr viele sogar; der wildeste und größte übrigens ist derjenige, welcher uns eben verlassen hat und den Namen ‚weißer Hay‘ führt. Er streicht durch den ganzen atlantischen Ocean, läßt sich aber selten weit nördlich blicken, da er die Tropen vorzieht; auch findet man ihn im mittelländischen Meere und namentlich im Golfe de Lion, wo er merkwürdig wild ist. Im englischen Kanal kommt der blaue Hay vor, der selten gefährlich wird; auch gibt es einen sehr großen, aber unschädlichen Hay in den nördlichen Meeren, welche von den Wallfischfängern besucht werden. Ferner haben wir den gefleckten oder Tigerhay, der sehr wild ist, aber nicht son-

derlich groß wird — den Hammerhay, welcher seinen Namen der eigentlichen Bildung seines Kopfes verdankt, und den Grundhay, der vielleicht der gefährlichste von allen ist, weil er auf dem Boden liegt und von unten heraufkommt, ohne daß man eine Ahnung von seiner Nähe hatte. Ich glaube jetzt die Hauptarten aufgezählt zu haben."

„Wenn ein Mensch über Bord fällt und ein Hayfisch in der Nähe ist — was kann man denn am besten anfangen? — das heißt, wenn anders Hoffnung vorhanden ist, einer solchen Bestie zu entkommen."

„Der beste Plan, den ich oft mit Erfolg ausführen sah, besteht darin, daß man sich, wenn man gut schwimmen kann, auf den Rücken wirft, tüchtig mit den Füßen plätschert und aus Leibeskräften schreit. Der Hay ist ein feiges Thier und der Lärm wird ihn verscheuchen.

„Als ich vor zwei oder drei Jahren auf Reisen ging, hatte ich einen Neufoundländer Hund bei mir, der daran gewöhnt war, von fast jeder Höhe ins Wasser hinunter zu springen. Ich liebte ihn sehr, weßhalb Ihr Euch wohl mein Leidwesen denken könnt, als er eines Tages — wir lagen auf der Höhe der westindischen Inseln in einer Windstille — auf einen großen Hayfisch, der an das Schiff herankam, hinunter sprang und ihn unter lautem Bellen durch Schwimmen zu erreichen suchte. Ich erwartete nichts Anderes, als das Ungeheuer werde im Nu mit ihm fertig seyn; zu meinem Erstaunen aber ließ es sich einschüchtern und schwamm fort, der Hund aber ihm ohne Unterlaß nach, bis das Boot niedergelassen war, um ihn aufzulesen.

„Ich kann nicht glauben, daß jener Hayfisch sonderlich hungrig war; aber in keinem Fall hätte ich an Neptuns Stelle gewesen seyn mögen. Die cingalesischen Taucher befolgen, um den Hayen zu entgehen, einen besonders merkwürdigen Plan, der oft von gutem Erfolg begleitet ist."

„Darf ich Euch bitten, uns denselben mitzutheilen?"

„Die Taucher, welche bei Ceylon die Perlenmuscheln sammeln, lassen sich aus einem Boote in zehn oder zwölf Faden tiefes Wasser nieder, ehe sie auf das Muschelnbeet gelangen, das in einer Schlammbank besteht. Da trifft sichs dann oft, daß, wenn sie unten sind, die Hayfische auf sie Jagd machen, und ich brauche deßhalb kaum zu sagen, daß diese armen Teufel stets auf der Hut sind, und nach allen Richtungen umher schauen, während sie ihre Körbe füllen. Bemerken sie, daß ein Hay auf sie zukömmt, so haben sie keine andere Aussicht, zu entkommen, als daß sie den Schlamm möglichst schnell aufwühlen. Das Thier kann sie sodann nicht unterscheiden, und von dem trüben Wasser beschützt, gelangen sie wieder an die Oberfläche. Dennoch gelingt es auf diese Weise nicht immer, und in jedem Jahre werden Viele zum Opfer."

„Eine Dame, die stolz auf ihr Perlenhalsband ist, denkt wohl wenig daran, wie viele unglückliche Nebenmenschen in Sücke zerrissen wurden, damit sie einen solchen Schmuck erhalten konnte."

„Sehr wahr; und wenn wir in Betracht ziehen, wie oft man niedersteigen muß, und wie viele Taucher umkommen, ehe man eine Schnur schöner Perlen beisammen hat, so läßt sich fast sagen, daß jede Perle des Halsbandes ein Menschenleben kostete."

„Wie wird über die Perlen verfügt, und wem gehören sie?"

„Ich glaube, die Perlenfischerei gehört der Regierung; indeß weiß ich nicht gewiß, ob sie nicht in jährlichem Pacht gegeben wird. Die gefangenen Perlenmuscheln werden ungeöffnet ans Land gebracht und am Ufer in Vierecken von gewissem Umfang aufgeschichtet. Ist die Zeit des Fangs vorüber, so werden diese Muschelhaufen versteigert, und an den Meistbietenden verkauft — natürlich ‚Inhalt unbekannt' und so, daß die Sache zu einer Art Lotterie wird. Der Käufer findet vielleicht nicht eine einzige Perle in seinem Haufen, möglicherweise aber auch zwei oder drei, die ihm allein zwanzig Mal den Preis einbringen, welchen er für alles zusammen bezahlt hat."

„So ist's also eine Lotterie vom Anfang an bis zum Ende.

Die Losung des armen Tauchers heißt: „Hayfisch oder nicht Hayfisch" — die des Käufers „Perlen oder keine Perlen." Doch Mr. Fairburn kommt die Treppe herauf, und ich bin begierig zu hören, was aus Mokanna wurde."

Mr. Fairburn, der auf das Deck gekommen war, um den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen, setzte sich bei seinen beiden Reisegefährten nieder und fuhr folgendermaßen fort: —

„Ich habe bereits angegeben, daß Mokanna nach dem Cap gebracht wurde. Ihr müßt bemerkt haben, daß sein einziges Verbrechen im Kampf für sein Vaterland gegen civilisirte Eindringlinge bestand — freilich ein schweres Verbrechen in den Augen der Colonialregierung. Er wurde augenblicklich in's Gefängniß geworfen, und endlich zu lebenslänglicher Haft auf der Robbeninsel verurtheilt — ein Platz, der zur Aufbewahrung abgeurtheilter Verbrecher diente; sie mußten daselbst in Fesseln an den Schieferbrüchen arbeiten."

„Darf ich fragen, wo diese Robbeninsel liegt?"

„Etwa eine Stunde von dem Festlande und dicht an der Tafelbai, an welcher die Capstadt gebaut ist.

„Mokanna blieb ungefähr ein Jahr dort; dann aber theilte er seine Absichten einigen mitgefangenen Kaffern mit, und es gelang ihm, aus den eisernen Reifen der Fässer säbelartige Waffen zu verfertigen. Mit diesen bewehrte er seine Freunde, erhob sich gegen die Wache und überwältigte sie; dann bemächtigte er sich eines Bootes und ruderte mit seinen Kaffern dem Festlande zu. Unglücklicherweise schlug das Boot, als sie an der Felsküste sich auszuschiffen versuchten in der ungestümen Brandung um; Mokanna klammerte sich eine Zeitlang an einem Riffe an, wurde aber doch zuletzt weggespült — und so ging der unglückliche Führer der Kaffern zu Grunde."

„Der arme Mensch!" sagte Alexander. „Er verdiente ein

besseres Schicksal und einen edleren Feind. Wie verhielt sich's übrigens mit dem Kriege? Dauerte er fort?"

„Nein; er schloß in einer Weise, die seines Beginns völlig würdig war. Ihr erinnert Euch, daß er angefangen wurde, um unsern auserkiesenen Kaffernhäuptling Gaika gegen die wirklichen Häuptlinge zu schützen. Die Kaffern hatten sich schon früher genöthigt gesehen, ihre Gebiete auf der rechten Seite des Fischflusses abzutreten; die Colonialregiernng bestand nun darauf, daß sie sich weiter zurückziehen müßten — das heißt über den Keisi und Chumifluß, wodurch das Colonialgebiet wieder um mehr als hundert Quadratmeilen vergrößert wurde. Dies geschah deßhalb, um einen neutralen Grund zu gewinnen, der die Kaffern und die holländischen Boern trennte; so hoffte man beiderseits weiteren Räubereien ein Ende zu machen. Das Sonderbarste dabei ist übrigens, daß dieser Strich nicht den Kafferhäuptlingen, gegen welche man Krieg geführt hatte, sondern unserem Verbündeten Gaika, zu dessen Unterstützung der Krieg begonnen worden war, abgenommen wurde."

„Nun, das hieß mit gleicher Hand spenden — wenn auch nicht Gerechtigkeit, so doch jedenfalls Ungerechtigkeit."

„Ganz richtig; und so dachte auch Gaika — denn als er von dem Schutze sprach, den er von der Colonial-Regierung erhielt, sagte er: ‚doch wenn ich an die große Strecke schönen Landes denke, die mir abgenommen worden ist, so muß ich sagen, daß ich, obgleich beschützt, von meinen Beschützern eher unterdrückt werde.'"

„So ungerecht auch die Art ist, wie der neutrale Grund gewonnen wurde, so kann ich doch nicht bergen, daß mir die Maßregel, einen derartigen Strich zwischen die feindlichen Partieen zu legen, sehr klug erscheint."

„Ich gebe dies zu, aber wie benahm sich hintendrein die Colonial-Regierung? Gerade dieser neutrale Grund wurde später in

großen Strecken an die holländischen Boern gegeben, so daß sie wieder in Berührung mit den Kaffern kamen.

„Ist's möglich?"

„Ja, an dieselben Menschen, die sich stets der englischen Regierung entgegengesetzt, zweimal die Waffen gegen sie erhoben und den Versuch gemacht hatten, zu Zerstörung der Colonie die Kaffern herein zu bringen. Auch die Kommandos oder die Beutezüge gegen die Kaffern nahmen kein Ende, und wie ich höre, ist Mekomo, der Sohn unseres vormaligen Verbündeten Gaika, die Partie, auf welche es jetzt los geht. Ich hoffe übrigens, daß die Angelegenheiten bald in besserer und ehrenhafterer Weise betrieben werden, denn das englische Ministerium wird, nachdem es von den Thatsachen unterrichtet worden ist, unstreitig Allem aufbieten, um dem schlimmen Treiben ein Ende zu machen.

„Ich habe Euch nun einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des Caps bis auf die gegenwärtige Zeit mitgetheilt. Es gibt allerdings noch manche Punkte, die der Beleuchtung werth wären; aber ich wollte nicht von dem geraden Faden der Erzählung abgehen und stelle es Euch nun frei, weitere Fragen an mich zu richten, die ich, so ferne es in meiner Macht steht, mit Vergnügen beantworten werde. Indeß kann ich doch von dem Gegenstande nicht abgehen, ohne die Bemerkung beizufügen, daß das Gute, was bisher geschehen ist, vorzugsweise, wo nicht ganz auf Rechnung der Missionen kömmt, die in ihren Anstrengungen und Berichten unermüdlich waren. Sie verdienen dafür das wärmste Lob, und so schlimm auch die Colonie viele Jahre verwaltet wurde, wäre es doch ohne ihre Bemühungen noch viel schlimmer und schändlicher hergegangen. Eine weitere sehr wichtige Veränderung hat in der Niederlassung Statt gefunden, die mit der Zeit viel Gutes wirken wird — ich meine die britische Einwanderung, die sich mit jedem Jahre verstärkt, und sobald die britische Bevölkerung die der alten holländischen Boern überwiegt, wird sich auch ein besserer Geist in der

Colonie verbreiten. Uebrigens muß man nicht glauben, daß alle holländischen Pflanzer so sind, wie diejenigen, deren Benehmen ich schildern mußte; es gibt viele würdige Männer darunter, obschon man Bildung und gute Erziehung nicht häufig unter ihnen findet.

„Ich weiß aus eigener Beobachtung, daß die Vorurtheile gegen die Eingeborenen schnell dahin schwinden: das Gesetz kann seit einiger Zeit festen Fuß fassen und findet Unterstützung unter den Bewohnern der Distrikte. Die Holländer mit allen ihren hergebrachten Ansichten und ihren Lastern werden bald unter der Fluth englischer Ansiedler verschwinden und sich letzteren durch Heirathen einverleiben, so daß man keinen Unterschied mehr machen kann. Zu einer solchen Verschmelzung ist übrigens Zeit nöthig und sie naht schnell heran; die künftigen Aussichten des Caps sind nunmehr eben so erfreulich, als sie, wie Ihr aus meiner Erzählung wohl entnehmen möchtet, früher düster und trostlos waren.“

„Ich hoffe zu Gott, daß es der Fall seyn wird,“ versetzte Alexander. — „Wenn dieser Wind so andauert, werden wir in wenigen Tagen das Cap erreichen; da wollen wir denn sehen, wie es mit den Angelegenheiten steht.“

„Vor meiner Abreise von England erhielt ich einen Brief, in welchem mir mitgetheilt wurde, daß die Zulu-Stämme, die nördlich von den Kaffern wohnen, in einem unruhigen Zustande seyen. Da Ihr auf Eurer Reise in die Nähe ihres Gebiets kommen müßt, so bin ich neugierig durch Euch die Wahrheit zu erfahren. Jedenfalls ist Chaka todt; er wurde vor zwei Jahren von seinen eigenen Verwandten ermordet.“

„Wer war Chaka?“ fragte Alexander.

„Das habe ich Euch noch mitzutheilen. Vorderhand sind wir nur bis zu den Kaffern gekommen, die unsere unmittelbaren Grenznachbarn sind.“

Siebentes Kapitel.

Der Wind blieb fortwährend gut und das Schiff näherte sich rasch dem Cap. Alexander, der mit Swinton Freundschaft geschlossen, hatte ihm den Grund seiner beabsichtigten Reise ins Innere mitgetheilt und letztere sich erboten, Alexander, falls es demselben nicht unangenehm sey, auf seinem beschwerlichen und etwas gefährlichen Zuge zu begleiten.

Alexander nahm dieses Erbieten mit Freuden an und ersuchte Mr. Swinton, er solle sich dabei nicht selbst Kosten auflegen, da ihm sein Onkel die Geldmittel zu unbeschränkter Verfügung gestellt habe und Mr. Swinton's Theilnahme an dem Zug keinen Unterschied in den Vorkehrungen ausmache.

Nachdem sie sich über die gemeinschaftliche Reise vereinigt hatten, unterhielten sie sich stets über die erforderliche Ausrüstung—über die Anzahl der Wagen, die Vorräthe, die Pferde und Ochsen, welche besorgt werden mußten, wie sie denn überhaupt Tag für Tag eifrig bemüht waren, sich Bemerkungen über das aufzuzeichnen, was man vortheilhafter Weise für die Reise anschaffen konnte.

Mr. Fairburn schloß sich oft ihren Besprechungen an und ertheilte ihnen Rath, indem er ihnen zugleich bedeutete, daß er ihnen wahrscheinlich nach der Ankunft in der Capstadt von größerem Nutzen seyn könne. Alexander, der, wie wir bereits bemerkt haben, ein gewaltiger Jäger und ein großer Freund von Pferden und Hunden war, versprach sich viel Vergnügen von der Jagd auf die wilden Thiere und wünschte sich Glück, daß er so gut mit Gewehren vorgesehen war, die er mehr in der Aussicht, er könne sie zur Selbstvertheidigung brauchen, als in der Vorahnung schöner Waidmannsgenüsse mit sich genommen hatte.

Endlich rief der Mann, der auf dem Stengenkopfe die Mor-

genwache hielt: Land, ho!“ und bald nachher ließ sich der flache Gipfel des Tafelbergs deutlich von dem Decke aus unterscheiden. Das Schiff, das vor einer frischen Brise dahin lief, näherte sich bald dem Lande, so daß man die Gegenstände darauf mit dem Fernglase unterscheiden konnte. Am Mittag standen sie schon gut in der Bai und vor drei Uhr lag das Surprise zwischen zwei andern Kauffahrern vor Anker, welche für die Heimfahrt geladen wurden.

Nach dreimonatlicher Fahrt ist es den Passagieren in der Regel sehr darum zu thun, ans Land zu kommen, weßhalb sich noch vor Einbruch der Nacht Alles am Ufer befand. Alexander hatte ein gemächliches Quartier in einem der besten Häuser der Capstadt, denn Mr. Fairburn hatte ihn während der Fahrt ersucht, seinen Aufenthalt bei ihm zu nehmen.

Ermüdet von der Aufregung des Tages that es ihm nicht leid, früh zu Bette zu kommen; auch vergaß er nicht, dem zu danken, der ihm glücklich durch alle Gefahren der Reise hindurchgeführt hatte.

Am andern Morgen sagte Mr. Fairburn zu Alexander:

„Mr. Wilmot, ich möchte Euch empfehlen, die ersten zehn Tage nicht an Eure Reise zu denken. Unterhaltet Euch mit dem Besuch der öffentlichen Gärten und anderer Merkwürdigkeiten; oder wenn Ihr wollt, könnt Ihr auch mit Eurem Freunde Swinton den Tafelberg ersteigen. Haltet's übrigens ganz, wie Ihr wollt, denn Ihr werdet für alle Fälle meine Leute aufmerksam und dienstwillig finden. Die Mahlzeitstunden sind Euch bekannt. Betrachtet Euch als zu Hause, denn Ihr habt hier eben so gut zu gebieten, wie ich. Ihr könnt Euch wohl vorstellen, daß mir nach so langer Abwesenheit meine Berufsgeschäfte viel zu schaffen machen, und ich denke, es wird wohl eine Woche oder zehn Taje anstehen, ehe ich mich wieder ordentlich eingeschossen habe und die Dinge ihren gewohnten gleichförmigen Gang gehen; Ihr müßt mich daher entschuldigen, wenn ich Euch vorderhand als Wirth nicht so viele Aufmerksa.nkeit erweisen kann,

wie ich wohl wünschen möchte. Zuvörderst muß ich Euch blos empfehlen, mich diesen Nachmittag nach dem Gouvernement-Hause zu begleiten, damit ich Euch dem Gouverneur vorstellen kann. Es ist gut, wenn man dergleichen Achtungsbeweise, die man doch nicht umgehen kann, in möglichster Bälde bereinigt; Ihr werdet dann ganz Euer eigener Herr seyn."

Alexander nahm das Erbieten seines Wirthes mit vielem Dank an und fand bei dem Gouverneur, welche ihm für die Reise allen möglichen Beistand zusagte, gnädige Aufnahme. Nach einer Einladung zum Diner des nächsten Tages machte er seine Verbeugung und entfernte sich mit Mr. Fairburn.

Am folgenden Tage wurde Alexander von Mr. Swinton besucht, der einen Major in der bengalischen Cavallerie, Namens Henderson, mitbrachte. Letzterer war erst vor einigen Tagen von Calcutta angelangt und befand sich in der Capstadt auf Urlaub, um sich von den Folgen eines heftigen Dschungelnfiebers zu erholen, das ihm beinahe den Tod gebracht hätte. Schon die Reise hatte ihn übrigens vollständig wieder hergestellt, und er war augenscheinlich voll Leben und Heiterkeit. Sie gingen mit einander nach dem Garten der Compagnie, in welchem sich einige Löwen und sonstige Capthiere befanden, und natürlich gaben diese Anlaß zum Gespräch. Major Henderson schilderte die Jagden in Indien, namentlich die Tigerjagd auf Elephanten, für die er eine besondere Vorliebe zu haben schien, und Alexander entdeckte bald, daß er es in dem Major mit einem leidenschaftlichen Jäger zu thun hatte. Nach einer langen Unterhaltung trennten sie sich unter wechselseitig sehr günstigem Eindrücken. Einen oder zwei Tage später sagte Mr. Swinton bei Gelegenheit eines Gesprächs über die beabsichtigte Reise zu Alexander:

„Laßt Euch nicht durch die unumwundene Weise überraschen, wie wir in den Colonieen zu Werk gehen. Leute, die sich in der Fremde treffen, und sogar hin und wieder die Engländer geben sich nicht gerne mit vieler Umständlichkeit ab. Ich erwähne dies, weil

Major Henderson Euch diesen Morgen besuchen will, um sich zum Anschlusse an unsern Zug ins Innere zu erbieten. Ich kenne ihn nur wenig, habe aber viel Vortheilhaftes über ihn gehört, und man kann schon aus der Art, wie er sich benimmt, ersehen, daß er ein Mann von Bildung ist. Als er von seinem Vorhaben sprach, konnte ich natürlich nicht weiter thun, als ihn an Euch verweisen, was denn auch geschehen ist. Wie gefällt Euch sein Vorschlag, Wilmot?"

„Ich habe eine gute Meinung von Major Henderson und bin der Ansicht, daß es nur um so besser ist, je mehr Europäer sich vereinigen, weil die Reise doch nicht ohne Gefahr ablaufen wird. Namentlich ist es wünschenswerth, wenn wir Leute finden können, die durch ihren Beruf an Gefahr gewöhnt sind und sich auch auf die Jagd gegen größere Raubthiere verstehen, die uns in den Wurf kommen werden. Weit entfernt also, daß mir sein Anschluß zuwider wäre, betrachte ich ihn im Gegentheil als eine sehr werthvolle Erwerbung und bin ganz entzückt über seinen Vorschlag."

„Es freut mich, Euch so sprechen zu hören, denn ich bin ganz mit Euch einverstanden. Jedenfalls ist er jagdtoll, und ich höre, daß er eine vortreffliche Büchse führt. Ich bin mit Euch der Ansicht, daß wir uns zu der Erwerbung Glück wünschen dürfen. Es kommt mir vor, daß er in's Innere zu dringen gedachte, selbst wenn er es allein thun mußte; auch hat er zu diesem Zwecke aus Indien ein paar arabische Pferde mitgebracht."

„Wenn Ihr ihn seht, ehe er zu mir kommt, so mögt Ihr ihm bedeuten, daß Ihr mir seinen Wunsch mitgetheilt habt; ich sey ganz entzückt über seinen Anschluß und es verstehe sich von selbst, daß ihn der Aufwand für die Reise-Ausstattung nichts angehe."

„Ich will ihm dies mittheilen," entgegnete Swinton; „auch meine ich, je bälder wir das Nöthige zu sammeln beginnen, desto besser ist's. Wir müssen den Major zu unseren Berathungen ziehen,

denn verlaßt Euch darauf, er wird sich durch seine Thätigkeit sehr nützlich erweisen. Also vorderhand adieu."

Mr. Swinton und Major Henderson besuchten Nachmittags Alexander Wilmot gemeinschaftlich; auch begann der Major, sobald er sich als Theilnehmer von der Partie betrachten konnte, unverhohlen über die Pläne und Vorbereitungen zu sprechen.

„Mein Gefolge ist nicht sehr groß," sagte er. „Ich führe zwei Pferde, zwei Hunde, einen persischen Diener und einen Kap'schen Pavian mit mir. Den letzteren möchte ich eben so gerne mitnehmen, als meinen Bedienten — den Bedienten, weil er ein guter Koch ist, und den Affen, weil er, wenn es etwa knapp hergehen sollte, uns zeigen kann, was wir essen und was wir nicht essen dürfen; denn es gibt keinen so trefflichen Vorkoster, als einen Affen. Außerdem ist er jung und voll Possen; ich habe gerne einen Gegenstand in meiner Nähe, an den ich mich unterhalten kann."

„Die Paviane haben noch eine andere gute Eigenschaft — sie kündigen eine Gefahr viel früher an, als der Hund," bemerkte Swinton. „Ich denke, Wilmot, wir werden den Affen wohl in unsere Gesellschaft aufnehmen müssen."

„Ich werde mich höchst glücklich schätzen," versetzte Alexander lachend. „Ich bitte, Major Henderson, macht ihm mein Compliment und bedeutet ihm, wie sehr ich erfreut sey."

„Ich nenne ihn Begum," sagte Major Henderson, „weil er weiblichen Geschlechts ist und der alten Prinzessin Begum, die ich einst in Indien mit meinem Trupp als Ehrengarde begleitete, so ähnlich sieht. Ihr müßt für einige gute Pferde Sorge tragen, Mr. Wilmot; wir können ihrer nicht genug haben, und wenn Ihr wünscht, daß ihre Rücken gesund bleiben, so laßt keinen Hottentotten darauf reiten."

„Wir haben diesen Gegenstand bereits besprochen, Major Henderson, und dabei namentlich ins Auge gefaßt, ob es nicht besser seyn dürfte, zu Schiff nach der Algoa Bay zu gehen, dort unsre Aus-

stattung zu vervollständigen und von jenem Punkte aus die Reise zu beginnen."

„In diesem Falle erspart Ihr Euch eine lange Landreise und seyd, wie ich höre, nicht sehr weit von den besten Jagdgründen, welche in der Nähe des Landes am Vaal zu finden sind."

Das Gespräch handelte sofort von den Gegenständen, die in der Kapstadt angeschafft werden mußten und die zweckmäßiger erst nach der Ankunft in der Algoa Bay erworben werden konnten. Sie vereinigten sich darüber, alle Mundvorräthe und so viele gute Pferde, als sie auftreiben konnten, in der Kapstadt anzukaufen, während die Erstehung von Wagen und Ochsen, desgleichen das Miethen von Hottentotten in der Algoa Bay vorgenommen werden sollte.

Mr. Fairburn hatte nun mehr Muße, und Alexander konnte sich öfter seiner Gesellschaft erfreuen. Eines Abends nach dem Diner schlug Ersterer die Karte des Landes auf, um seinem Gaste einige Belehrung über die beabsichtigte Reise zu ertheilen. Er bezeichnete die Richtung, die durch das Kaffernland am zweckmäßigsten eingeschlagen werden konnte, und bemerkte sodann, daß es schwierig sey, nach Zurücklegung dieses Strichs, der von Hinza beherrscht werde, weiteren Rath zu ertheilen, da fortan Alles von den Umständen abhängen werde.

„Wißt Ihr etwas von dem jenseits gelegenen Lande?"

„Nicht viel. Wir wissen nur, daß es von den Zulus überlaufen wurde — von dem Stamme, in welchem Chaka Häuptling war. Im vorigen Jahre zogen unsere Truppen aus, um den Kaffern Beistand zu leisten, da sie von einem anderen, nordwärts wohnenden Stamme, den Mänteties, angegriffen wurden. Unsere Soldaten zerstreuten sie unter schrecklichem Blutvergießen. Wie Ihr bemerkt, liegt das Zulu-Land auf der Ostseite der großen Gebirgskette und nördlich von Port Natal. Die Mänteties kamen von der Westseite des Gebirges und etwa aus demselben Breitengrade. Es ist unmöglich, zu sagen, wie es jetzt dort aussieht, oder was vorfallen mag, ehe Ihr

Euern Bestimmungsort erreicht, da im Norden fortwährend feindliche Einfälle stattfinden."

„Ihr habt mir die Geschichte jenes Chaka zu erzählen versprochen."

„Die soll Euch nicht vorenthalten bleiben. Er war der König der Zulu-Nation — und ich weiß kaum, wie ich ihn nennen soll. Er war der Nero und Napoleon Afrika's: ein Ungeheuer an Grausamkeit und Verbrechen, aber doch ein großer Krieger und Eroberer. Er begann seine Laufbahn damit, daß er, um die Oberherrschaft zu erringen, seine Verwandten ermordete. Sobald er seinen Zweck erreicht hatte, ließ er alle Diejenigen tödten, denen er feindliche Gesinnungen gegen ihn zutraute, deßgleichen auch Alle, welche Freunde seiner Verwandten gewesen waren."

„Sind die Zulus Kaffern?"

„Nein; aber es gibt im Norden viele Stämme, die wir als zu Kaffernrace gehörig betrachten. Ihr habt vielleicht in der Geschichte bemerkt, daß die Völker-Wanderungen in der Regel vom Norden nach Süden gehen; dies scheint auch in Afrika der Fall gewesen zu seyn. Eine Erschütterung unter den nördlichen Stämmen, wahrscheinlich der Druck einer übermäßigen Bevölkerung, hatte die Zulus nach dem Süden getrieben. und sie kamen herab, gleich einer Ueberschwemmung alle die Stämme, auf die sie trafen, vor sich hinfegend. Chaka's Streitmacht bestand nahezu aus 100,000 Kriegern von denen 15,000 stets bereit waren, seine Befehle zu vollziehen. In jedem Lande, das er bestrich schonte er weder Alter noch Geschlecht; er ließ Alles ohne Unterschied niedermetzeln."

„Welch ein Ungeheuer!"

„Er herrschte durch Schrecken, und es ist unglaublich, daß seine Befehle so unbedingten Gehorsam fanden. Um sein Heer unüberwindlich zu machen, organisirte er es, theilte es in Compagnien ab, die er durch die Farben ihrer Schilde auszeichnete, und verbot seinen Soldaten den Gebrauch jeder andern Waffe, als den eines kurzen

Speers, so daß sie stets im Handgemenge fechten mußten. Er säuberte seine Armee, indem er tausend seiner Veteranen, die seine Siege errungen hatten auslas, und umbringen ließ. Jedes in die Schlacht geschickte Regiment wurde, wenn es eine Niederlage erlitt, nach seiner Rückkehr augenblicklich vernichtet. Es galt daher bei ihnen keine andere Losung, als Sieg oder Tod, — und zwar der Tod in der grausamsten Gestalt: sie wurden nämlich gespießt. Mit Recht trug er den Beinamen des „Blutigen‘“.

„Ja, in der That.“

„Seine Tyrannei über sein eigenes Volk war schrecklich. Einmal ärgerte er sich über ein Kind und ertheilte den Befehl, es zu tödten; da es aber unter siebenzig oder achtzig andere Kinder hineinlief und nicht mehr erkannt werden konnte, so ließ er Alle miteinander umbringen. Er ermordete zwei oder dreihundert seiner Weiber an einem einzigen Tage. Auf den leichtesten Argwohn hin ließ er seine Häuptlinge hinrichten, und Niemand wußte, wann die Reihe an ihn kam. Sein Wille war Gesetz: Jedermann zitterte und gehorchte. Wenn man auf das Einzelne seiner Grausamkeiten eingehen wollte, könnte man Bände füllen, weßhalb ich mich begnügen will, nur den letzten Akt seines Lebens zu erwähnen. Als seine Mutter starb, erklärte er, sie sey durch Zauberei getödtet worden. Hunderte und aber Hunderte wurden gespießt; da ihm jedoch dies zu langsam ging, so ließ er seine Armee ausrücken, um über das ganze Land Alles ohne Unterschied nieder zu metzeln. Das Blutbad dauerte vierzehn Tage.“

„Wie schrecklich!“

„Es war ein Teufel, der im Blute schwelgte; aber zuletzt kam auch seine Stunde. Er wurde von seinem Bruder Dingaam erschlagen, denn dieser wußte, daß auch er geopfert werden sollte. So kam der blutige Chaka um. Dingaam sitzt jetzt auf dem Throne von Zulu und scheint zur Ruhe geneigt zu seyn. Es ist noch ein anderer großer Kriegshäuptling, Namens Moselikatsi vorhanden,

der sich gegen Chaka empörte und so ziemlich den gleichen Charakter hat. Die Berichte über diese Leute sind übrigens vorderhand nur unbestimmt und bedürfen der Bestätigung. Ihr werdet erst Entschließungen fassen und handeln können, wenn Ihr dort angelangt seyd; dann müssen Euch die Umstände zum Leitstern dienen. Mit der Karavane, mit welcher Ihr auszuziehen gedenkt, ist wohl nicht viel Gefahr zu besorgen; wenn es aber dennoch der Fall wäre, so müßt Ihr zurückkehren. Die Gunst dieser Despoten läßt sich leicht durch passende Geschenke erringen, und Ihr müßt Euch natürlich damit vorsehen. Ich habe den Behörden Auftrag gegeben, Eure Papiere auszufertigen, und Ihr werdet die Unterschrift des Gouverneurs selbst einholen. Wann gedenkt Ihr aufzubrechen?"

„Wir werden in einigen Tagen bereit seyn und brauchen dann nur noch ein Schiff, das nach Algoa Bay geht."

„Man wird Euch ersuchen, einige Gegenstände zu besorgen, welche nach dem Missionsposten, auf den Ihr unterwegs trefft, geschickt werden sollen. Ich vermuthe, daß Ihr nichts dagegen einzuwenden habt?"

„Gewiß nicht; die Missionäre verdienen jegliche Ermuthigung, und wenn ich Ihnen irgend einen Gefallen erweisen kann, so soll es mit größtem Vergnügen geschehen."

Noch mehrere andere Personen erboten sich, an dem Zuge Theil zu nehmen; aber Alexander lehnte ihre Anträge höflich ab. Einige Tage nachher langte ein Schiff an, welches im Begriffe war, nach der Niederlassung an der Algoa Bay zu segeln. Die Vorräthe, die Pferde und die Hunde, die Aeffin Begum nicht zu vergessen, wurden eingeschifft, und nachdem sich Alexander von Mr. Fairburn und dem Gouverneur verabschiedet hatte, ging er mit Major Henderson und Mr. Swinton an Bord. Am Abende des vierten Tags erreichten sie wohlbehalten die Algoa Bay, in welcher sie zehn oder zwölf Schiffe vor Anker trafen.

Die in der Rhede von Algoa liegenden Schiffe waren eben

erst von England angekommen, und hatten eine große Anzahl Auswanderer mitgebracht, die in einem neuen Lande ihr Glück suchen wollten. Viele waren schon ans Ufer gegangen, der größte Theil aber befand sich noch an Bord der Fahrzeuge. Die Ausschiffung ging rasch vor sich, und die ganze Bay war mit Booten bedeckt, welche Personen und Vorräthe landeten oder leer wieder zurückkehrten, um weitere Fracht zu holen. Da der Wind aus Westen blies, so war keine Brandung an dem Gestade. Die Sonne schien hell und warm über einer ansprechenden, bewegten Landschaft; aber die Nacht brach herein, und schloß das Panorama.

Alexander und seine Begleiter blieben auf der Decke ihres Schiffes, bis an dem Orte, wo noch vor einer oder zwei Stunden das lärmendste Gewühl stattgefunden hatte, das tiefste Schweigen herrschte. Die Sterne, die in den südlichen Himmelsstrichen so schön sind, funkelten in unumwölktem Glanze, und das Wasser der Bay spiegelte sie auf seiner glasglatten Fläche so klar wieder, daß man glauben konnte, der Himmel wölbe sich nach unten ebenso wie nach oben. Das Land erschien als eine dunkle Masse, während die fernen Berge aussahen, als seyen sie ganz in der Nähe und stiegen jäh von der Küste aufwärts. Alles war in düstere Farben gehüllt, und nur da und dort verkündete das Flimmern eines Lichtes in den Häusern der Stadt, daß noch nicht Alle ihre weltlichen Sorgen aufgegeben und nach den Mühen des Tages die Ruhe gesucht hatten. Dennoch herrschte die tiefste Stille, die nur gelegentlich durch das Bellen eines Hundes oder die Stimme der Schildwache im Fort Friedrich unterbrochen wurde, welche verkündigte, daß Alles gut stehe.

„Wie viele interessante Notizen müßten sich nicht in dem kleinen Raume eines Emigrantenschiffes sammeln lassen," bemerkte Mr. Swinton. „Eine Masse von Menschen drängt sich da zusammen; jeder weiß von anderen Erlebnissen zu erzählen; den führte dies, den Andern jenes in die Fremde, und wie mancherlei Schicksale stehen ihnen nicht in Aussicht."

„Dennoch vereinigen sie sich in dem gleichen Gefühl, und dasselbe Verlangen dient ihnen zum Sporne — sie trachten nach Unabhängigkeit und—wo möglich—nach Reichthum," entgegnete Major Henderson.

„Das kann keinem Zweifel unterliegen," sagte Alexander; „es muß aber doch fast wie der Anfang eines neuen Lebens seyn. Wie viele Bande sind nicht zerrissen durch den weiten Ocean, der sie trennt; neue Interessen treten an die Stelle der alten; vor ihnen nichts als ein Leben voll von Abenteuern—neue Schauplätze mit neuen Hoffnungen und neuen Besorgnissen. Doch wir dürfen nicht zu lange oben bleiben, wie sehr uns auch der schöne Himmel fesseln mag, da wir mit Tagesanbruch wieder aufstehen müssen. So will ich denn mit dem guten Beispiel vorangehen und euch beiden angenehme Ruhe wünschen."

Am andern Morgen mit Tagesanbruch wurde das Langboot hinausgehißt, um die Pferde ans Ufer zu bringen. Nach einem hastigen Frühstück gingen Alexander und seine beiden Begleiter ans Land, um zu sehen, ob es nicht möglich sey, ein Obdach zu erhalten, unter dem sie sich schützen konnten; bei der großen Anzahl der Auswanderer war jedoch hieran nicht zu denken, da jedes Haus und jedes Bett bereits vergeben war. Dies war sehr verdrießlich, da sie nur ungern nach ihrem engen Quartiere an Bord zurückkehrten.

Nachdem sie ihre Pferde untergebracht hatten, machten sie sich auf den Weg, um die Stadt zu besichtigen und ihre Nachforschungen nach einer Wohnung wiederaufzunehmen. Die Straßen boten eine rührige, belebte Scene; geladene Wagen oder andere, die mit ihren langen Ochsengespannen leer zurückkehrten—Pferde, Schafe und andere Thiere, die eben ans Land gebracht worden — lautes Reden und angelegentliches Fragen — das Hin- und Herlaufen von Menschen — Hottentotten, die mit den Gütern beschäftigt waren oder als müßige Zuschauer ihre Pfeifen rauchten —

Körbe, Kisten und Päcke aller Art, darunter Ackergeräthschäften und Eisenwerkzeug, Alles an der Wegseite liegend, und die Weiber und Töchtern darauf sitzend, welche das Eigenthum bewachten, während die Kinder sich erstaunt umsahen, auf dem Boden spielten oder weinten.

In einiger Entfernung von der Stadt sah man die Zelte der Auswanderer, die sich vor ihrem Aufbruche von England mit dergleichen Bedürfnissen versehen hatten und nun wie die Zigeuner bivoakirten, ohne theure Miethpreise bezahlen zu müssen; sie kochten sich ihren eigenen Mundvorrath in Kesseln oder Bratpfannen. Als Alexander dieses Lager bemerkte, rief er:

„Jedenfalls haben wir jetzt auch unser Quartier. Daß ich doch nicht früher daran dachte!“

„Wie meint Ihr dies?“

„Unter dem Gepäcke, das ich aus der Kapstadt mitbrachte, befinden sich zwei Zelte. Wir müssen sie aus Land schaffen und uns das Beispiel dieser Leute zum Muster nehmen.

„Schön, das freut mich,“ rief Major Henderson. „Alles ist besser, als an Bord sich von den Motten kitzeln zu lassen. Kehren wir sogleich zurück?“

„Allerdings,“ erwiederte Mr. Swinton. „Wir haben nur unsere Matratzen und wenige andere Gegenstände herauszuschaffen.“

„Ueberlaßt dies meinem Bedienten, der an dergleichen gewöhnt ist,“ sagte der Major. „In Indien behilft man sich auf dem Lande fast immer mit Zelten. Doch da kommt Jemand, den ich kennen sollte — Maxwell, glaube ich?“

„Ganz richtig, mein theurer Henderson,“ versetzte der also angeredete Offizier. „Der Tausend, was hat denn Euch hieher gebracht? Ihr seyd doch kein Ansiedler?“

„Nein, ich bin hier, weil ich keinen festen Sitz habe“, entgegnete Henderson lachend. „Ich bin stets auf dem Zuge und im gegenwärtigen Augenblicke mit diesen meinen zwei Freunden hier

blos auf dem Wege, einen Flußochsen zu schießen. Erlaubt mir, Euch Mr. Wilmot und Mr. Swinton vorzustellen. Aber ich sehe, Ihr habt Dienst; seyd Ihr in dem Fort?"

„Ja ich kam vor ungefähr einem Monat von Sommerset. Kann ich Euch in irgend etwas nützlich werden?"

„Das hängt von den Umständen ab. Wir gehen an Bord zurück, um unsere Zelte zu holen und sie dann auf dem Berge dort aufzuschlagen, weil wir keine Wohnung bekommen können."

„Ich kann euch freilich im Fort keine Betten anweisen, glaube aber doch, ihr würdet besser thun, eure Zelte auf dem Glacis aufzuschlagen. Euer Gepäck ist dort sicherer, als auf dem Berge, und ich bin eher im Stande, euch Dienste und Beistand zu leisten."

„Ein vortrefflicher Gedanke, wäre es auch nur um des Gepäckes willen," versetzte Henderson; „wir nehmen Euer Erbieten mit Vergnügen an."

„Wohlan denn, so schafft das Erforderliche möglichst schnell an's Land. Meine Leute können mithelfen und das Gepäck transportiren; auch braucht ihr euch wegen eines Diners keine Sorge zu machen, denn ich will es schon einleiten, daß etwas für euch gekocht wird."

„Ein Freund in der Noth ist in der That ein Freund. Herr Kamead, wir nehmen euer Erbieten so unverhohlen an, als ihr es uns gemacht habt, und somit für ein Stündchen Gott befohlen."

Nachdem sie sich von Kapitän Maxwell getrennt hatten, bemerkte Henderson:

„Das war eine glückliche Begegnung, denn es wird uns jetzt an nichts gebrechen. Maxwell ist ein trefflicher Mann und wird uns in unseren Einkäufen sehr nützlich werden, da er die Leute und das Land kennt; auch brauchen wir nicht zu fürchten, daß an unsrem Gepäcke die langen Finger versucht werden."

„Wir können in der That von Glück sagen," versetzte Mr. Swinton. „Wo habt Ihr Kapitän Maxwell kennen lernen?"

„In Indien. Wir sind oft mit einander auf der Tigerjagd

gewesen. Wie gerne würde er den Zug mitmachen, aber dies ist natürlich unmöglich."

„Aber wie halten wir's mit unsern Lebensmitteln, Major Henderson?" bemerkte Wilmot. „Es geht doch nicht, daß wir uns bei Eurem Freund einquartiren?"

„Natürlich nicht, denn wir würden seinen Sold sammt Nebeneinkünften bald aufgezehrt haben. Nein, nein; wir schaffen das Rohmaterial bei — er hilft uns dann zuerst kochen und hinterdrein essen."

„Unter solchen Bedingungen will ich mit Vergnügen mein Quartier im Fort aufschlagen," entgegnete Alexander. „Doch welches von diesen Booten hier ist das unsrige?"

„Dieses da, Sir," rief einer der Matrosen. „Kommt herbei, Jungen," rief er den Anderen zu, welche umherschlenderten.

Sie sprangen ins Boot, stießen ab und befanden sich bald am Bord des Schiffes.

Da der Inhaber des Schiffes eben so froh war, sich seiner Passagiere und ihres Gepäckes zu entledigen, als diese gern fort gewesen wären, so ging das Geschäft mit der größten Behendigkeit von Statten. Nach einigen Stunden befand sich Alles am Lande und Begum, der Pavian, saß auf den Vorräthen, welche das letzte Boot nach dem Ufer brachte. Eine Soldaten-Abtheilung, welche Kapitän Marwell heruntergeschickt hatte, half den Matrosen das Gepäck nach dem Fort hinaufzuschaffen, und noch ehe die Nacht einbrach, waren die Zelter aufgeschlagen, die Betten gemacht und die Vorräthe wohlbehalten untergebracht, ohne daß die Reisegesellschaft sich damit zu bemühen brauchte. Sie speisten mit Kapitän Marwell und lehnten sodann über die Böschung, um den hin- und herfahrenden Booten zuzusehen, welche die Schiffe ausluden.

Da in der Jahreszeit, in welcher sie standen, ein Regen nicht leicht zu besorgen war, so legten sie sich in völliger Sicherheit auf ihre Matratzen nieder und erwachten am andern Morgen erst, als

das Frühstück bereit war. Nachdem sie dies eingenommen hatten, machten sie sich mit Kapitän Maxwell auf den Weg, um nach Wagen und Ochsen zu sehen. Wegen der Auswanderer war eine große Anzahl von Frachtwagen heruntergeschickt worden, um sie nach den Plätzen ihrer Bestimmung zu bringen, und Kapitän Maxwell traf bald auf einige ihm bekannte holländische Boern aus dem Innern, die sich gleichfalls mit ihren Fuhrwerken eingefunden hatten. Ehe jedoch überhaupt ein Handel abgeschlossen wurde, verfügte sich Alexander mit Kapitän Maxwell zu dem Landdrosten, an den ihm der Gouverneur einen Brief mitgegeben hatte.

Dieser Herr schloß sich sogleich der Partie an, und durch seine Vermittlung waren noch vor Abend vier treffliche Frachtwagen mit Leinwandbedeckung und vier Ochsengespanne von je vierzehn Stücken angekauft; sie sollten herbeigebracht und in guter Ordnung ausgeliefert werden, sobald sie die Frachten, mit welchen sie geladen sie geladen waren, an Ort und Stelle geführt hatten.

Da die Wagen vor vier Tagen nicht zurückkehren konnten, so wollten sie noch einige Pferde ankaufen, was hier freilich mit Schwierigkeit verknüpft war; denn Major Henderson, der sich vortrefflich auf Pferde verstand und deßhalb mit der Auswabl beauftragt war, erklärte, daß von den vielen angebotenen keines brauchbar sey. Sie hatten übrigens reichlich Zeit, da die gehörige Ausrüstung der Wagen gleichfalls einige Tage in Anspruch nahm, und benützten dieselbe, um die Gegenstände einzukaufen, deren Erwerbung sie in der Kapstadt auf ihre Ankunft in der Algoa Bay verschoben hatten.

Zu der anberaumten Zeit wurden die Wagen sammt Gespannen abgeliefert und bezahlt. Man setzte nun Zimmerleute in Thätigkeit, um die Fuhrwerke rings umher mit festgemachten und in Fächer abgetheilten Truhen zu versehen, so daß man das Gepäck gesondert aufbewahren und das Erforderliche jeden Augenblick finden konnte. Während dies geschah, mietheten sie unter dem Beistande

des Landdrosten eine Anzahl Hottentoten und anderer Leute, die sie für den Zug brauchten, zum Beispiel Ochsentreiber, Jäger und dergleichen. Darunter befanden sich nun einige sehr gesetzte, tüchtige Männer; aber es war unmöglich, das ganze Gefolge nur aus Leuten von anerkannt gutem Rufe zu bilden. Viele wurden nicht so fast wegen ihrer bekannten guten Eigenschaften, als wegen ihres Aeußeren, ihrer Versprechungen und wegen des Zeugnisses, welches sie sich selbst gaben oder das ihnen Andere ertheilten, angeworben. Dies war nicht zu vermeiden, und da man sie stets wegen schlechter Aufführung wieder abdanken konnte, so war der Fehler nicht groß, sofern sie sich durch Andere ersetzen ließen.

Es stund mehr als drei Wochen an, ehe Alles für den Aufbruch bereit war. Die Caravane wurde durch folgende Bestandtheile gebildet:

Zuvörderst unsere drei Gentlemen, der Diener des Major Henderson, acht Ochsentreiber, zwölf Hottentoten und andere Jäger (denn einige davon waren von gemischter Race), zwei Hottentoten, welche für die Pferde zu sorgen hatten, und zwei weitere, denen die Aufsicht über eine Heerde Kapschafe übertragen war. Die Schafe sollten der Caravane folgen und ihr als Nahrung dienen, bis man Ochsen durch Kauf oder Wildpret durch Anwendung der Jagdwaffen gewinnen konnte. Die ganze Partie bestand also aus zwanzig Mann; dazu kamen noch zwei Hottentotenweiber, welche die Caravane begleiten sollten, um die Wäsche zu besorgen und im Kochen mitzuhelfen.

Die Thiere, welche zu der Caravane gehörten, bestanden aus fünfundsechzig schönen Spannochsen, zwölf Pferden (Major Henderson hatte in Algoa Bay nur sechs auftreiben können, da sonst mehr angekauft worden wären), dreizehn Hunden von verschiedener Größe und der Aeffin des Major; dazu noch die Schafheerde.

Die Wagen waren, hauptsächlich nach Major Henderson und Mr. Swinton's Anweisung, folgendermaßen ausgestattet worden:

Der erste Wagen, welcher nach Mr. Wilmot benannt wurde, war rund umher mit festgemachten Truhen ausgestattet und enthielt alle Vorräthe für den eigenen Gebrauch, z. B. Thee, Zucker, Kaffee, Käse, Schinken, Zungen, Zwieback, Saife, Wachslichter, Wein und Branntwein in Flaschen, große Tabackrollen für die Hottentotten oder zu Geschenken, und Alexanders Kleider; seine Matratze lag zwischen den Truhen auf dem Boden des Wagens. Das Fuhrwerk selbst war mit einer Plane von doppeltem Segeltuch bedeckt und vorn- und hinten mit Vorhängen versehen. Eine der Truhen enthielt auch die Zimmermannsgeräthschaften.

Das zweite Fuhrwerk hieß Mr. Swinton's Wagen. Er war wie der vorige mit Truhen ausgestattet, hatte aber außerdem noch einen großen Kasten mit vielen Schubladen für Insekten, Weingeistflaschen zu Aufbewahrung der Thiere und sonstigem Bedarf. Ferner befanden sich darauf ein paar Rieß Papier zum Trocknen der Pflanzen und mehrere andern Artikel, namentlich aber eine gut ausgestattete Reiseapotheke, denn Mr. Swinton war in der Arzneiwissenschaft nicht unerfahren. Die übrigen Truhen enthielten Glasperlen und Messer zu Geschenken, desgleichen mehrere hundert Pfund Kugeln und alle Küchengeräthschaften. Die Bedeckung war ganz wie bei dem ersten Wagen und Mr. Swinton's Matratze Nachts gleichfalls zwischen den Truhen ausgebreitet.

Der dritte hieß die Rüstkammer oder der Majorswagen und war nicht wie die beiden ersten ausgestattet. Unten befanden sich bewegliche Kisten, auf denen der Major sein Bett hatte, und vier große Fässer Branntwein. Die Kisten enthielten Schießpulver in Flaschen und einen Vorrath von Schroten zum schnellen Gebrauch— Taback in großen Rollen, einen Centner Schnupftaback, alle schweren Geräthschaften, Spaten, Schaufeln, Aexte und sonstige nützliche Werkzeuge.

Das Deckengerüst war viel stärker, als bei den andern Wagen, da die Reife ganz solid in einander griffen. Die Decke selbst bestand

aus wasserdichtem, getheerten Segeltuch, und unter ihr waren sämmtliche Schießgewehre aufgehangen, mit Ausnahme der beiden, welche Alexander und Mr. Swinton für den Nothfall in ihrem Wagen behalten hatten. Die Rüstkammer war vorn und hinten mit Brettern geschlossen, die man niederlassen und mit Gewinden aufziehen konnte, so daß sie, wenn es nöthig wurde, die Stelle eines kleinen Forts versehen konnte; und da sie zu jeder Zeit verschließbar war, so konnten die Hottentoten nicht an die Branntweinfässer kommen, ohne eine Art Einbruch zu begehen. Begum wurde Nachts auf diesen Wagen gebunden.

Das vierte Fuhrwerk hieß das Magazin und enthielt mehrere Artikel, die man nicht augenblicklich brauchte, zum Beispiel Mehlfässer und Reissäcke — desgleichen den größten Theil der Munition, aus sechs Fässern Schießpulver und vielem Blei bestehend, zwei Tauringe, eiserne Stangen, Nägel von verschiedener Größe in Säcken, Rollen von Messingdraht, die zwei Zelte und drei Stühle mit einem kleinen Tische. Wie die Rüstkammer war auch das Magazin mit wasserdichter Leinwand bedeckt.

Dieß war die Ausstattung, welche man für den abenteuerlichen Zug als nöthig erachtete; indeß fand so viel ärgerliches Zuströmen von Seiten der Leute Statt, welche die Vorbereitungen zu der sogenannten großen Jagdpartie sehen wollten, daß unsre Abenteurer sich möglichst beeilten, um aus der Stadt fortzukommen. Endlich waren sämmtliche Wagen geladen. Die Hottentoten wurden aus ihren Branntweinbuden zusammengeholt, und der Landdrost las ihnen ihre Dienstkontrakte vor, indem er sie zugleich für jedes Abweichen von demselben oder für sonstiges Mißverhalten mit schwerer Züchtigung bedrohte.

Die Pferde und Ochsen wurden hereingebracht und der nächste Morgen zum Aufbruche bestimmt. Das Reisekleeblatt verabschiedete sich von dem Landdrosten und den übrigen Gentlemen der Stadt, von denen es mit Höflichkeiten überhäuft worden war, worauf es

nach dem Fort zurückkehrte und den größern Theil der Nacht in Kapitän Maxwell's Gesellschaft verbrachte.

Um das Gedränge zu vermeiden, das sie begleitet und ihren Zug gehindert haben würde, war beschlossen worden, schon vor Tagesanbruch die Wanderung anzutreten. Morgens um zwei Uhr wurden die Hottentotten geweckt, die Ochsen eingejocht, und eine Stunde vor Sonnenaufgang verließ die Caravane die Stadt, langsamen Schrittes und ohne anderes Licht, als die funkelnden Sterne des südlichen Himmels, weiterziehend.

Neuntes Kapitel.

Die Plane unserer Reisenden waren gut erwogen. Sie hatten sich vorgenommen, den Zweck ihrer Reise dadurch zu verfolgen, daß sie geraden Wegs durch das Land der Kaffern bis an das Ufer des Umtata-Flusses zögen, in dessen Nähe sich dem Vernehmen nach die Abkömmlinge der Weißen finden sollten. Sobald nun Alexander seine Sendung vollendet hatte, wollten sie über die Bergkette setzen, um auf dem Rückwege das Land der Buschmänner und Korannas zu besuchen. Dieser Reiseplan hatte in dem Umstande seinen Grund, daß — mit Ausnahme von Löwen und Elephanten in den Wäldern, und den Flußochsen in den Strömen — durch das ganze Kaffernland nur wenig oder gar kein Wild zu finden war, weil die Kaffern fast ganz damit aufgeräumt hatten.

Major Henderson hatte die vorerwähnte Route vorgeschlagen und dafür sowohl Alexanders als Mr. Swinton's Billigung gewonnen, denn Alexander sehnte sich eben so sehr, wie der Major, nach einem tüchtigen Jagdtummelplatz, während es Mr. Swinton

darum zu thun war, seine Sammlungen und seine zoologischen Kenntnisse zu erweitern. Von ihrer Wanderung durch das Land der Kaffern war nur wenig zu besorgen, da die Missionäre dort bereits zwei Missionsposten besaßen, einen zu Butterworth und den andern zu Chumie. Alexander hatte sich vorgenommen, den ersteren dieser Plätze zu besuchen und führte auch mehrere Pakete in seinem Wagen, die ihm zur Besorgung an die Missionäre übertragen worden waren.

Am siebenten Mai 1829 brach die Caravane von Algoa-Bay nach Grahamstadt auf. Das Wetter war schon einige Wochen schön gewesen, die schweren Regengüsse hatten aufgehört und die Waiden prangten in üppiger Fülle. Die Wagen fuhren lautlos über das Gras dahin, da die schläfrigen Hottentoten durchaus nicht geneigt waren, sich unnöthigerweise anzustrengen. Alexander, Swinton und Henderson saßen zu Pferde und ritten in kurzer Entfernung vor dem ersten Wagen her.

„Ich weiß nicht, wie es Euch ergeht, sagte der Major; mir aber ist's wie einem Gefangenen, der eben erst seine Fesseln abgeworfen hat. Ich athme jetzt die Luft der Unabhängigkeit und Freiheit. Nach dem Gewühl, dem Lärm und dem Gedränge in der Stadt empfindet man in einer so ruhigen Einsamkeit erst recht den Hauch der Freiheit."

„In mir stieg ein ähnliches Gefühl auf," versetzte Alexander. „Diese weit ausgedehnte Ebene, deren Ende wir nicht absehen können — die funkelnden Sterne, die auf uns niederblicken — kein anderer Ton als das Knarren der Wagenräder in langsamer, abgemessener Bewegung — es ist in der That entzückend. Man sagt zwar, der Mensch sey für die Gesellschaft geschaffen, und es ist auch wirklich so; aber wie wonnig fühlt man sich, wenn man hin und wieder allein ist."

„Ja, allein, wie wir," versetzte Swinton lachend; „das heißt mit einem Haufen von dreißig wohlbewaffneten Leuten, die auf Abenteuer ausziehen. Ich gebe zwar zu, daß es angenehm genug

ist, den Lärm der Stadt im Rücken zu haben und nicht länger in dem Fort eingepferchtt zu seyn; indeß vermuthe ich doch, daß es nicht sehr lieblich seyn dürfte, in diesen afrikanischen Wildnissen ganz allein zu seyn."

„Ihr habt vielleicht Recht."

„Und eben so wenig gemächlich würdet Ihr Euch fühlen, wenn Ihr wüßtet, daß Eure ganze Aussicht auf das morgige Mittagsmahl von Eurer Büchse abhinge. Es liegt eine gewisse Beruhigung in dem Bewußtseyn, daß man vier wohl gefüllte Wagen hinter sich hat."

„Auch dieß gebe ich zu," versetzte der Major, „aber ungeachtet unserer Gesellschaft herrscht hier Einsamkeit und ich fühle sie."

„Nun ja, eine einsame Caravane — aber Ihr müßt mir einräumen, daß zwischen dieser und einem einsamen Individuum einiger Unterschied stattfindet," erwiederte Swinton. „Von der Einsamkeit ist übrigens noch keine Rede, denn wir werden zwischen hier und Grahamstadt noch holländische Boern genug finden."

„An Eurer Stelle, Wilmot," bemerkte Henderson, „würde ich anfangs nur langsam vorrücken, damit wir unsern Leuten eine Art Mannszucht beibringen können. Hierdurch gewinnen wir Gelegenheit ausfindig zu machen, ob Personen darunter sind, die uns nicht zusagen. Die Untauglichen danken wir in Grahamstadt ab und ersetzen zu gleicher Zeit, während wir Wegweiser und Dolmetscher anwerben, ihre Plätze mit anderen."

„Euer Vorschlag ist sehr gut," entgegnete Alexander. „Außerdem werden wir unsere Wagen nicht eher passend geladen und geordnet haben, bis wir drei oder vier Tage gewandert sind."

„Vor Allem ist nöthig, jede Nacht eine Wache auszustellen," sagte Swinton. „Sie muß aus zwei Mann zumal bestehen, denn einer davon wird zuverlässig einschlafen, wo nicht beide; ich kenne die Hottentotten."

„Dann werden sie vortreffliche Schildwachen abgeben," ver-

setzte Alexander. „Wie dem übrigens sey, die Hunde werden uns treuer dienen.“

„Ich beziehe meine Bemerkungen nicht gerade auf alle Hottentoten, denn einige sind sehr treu und pflichtmäßig. Die Mehrzahl übrigens ist unzuverlässig.“

„Sind sie muthvoll?“ fragte Alexander.

„Gewiß; man kann sie als einen tapfern Menschenschlag betrachten, obschon man hin und wieder auf einen Eisenfresser trifft, der, wie alle Feiglinge, sich durch Prahlerei vor den Uebrigen auszeichnet.“

„Ich vermuthe sehr, daß wir unter unsern Jägern einen derartigen Burschen haben,“ versetzte Henderson. „Indessen wäre es unbillig, einen Menschen ungeprüft zu beurtheilen, da ich leicht im Irrthum befangen sein könnte.“

„Dennoch glaube ich zu wissen, wen Ihr meint,“ sagte Alexander. „Ist's nicht der lange Kerl, den sie den großen Adam nennen?“

„Getroffen — und ich finde so gewissermaßen meine Ansicht von ihm bekräftigt. Aber der Morgen dämmert auf und die Sonne wird sich bald über jenen Bergen zeigen.“

„Wenn wir Halt machen, müssen auch die Wagenräder geschmiert werden,“ bemerkte Alexander.

„Ich fürchte, dies wird nicht viel nützen, sofern das Knarren damit gehoben werden soll,“ versetzte der Major. „Ob die Ochsen hier denen in Indien gleichen, ist mir unbekannt; so viel aber weiß ich, daß dort das Knarren der Fuhrwerke fünfzigmal schlimmer ist, als bei unseren Wagen. Die Eingebornen schmieren die Räder nie, denn sie sagen, die Ochsen zögen nicht, wenn sie nicht die Musik hinter sich hörten.“

„Außerdem kann uns das Knarren gelegentlich zu Statten kommen; denn an Orten, wo uns das Gras über die Köpfe geht,

dürfen wir keine Minute zurückbleiben, wenn uns nicht dor Ton die Richtung anweist, welcher wir folgen müssen."

„Nun, so sehe ich wohl, daß wir unsere Schmiere sparen dürfen," sagte Alexander.

„In wenigen Tagen seyd Ihr so sehr daran gewöhnt, daß Ihr es sehr vermissen würdet, wenn sie zu knarren aufhörten," bemerkte der Major.

„Mag seyn, denn Gewohnheit ist eine zweite Natur; aber vorderhand würde ich gern auf diese Musik verzichten. Ah, dort zeigt sich die Sonne über dem Hügel. Sollen wir Halt machen oder weiter ziehen?"

„Noch ein Stündchen, damit die Radspuren und die Wagen bei Tageslicht untersucht werden können. Wenn wir dann Halt machen, können wir jedem Mangel abhelfen."

„Sey es darum. Steht dort auf dem sich hebenden Grunde, ganz am Horizont, nicht ein Haus?"

„Ja, ich glaube so," versetzte der Major.

„Ich kenne es sehr gut," sagte Swintom. „Es ist die Farm eines holländischen Boers, Namens Milius, den ich zu Algoa-Bay kennen lernte. Ich hätte nicht gedacht, daß unser Zug so schnell vorwärts gehe. Sie ist noch etwa eine Stunde entfernt und liegt also ganz gelegen für unser Frühstück. Wir können dort die Ochsen ausspannen — wie viele ziehen im Joch?"

„Zehn an jedem Wagen. Die übrigen sechzehn folgen mit den Schafen und Pferden als Relais.

„Laßt uns Galopp anschlagen," sagte der Major.

„Einverstanden," entgegneten die Anderen und gaben ihren Pferden die Sporen, so daß sie bald an dem Farmhause des holländischen Pflanzers anlangten.

Das lärmende Gebell von ungefähr zwanzig Hunden bewillkommnete sie und führte einen der jüngern Boern heraus, der die

Hunde wegtrieb, indem er Ochsenhörner und andere Thierknochen, die umhergestreut lagen, nach ihnen warf. Dann ersuchte er die Reisenden abzusteigen. Bald nachher erschien auch der alte Boer und hieß sie herzlich willkommen. Er langte sodann von einem Sims eine große Flasche herunter und empfahl ihnen den Inhalt, von dem er sich selbst auch bediente, indem er angab, es sey guter Branntwein, aus seinen eigenen Pfirsichen gefertigt.

Bald nachher erschien das Weib des Boers, begrüßte die Fremden und brachte dann einen Thee-Apparat herbei, um an einem kleinen Tische das Frühstück zu bereiten. Nachdem sie das erfrischende Getränk für ihre Gäste eingegossen, bot sie eine Büchse mit Zuckerkandis herum, damit jeder davon ein Stückchen in den Mund nehme und es beim Trinken auf der Zunge behalte, um so den Thee zu versüßen. Der alte Boer sagte ihnen, er habe sie erwartet, weil er Kunde erhalten habe, daß sie an diesem Tage aufzubrechen gedächten; freilich hätte er nicht geglaubt, daß sie so früh eintreffen würden.

Es dürfte hier der geeignetste Ort seyn, das Haus eines holländischen Pflanzers in der Kap-Niederlassung zu schildern.

Es war ein großes viereckiges Gebäude mit Lehmwänden und einer Verkleidung, deren Material die Boern selbst anzufertigen pflegen. Letzteres wird mit der Zeit ungemein hart, und sobald dies geschehen ist, erhält das Haus eine weiße Tünche. Das Dach bestand aus einer Art harter Binsen, die dauerhafter waren und weniger leicht Feuer fingen, als Stroh. Unter dem Dache befand sich keine Decke, sondern nur das rohe Gebälk, an welchem die Ausbeute der Jagd und der Landwirthschaft aufgehangen war; z. B. große Peitschen aus der Haut des Nashorns, die Felle von Leoparden und Löwen, die Eier und Federn des Straußen, Stränge mit Zwiebeln, Tabackrollen, Bambus u. s. w.

Das Haus enthielt nur ein großes Speisezimmer, ein kleines Privatgemach und zwei Schlafkammern. Die Fenster waren nicht

mit Glas versehen, sondern wurden jede Nacht mit Häuten verschlossen. Im ganzen Hause fand sich kein Kamin oder Ofen vor, und die Küche wurde in einem kleinen Nebengebäude besorgt.

Das Möbelwerk war nicht von Bedeutung: ein großer Tisch, einige Stühle und Schemel, etliche eiserne Töpfe und Kessel, eine Anzahl holländischer Theetassen, ein Theetopf und ein Messingkessel mit einem Erhitzer. Die große, mit Messingklampen versehene holländische Familienbibel lag auf einem kleinen Tische, an dem die Hausfrau saß, und hinter ihrem Stuhle waren an einem Balken zwei geschlachtete Schafe aufgehangen.

Man unterhielt sich mit Neuigkeiten vom Kap, sofern unsere Reisenden darüber Auskunft geben konnten, bis das Frühstück aufgetragen wurde. Dieses bestand aus geschmortem Schöpsenfleisch, Butter, Milch, Früchten und gutem Waizenbrod. Während unsere Abenteurer noch damit beschäftigt waren, langte die übrige Karavane an, und die Ochsen wurden ausgespannt. Alexander und seine beiden Freunde verbrachten ein paar Stündchen damit, daß sie den Garten und die Baumgüter besuchten, von den Viehpferchen Einsicht nahmen und dem Melken der Kühe zusahen. Dann wurden die Gespanne wieder eingejocht. Man sagte dem alten Boer Lebewohl, dankte ihm für seine Gastlichkeit und nahm die Reise wieder auf.

„Ist es stets Sitte, die Reisenden in dieser freundlichen Weise aufzunehmen?“ bemerkte Alexander, als sie weiter gingen.

„Ja,“ versetzte Swinton. „Es gibt am Wege keine Wirthshäuser und jeder Reisende ist willkommen. Man betrachtet dies als eine Sache, die sich von selbst versteht.“

„Nehmen sie nie Bezahlung?“

„Nie, und man darf sie auch nicht anbieten. Nur den Werth des Korns, das die Pferde gefressen haben, lassen sie sich ersetzen, da dies etwas ganz Anderes ist. Im Verlauf unserer Reise wird Euch eine Eigenthümlichkeit auffallen — nämlich, daß das Weib

des Holländers den ganzen lieben langen Tag wie am Theetisch angewachsen zu seyn scheint. Sie verläßt ihn nie und der Thee ist stets bereit für jeden Reisenden, der die Gastfreundschaft des Hauses in Anspruch nimmt. Ein seltsamer Brauch."

„Vermuthlich ist dies daran Schuld, daß unsere gute Wirthin in der letzten Farm so gar beleibt geworden ist."

„Ohne Zweifel. Die Bewegung des ganzen Tages besteht in nichts, als in einem Gang von der Schlafkammer nach dem Theetopf und von da an wieder zurück," entgegnete Swinton lachend.

„Man sollte kaum glauben, daß diese anscheinend so gutmüthigen und gastfreundlichen Leute sich der Grausamkeit gegen die Eingebornen, von der Mr. Fairburn gesprochen, schuldig machen konnten."

„Viele unserer Tugenden und Laster sind hauptsächlich das Erzeugniß der Umstände," erwiederte Swinton. „In einem wenig bevölkerten Lande findet man stets Gastfreundschaft, und der holländische Pflanzer übt sie bis zum Uebermaße. Ihre Grausamkeit gegen die Hottentoten und Eingebornen entspringt aus den Vorurtheilen der Erziehung. Sie haben von Kindheit an gesehen, wie man sie als Sklaven behandelte, und betrachten sie nicht als Nebenmenschen. Wie Mr. Fairburn ganz richtig bemerkte, entsittlicht nichts so sehr oder verhärtet das Herz des Menschen in so hohem Grade, als die Sklaverei, wenn sie noch obendrein durch das Gesetz sanktionirt wird."

„Aber sind die Holländer nicht um ihrer Grausamkeit und um ihrer Geldliebe willen verrufen?"

Sie stehen allerdings in diesem Geruche und ich fürchte nicht ganz ohne Grund. Man muß übrigens nicht vergessen, daß sie als Handelsnation eine Hauptrolle spielten und es darin den Portugiesen, deren Schritten sie so eifrig folgten, zuvorthaten. Daß das eifrige Ringen nach Reichthum Liebe zum Geld erzeugen muß, ist nur zu natürlich, und unter dem Einflusse dieser Leidenschaft wird

der Mensch, sobald der Gelderwerb in Frage kommt, vor Nichts zurückbeben. Die Grausamkeit der Holländer im Osten sind Gegenstand der Geschichte; aber es fragt sich, ob die Engländer, welche dem Pfad der Holländer folgten, sich zu gleichem Zweck nicht derselben Verbrechen schuldig gemacht haben würden, wenn sie denselben vorangegangen wären. Die Spanier waren in Südamerika ebenso grausam, und die Portugiesen sind um kein Haar hinter ihnen zurückgeblieben — ja ich zweifle, ob man in vielen Fällen unsere eigenen Landsleute freisprechen kann. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Nationen, welche die gemachten Entdeckungen zuerst ausbeuteten, in größerer Versuchung standen, weil sich anfangs weit mehr Schätze und Reichthümer erringen ließen."

„Eure Bemerkungen sind ganz richtig, und wir haben allen Grund, im täglichen Gebete zu sprechen: „führe uns nicht in Versuchung,'' denn wir Alle sind zu gebrechliche Geschöpfe, um ihr widerstehen zu können."

Um Mittag wurde wieder ausgespannt und das Vieh durfte eine Zeitlang weiden. Dann zogen sie weiter bis eine Stunde vor Sonnenuntergang, worauf sie ihre Leute musterten und ihnen mehrere Aufträge und Anweisungen ertheilten. Auf Alexanders Bitte wurde dieses Geschäft von dem Major übernommen, der an die Hottentoten eine lange Rede hielt und ihnen bedeutete, daß jeder, der seine Schuldigkeit thue, eine besondere Belohnung erhalten, dagegen aber die Säumigen schwer gestraft werden sollten. Sie sammelten dann Holz zum Feuer und bereiteten das Nachtessen — die erste Mahlzeit, die sie im Freien einnahmen. Mahomed, Major Hendersons parsischer Diener, versah die Küche in befriedigender Weise, und nachdem man die Ochsen an die Wagen gebunden hatte, — mehr um sie daran zu gewöhnen, als weil Gefahr zu besorgen stand — wurde die Wache ausgestellt, um die Feuer brennend zu erhalten. Dann begab man sich zu Bette: die Gentlemen schliefen in ihren

Wagen und die Hottentotten unter denselben oder neben den angezündeten Feuern.

Es wird unnöthig seyn sich im Einzelnen über die Reise nach Grahamstadt zu verbreiten, die ohne Schwierigkeit von Statten ging. Sie langten erst nach acht Tagen daselbst an, da sie unterwegs absichtlich viel zögerten, um allen Dingen die gehörigen Plätze anweisen zu können. In Grahamstadt wurden sie von den wenigen Offizieren, welche sich daselbst befanden, und von dem Landdrosten sehr freundlich und aufmerksam empfangen. Sie entließen hier drei Männer ihres Gefolges, die während ihres Aufenthalts betrunken in den Branntweinschenken liegen geblieben waren, und mietheten neun weitere, die sich guter Empfehlungen zu erfreuen hatten. Unter letzteren waren zwei vollkommen mit der Sprache und dem Lande der Kaffern bekannt, so daß sie nicht nur als Wegweiser, sondern auch als Dolmetscher Dienste thun konnten. Den Tag nach ihrer Ankunft, als sie sich in der Umgebung der Stadt umsahen, bemerkte Mr. Swinton, daß sich etwas in den Büschen regte. Er trat behutsam näher und entdeckte, daß es ein armer kleiner Buschmannknabe von ungefähr zwölf Jahren war, den seine Leute nackt, ausgehungert und fieberkrank zurückgelassen hatten. Er war so schwach, daß er nicht stehen konnte, weßhalb Mr. Swinton den Hottentoten, der bei ihm war, aufforderte, ihn auf den Rücken zu nehmen und nach den Wagen zu tragen. Einige Arznei und gute Kost brachten den kleinen Knirps bald wieder so weit zurecht, daß er umhergehen konnte. Er zeigte keine Lust, die Gesellschaft zu verlassen, sondern bewachte im Gegentheil die Schritte seines Beschützers und folgte ihm, so weit er nur konnte. Der Knabe fühlte augenscheinlich dankbare Zuneigung, und als die Gesellschaft wieder aufbrechen wollte, ließ ihn Mr. Swinton durch einen Hottentoten, der die Sprache verstand, fragen, ob er bei ihnen bleiben wolle. Die Antwort lautete bejahend, und so wurde dann beschlossen, ihn

mitziehen zu lassen. Der Major meinte, er werde einen guten Gesellschafter für Begum abgeben.

„Welchen Namen sollen wir ihm geben? fragte Swinton.

„Je nun, da meine Aeffin den einer Prinzessin führt, so, glaube ich, können wir nicht weniger als einen Prinzen aus ihm machen. Wir wollen ihn Omrah nennen.“

„So soll er also Omrah heißen,“ erwiederte Mr. Swinton, „bis wir ihm in einer ernsteren Weise einen Namen geben können.“

Omrah wurde sofort in den Wagen gesetzt und erhielt Begum zur Gesellschafterin, worauf unsere Reisenden von Grahamstadt aufbrachen.

Der Zug setzte sich Nachmittags von Grahamstadt in Bewegung. Sie hatten zwar früher aufzubrechen beabsichtigt, aber die Hottentoten nicht zusammenbringen können, welche sich von ihren Weibern und den Branntweinschenken verabschieden mußten. Die meisten davon waren betrunken, und man hielt es deshalb für räthlich, sie so schnell wie möglich aus der Stadt zu schaffen. Spät Abends langten sie in Hermanns Kraal, einem kleinen militärischen Fort an, wo sie übernachteten, um den Hottentoten Gelegenheit zu geben, sich von den Nachwirkungen des Branntweins zu erholen. Am andern Morgen ging der Zug wieder weiter und die Landschaft veränderte nun ihren Charakter, denn die Gegend war jetzt mit dichtem Gebüsch bedeckt, in welchem man sich vor wilden Thieren in Acht zu nehmen hatte.

Bald breitete sich ein ödes, unfruchtbares Land vor ihnen aus; die Sonne brannte drückend und in keiner Richtung ließen sich Anzeichen von Wasser entdecken. Endlich erreichten sie einen schlammigen Teich, in welchem sich augenscheinlich die Elephanten lustig gemacht hatten, und die Ochsen und Pferde waren froh, ein Gleiches thun zu können. Nachts machten sie wieder wie früher Halt und zündeten Feuer an, um die wilden Thiere und Elephanten abzuhalten.

Am folgenden Morgen nahmen sie mit Tagesanbruch ihre Reise

wieder auf und die Landschaft veränderte sich abermals. Sie gelangten jetzt in die dichten Wälder neben dem großen Fischflusse und setzten wohlbehalten über dessen Bette. Die Gegend rings umher war wunderschön; der Fluß lief spiegelglatt zwischen massigen Bergen und Felsen dahin, die zu beiden Seiten mit grünen Thälern abwechselten. Nachmittags erreichten sie das Fort Wiltshire — der äußerste Vertheidigungsposten der Kolonie, und an dem Ufer der Keiskama gelegen. Hier lagen englische Truppen, um zu verhindern, daß keine Plündererhaufen über den Fluß setzten, oder sie aufzufangen, wenn sie mit ihrer Beute zurückkehrten.

Dies war der letzte Platz, wo sie Landsleute zu sehen erwarten durften, und da sie von den Offizieren freundlich aufgenommen wurden, so beschlossen sie, zwei Tage zu bleiben, um sich möglichst über die Verhältnisse zu unterrichten und das Gepäcke ihrer Wagen neu zu ordnen. Ihrem ursprünglichen Plane zufolge hätten sie jetzt den Weg nach Chumie, der ersten Missionsstation, die noch etwa zehn Stunden entfernt war, einschlagen müssen; da sie aber abseits lag, so beschlossen sie, unmittelbar nach Butterworth zu gehen, das etwa sechzehn Stunden weiter im Kaffernlande lag. Unsere Abenteurer verabschiedeten sich von ihren freundlichen Wirthen, kreuzten ohne Schwierigkeit die Furth des Keiskama-Flusses und befanden sich nunmehr in dem Lande der Kaffern.

Bis jetzt hatten sie mit den gemietheten Hottentoten nur wenig Ungelegenheiten gehabt, da sie sich gut genug aufführten, so lange sie sich im Bereiche des Gesetzes befanden; sobald aber die Grenzen des Kapgebietes überschritten waren, begannen einige derselben Symptome von Ungehorsam zu zeigen. Einer davon wurde mit der Weisung, augenblicklich wieder zurückzugehen, entlassen, und die Drohung, ihn zu erschießen, wenn er sich je wieder in der Karavane blicken lasse, übte die gewünschte Wirkung, um die Ordnung wieder herzustellen. Das Land bestand jetzt aus einer Reihe von Hügeln und Thälern, hin und wieder durch tiefe Schluchten durchschnitten, und unterwegs

trafen sie häufig auf Elephantenpfade. Ein Hottentot, Namens Bremen, der als der beste Diener und der geübteste Jäger betrachtet wurde, ersuchte Alexander und seine Begleiter, sie möchten doch ja recht vorsichtig seyn, wenn sie der Karavane vorreiten wollten, denn die Elephanten kehrten Abends stets auf demselben Pfade wieder zurück, und es sey sehr gefährlich, ihnen in den Weg zu kommen.

Zwei Tage lang setzten sie ihre Reise in fast gerader Linie nach dem Missionsposten fort. Sie kreuzten am zweiten Abend mit Einbruch der Dunkelheit vermittelst eines Elephantenpfads einen waldigen Hügel, und unsere Abenteurer waren ungefähr zweihundert Schritte dem Wagen voraus, als sie plötzlich von einem Geschrei, so garstig, als es sich nur denken ließ, begrüßt wurden. Die Pferde stutzten; aber sie konnten nichts sehen, obgleich der Ton einige Sekunden durch die Berge wiederhallte.

„Was war dies?“ rief Alexander.

„Schreit, so laut Ihr könnt,“ rief der Major, „und kehrt mit den Pferden nach den Wagen zurück.“

Alexander und Swinton halfen dem Major schreien, und bald stimmte auch die ganze Masse der Hottentoten mit ein, die so laut zeterten, als sie nur konnten.

„Stille jetzt,“ rief der Major.

Alle verstummten und lauschten einige Sekunden.

„Es war nur ein einziger, und er ist jetzt fort,“ sagte Bremen; „wir können weiter ziehen.“

„Ein einziger — was?“ fragte Alexander.

„Ein Elephant,“ antwortete der Hottentot. „Es ist gut, daß er Euch nicht angriff, denn er würde Euch sammt Pferd und Allem in den Abgrund hinunter gestürzt haben. Es muß eine Heerde in der Nähe seyn. Wir würden daher gut thun, zu halten, sobald wir über dem Berg drüben sind.“

„Ich bin gleichfalls dieser Ansicht,“ versetzte der Major.

„Dieses Geschrei wird mir noch einen Monat in den Ohren

klingen," bemerkte Alexander. „Wahrhaftig, das Brüllen eines Löwen kann nicht so schlimm seyn."

„Wartet nur, bis Ihr es gehört habt," entgegnete Swinton.

Sie hatten nun die andere Seite des Berges erreicht und wählten sich beim Lichte der Sterne einen Lagerplatz. Ob sie sich in der Nähe eines Kaffernkraals befanden oder nicht, ließ sich nicht sagen; aber sie hörten weder Hundegebell noch Ochsengebrüll. Nachdem sie ihr Vieh gesammelt hatten, fuhren sie ihre Wagen im Viereck auf und zogen Stricke von einem zum andern; die Pferde und Schafe wurden in das Viereck getrieben, die Ochsen aber wie gewöhnlich an den Seiten der Wagen angebunden.

Es muß hier bemerkt werden, daß die Ochsen früh Morgens auf die Weide geführt und Abends eingejocht wurden; dann mußten sie so lang in die Nacht hineinziehen, als es anging, um so die außerordentliche Hitze, die unaufhörlichen Besuche der Kaffern und die Gefahr des Viehverlustes zu vermeiden, wenn man sie Nachts losband und grasen ließ.

In der vorerwähnten Nacht wurde eine ungewöhnliche Anzahl von Feuern angezündet, um die Elephanten und andere wilde Thiere abzuhalten. Hyänen und Wölfe gab es in Menge, und sie umstreiften die ganze Nacht das Lager, in der Hoffnung, einige der Schafe abzulangen. Bis jetzt hatte sich noch kein Löwe sehen oder hören lassen, obschon die Hottentoten hin und wieder auf eine Spur dieses Thieres aufmerksam machten.

Nachdem die Hottentoten ihr Geschäft beendigt hatten, mußten unsere Reisenden noch warten, bis die Feuer brannten und ein Schaf geschlachtet war, ehe Mahomed das Nachtessen kochen konnte. Die Aeffin Begum war seit dem Uebergang über den Fischfluß ihrer Haft entnommen worden und kam jetzt, wie gewöhnlich herbei, um an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Sie kroch in der Regel dicht an ihren Gebieter heran, bis das Nachtessen aufgetragen war; dann aber

steckte sie ihre Finger zuerst in jede Schüssel und stahl Alles, was sie konnte — bisweilen zum großen Aerger der Reisenden.

Der kleine Buschmann, welcher jetzt nicht nur seine Kraft, sondern auch alle seine Heiterkeit wieder gewonnen hatte, war einer der possierlichsten Jungen, die man nur treffen konnte.

Da nur einer oder zwei der Hottentoten seine Sprache verstanden, so versuchte er, mit Mr. Swinton und seinen Begleitern durch Geberden und Zeichen zu reden. Dem Koche half er nach Kräften und schien sich überhaupt als dessen Adjunkten zu betrachten, da er mit den Hottentoten keinen Verkehr unterhielt. Er war blos vierthalb Fuß hoch und merkwürdig zart gegliedert, obschon im Ganzen von gutem Bau. Sein Gesicht glich viel dem eines Affen — eine Aehnlichkeit, die durch sein Benehmen und seine Geberden noch erhöht wurde; auch war er eben so behend und possierlich. Sobald die Feuer brannten, war auch die Wache ausgesetzt worden, und dicht neben der Stelle, wo Alexander und die Anderen saßen, hatte der große Adam — der Hottentot, dessen Muth dem Major so zweifelhaft vorgekommen war — mit dem Gewehr in der Hand seinen Posten bezogen. Omrah kam jetzt herbei. Unsere Abenteurer nickten ihm lächelnd zu und fragten ihn in englischer Sprache, wie es ihm ergehe.

Der Knabe, welcher bereits einige Sätze aufgefaßt hatte, antwortete in denselben Worten: „wie geht es Euch?" deutete dann auf den großen Adam, der mit abgewandtem Gesichte dastand, und begann unter Kopfnicken unterschiedliche Zeichen zu machen. Endlich beugte er sich nieder, streckte seinen Arm vor sich aus, erhob ihn wie einen Elephantenrüssel und ging mit den abgemessenen Tritten dieses Thieres umher, so daß man wohl sehen konnte, er wolle einen Elephanten nachmachen. Nachdem er dies gethan, ging er von hinten auf den großen Adam zu und schrie genau so, wie vor einer Stunde der Elephant, worauf der Hottentot zusammen fuhr, seine Muskete fallen ließ und sich flach auf den Boden niederwarf, damit das vermeintliche Thier an ihm vorbeiziehe, ohne ihn zu bemerken.

Die andern Hottentoten waren gleichfalls erschrocken, hatten aber doch nach ihren Musketen gegriffen und in jeder Richtung sich nach dem Thiere umgesehen; das schallende Gelächter der Gentlemen belehrte sie übrigens, daß nichts zu befürchten war und nur der kleine Omrah einen Schwank gemacht hatte. Der große Adam stand mit einem Schafsgesichte wieder auf, denn er hatte eben zuvor seinen Kameraden erzählt, wie viele Elephanten er schon erlegt habe und wie sehr er sich auf die Aussicht freue, bald wieder eine Jagd auf diese Thiere mitmachen zu können.

„Jedenfalls sehen wir," bemerkte Swinton, nachdem das Gelächter vorüber war, „daß Adam ein Elephantenjäger ist und recht wohl weiß, was er in der Zeit der Gefahr zu thun hat."

„Ja," versetzte der Major; „wir haben aber auch den Beweis, daß unsere Ansicht von ihm richtig war und daß er die Klugheit für die bessere Seite des Muthes hält."

„Habt Ihr schon davon gehört, in welcher wunderbar merkwürdigen Weise Lieutenant Moodie einem Elephanten entkam?" fragte Swinton. „Ich habe die Geschichte aus seinem eigenen Munde."

„Jedenfalls weiß ich nichts davon," versetzte Alexander; „und wenn die Geschichte auch dem Major bekannt ist, so wird er sie mir zu Gefallen wohl noch einmal anhören können."

„Die einzelnen Umstände sind mir unbekannt, und ich bin daher eben so gespannt auf Eure Erzählung, als Wilmot."

„Wohlan denn, so will ich anfangen. Lieutenant Moodie war mit andern Offizieren und einem Trupp Soldaten auf die Elephantenjagd ausgezogen, als er eines Tags die Nachricht erhielt, daß eine große Elephantenheerde in der Nähe sey und mehrere der Soldaten derselben nachsetzten; er griff daher augenblicklich nach seinem Gewehre und begab sich in die Richtung, in welcher er Schüsse hatte fallen hören.

„Er brach sich Bahn durch ein Dickicht und hatte eben einen belichteten Platz erreicht, als er einige seiner Leute auf Englisch

und Holländisch rufen hörte: ‚seht Euch vor, Mr. Moodie, seht Euch vor.‘ Während sie noch riefen, vernahm er das Gprassele von Zweigen, die von den Elephanten niedergetreten wurden, und dann ein furchtbares Geschrei, etwa so, wie wir es diesen Abend gehört haben. Unmittelbar darauf brachen vier Elephanten—keine zweihundert Schritte von der Stellung wo er stand—aus dem Dickicht. Allein und auf einem offenen Platze, wußte er wohl, daß er nicht zu entkommen hoffen durfte, wenn er Feuer gab und nicht auf der Stelle damit tödtete; er zog sich daher in der Hoffnung zurück, die Thiere möchten ihn nicht gesehen haben. Als er jedoch rückwärts blickte, bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß sie alle auf ihn Jagd machten und ihm schnell nachkamen. Er nahm sich deßhalb vor, seinen Schuß bis auf den letzten Augenblick zu sparen, und wandte sich gegen einige steile Felsen, die er noch zu erreichen hoffte, ehe ihn die Elephanten einholten. Er hatte jedoch bis dahin wenigstens noch fünfzig Schritte, als er die Entdeckung machen mußte, daß die Elephanten kaum die Hälfte dieser Entfernung hinter ihm her waren — ein sehr großes Thier und drei kleinere—alle in Einer Reihe, als hätten sie sich fest vorgenommen, ihn nicht entwischen zu lassen; sie schnaubten so furchtbar hinter ihm drein, daß er von dem Getöse ganz betäubt wurde.“

„Eine allerliebste Lage,“ bemerkte der Major. „Fahrt fort, Swinton. Die Geschichte wird ein bischen angreifend.“

„Da Moodie keine andere Aussicht mehr hatte, so wandte er sich um und richtete sein Gewehr auf den größten Elephanten. Unglücklicherweise war jedoch das Pulver feucht, und das Gewehr wollte nicht losgehen, bis er im Begriffe war, es wieder abzusetzen; dann aber krachte es und die Kugel streifte den Kopf des Elephanten bloß von der Seite. Das Thier hielt für einen Augenblick und machte dann einen wüthenden Angriff. Moodie fiel, ob von dem Rüssel des Elephanten getroffen oder nicht, kann er nicht sagen. Wie er so da lag, stieß der Elephant mit seinem Hauer

nach ihm: glücklicher Weise hatte er nur einen einzigen, und zu noch größerem Glücke verfehlte er ihn, so daß er etwa einen Zoll von Mr. Moodies Leib nur den Boden aufwühlte.

„Das Thier griff ihn sodann mit seinem Rüssel auf und schleuderte ihn zwischen seine Vorderfüße, um ihn todt zu treten. Einmal drückte es so schwer auf die Brust des Lieutenants, daß sich alle seine Knochen unter der Last bogen. Aber war der Elephant vielleicht erschrocken oder hatte es einen andern Grund — kurz er brachte nie seine ganze Last in Anwendung; denn Mr. Moodie verlor nie seine Besinnung und wand und drehte sich immer, um einem unmittelbaren Tritte auszuweichen. Während er sich in dieser Noth befand, kam ihm ein anderer Offizier und ein Hottentotenjäger zu Hülfe, die mehrere Kugeln auf den Elephanten abfeuerten und ihn schwer verwundeten; die drei anderen ergriffen die Flucht. Endlich wandte sich auch der, welcher sich Mr. Moodies bemächttgt hätte, versetzte ihm noch mit dem Vorderfuße einen Stoß, und folgte den übrigen. Mr. Moodie erhob sich, nahm sein Gewehr wieder auf und wankte so schnell, als es seinen schmerzenden Knochen gestatten mochten, von hinnen. Unmittelbar nachher begegnete er seinem Bruder, welcher ihn der Aussage eines Hottentoten zufolge, der ihn unter dem Elephanten gesehen, für todt gehalten hatte."

„Das nenne ich ein Entkommen," bemerkte Wilmot.

„Das Merkwürdigste bei der Sache ist noch, daß er kaum Zeit gehabt hatte, seinem Bruder die Geschichte seiner wunderbaren Erhaltung mitzutheilen, als er schon den Tod eines der Jäger, eines Soldaten, mitansehen mußte, der die Aufmerksamkeit eines aus dem Dickicht getriebenen großen Elephanten auf sich gezogen hatte. Das wüthende Thier machte Jagd auf ihn und holte ihn unmittelbar unter der Anhöhe ein, auf welcher Mr. Moodie und sein Bruder standen. Der Elephant trug den armen Teufel mit seinem Rüssel eine Strecke weit, warf ihn dann nieder, stampfte

ihn zu Tode verließ dann die Leiche für eine kleine Weile. Bald nachher kehrte er zurück, um sein Zerstörungswerk vollständig zu machen, denn er kniete auf dem todten Körper, knetete ihn mit seinen Vorderfüßen, stand dann wieder auf, faßte ihn mit dem Rüssel, trug ihn an den Rand des Dickichts und schleuderte ihn ins Gebüsch."

„Schrecklich! Ich hätte mir nicht gedacht, daß mit einer Elephantenjagd so große Gefahr verbunden wäre. Dennoch muß ich sagen," fuhr Alexander fort, „daß ich darum nur desto begieriger bin, mich in meinem derartigen Weidwerk zu versuchen, obschon mein Wunsch als thöricht erscheinen dürfte."

„Wenn wir weiter vorrücken, wird's an Gelegenheit dazu nicht fehlen. Uebrigens dürfte es räthlich seyn, die Kaffern zur Theilnahme aufzufordern, — sie werden sich nicht zweimal darum bitten lassen."

„Aber sie haben ja keine Waffen, als ihre Speere."

„Wohl wahr, aber Ihr werdet sehen, daß sie den Elephanten dennoch mit gutem Erfolg anzugreifen im Stande sind. Sie erlauern die Gelegenheit, wenn einer vorbeigeht, nähern sich ihm von hinten und stoßen ihm ihre Speere in den Leib, bis das Thier vom Blutverlust erschöpft ist; auch sind sie so behend, daß es den Elephanten selten möglich wird, einen von ihnen zu tödten. Sie sind der Ansicht, ein Elephant stehe im Range eben so hoch, wie einer ihrer Könige, und es ist sehr lächerlich, anzuhören, wie sie ihn, während sie ihn verwunden, um Verzeihung bitten und ausrufen: ‚großer Mann, sey nicht zornig. Großer Häuptling, tödte uns nicht.'"

„Aber wie können sie einem so schreck.ichen Thiere nahe kommen, ohne von ihm getödtet zu werden?"

„Dies wird dadurch möglich, daß sie ihm ganz nahe auf den Leib rücken. Ein Elephant sieht nur schlecht, ausgenommen gerade vor sich hin, und kann sich blos mit Schwierigkeit umwenden.

Wenn ihn die Kaffern angreifen, so stehen sie drei Fuß von seinem Schwanz oder von seiner Seite entfernt; auch benützen sie dazu die Elephantenpfade, welche so schmal sind, daß das Thier nicht gut umkehren kann. Die größte Gefahr laufen sie, wenn etwa ein anderer Elephant ausbricht, um dem angegriffenen Beistand zu leisten."

„Die Thiere unterstützen sich also?"

„Ja, und jener Jagdzug des Lieutenants Moodie gibt ein merkwürdiges Beispiel davon. Ich habe bereits erzählt, daß unmittelbar nach Mr. Moodies Entkommen ein großer, männlicher Elephant den Soldaten tödtete. Bald nachher zerschmetterte die Kugel eines Jägers den Vorderfuß dieses Thiers, so daß es nicht mehr laufen konnte und dem Feuer Stand halten mußte. Das Elephantenweibchen, das im Gebüsch war, sah die Noth seines Gefährten und stürzte, ohne Rücksicht auf die eigene Gefahr zu seinem Beistande herzu; es scheuchte die Jäger fort, umwandelte das verwundete Thier und kehrte immer wieder an seine Seite zurück, um es zu liebkosen. Als das Männchen zu gehen versuchte, war das Weibchen scharfsinnig genug, ihre Seite gegen die des verwundeten Thiers zu drücken, um es zu unterstützen und ihm so fortzuhelfen. Endlich erhielt auch das Weibchen einen schweren Schuß und wankte in das Gebüsch, wo es fiel, während der männliche Elephant gleichfalls bald nachher an der Seite des armen Soldaten, den er getödtet hatte, niedergestreckt wurde."

„Der letztere Theil Eurer Erzählung enthält einen sehr rührenden Zug, Swinton," bemerkte Alexander; „man möchte wahrhaftig eine Art Achtung fühlen gegen so verständige Thiere."

„Ich dächte, auch der erste Theil sey geeignet, Achtung vor ihnen einzuflößen," bemerkte der Major. „Im Ernst übrigens, ich bin ganz mit Euch einverstanden, denn meine Erfahrungen in Indien haben mich belehrt, daß ihr Scharfsinn wunderbar ist. Doch da

kommt das Nachtessen — es thut mir nicht leid, etwas unter die Zähne zu kriegen."

„Auch mir nicht," entgegnete Alexander. „Wenn die Führer Recht haben, werden wir morgen den Missionsposten erreichen, und ich muß sagen, daß es mir sehr lieb ist, bald dort seyn zu können. Wohnt nicht der Häuptling des Amakosa-Stammes in der Nähe des Missionshauses — Hinza heißt er, glaube ich?"

„Ja," versetzte Swinton, „und wir müssen ein Geschenk für ihn bereit halten; denn es dürfte wohl räthlich seyn, ihn um ein Gefolge seiner Krieger anzugehen, wenn wir den Missionsplatz verlassen."

„Schaden kann es in keinem Falle," erwiederte der Major; „und dann wollen wir's mit der Elephantenjagd versuchen. Bremen sagt mir übrigens, in der Nähe der Mission gebe es viele Flußochsen im Strome."

„Ah, die Wasserelephanten," entgegnete Swinton. „Ich kann mir denken, daß Ihr diese nicht ungeschoren laßt."

„Gewiß nicht, wenn anders unser Oberbefehlshaber gestattet, daß wir Halt machen."

„Ich denke," versetzte Wilmot, „Euer Oberbefehlshaber sehnt sich eben so sehr, sich ein Täglein mit ihnen zu vergnügen, als Ihr, Major; an seiner Erlaubniß wird es daher zuverlässig nicht fehlen."

„Ich denke, wir sollten Omrah auf ein Pferd setzen. Es ist im äußersten Falle nur eine leichte Last für ein lediges Thier."

„Kein übler Einfall," erwiederte Alexander. „Welch' einen Tiger würde er nicht für ein Cab in dem Park abgeben."

„Eher einen Affen," versetzte der Major. „Doch es ist Zeit, zu Bette zu gehen — deßhalb gute Nacht."

Eilftes Kapitel.

Die Karavane bewegte sich am folgenden Morgen weiter und erreichte gegen Mittag den Missionsposten Butterworth, der ungefähr sechzig Stunden von der Grenze der Kolonie entlegen war. Die Station bestand erst drei Jahre, hatte aber schon in dieser kurzen Zeit ein Gepräge von Civilisation verbreitet, das einen schroffen Gegensatz bildete zu dem benachbarten Lande der Wilden. Das Missionsgebäude war allerdings nur wenig besser, als ein großes Bauernhaus und die Kirche eine Art von Scheune; aber rings umher lagen reinliche Kaffernhütten und fruchtbare Gärten.

Als die Karavane anlangte, kam ihnen der Missionär Mr. S. entgegen, um sie zu bewillkommnen, denn er hatte bereits Nachricht erhalten, daß der Besuch eintreffen und einige Gegenstände mitbringen werde, die er verlangt hatte. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß eine Begegnung an einem derartigen Platze und in einem solchen Lande schnell das vertraulichste Verhältniß zwischen den Europäern zur Folge hatte. Mr. S. bot den Reisenden Betten und ein Obdach in seinem Hause an, ohne daß übrigens von seiner Freundlichkeit Gebrauch gemacht wurde, da unsre Abenteurer mit ihren eigenen Bequemlichkeiten zufrieden waren. Man spannte die Ochsen aus und trieb sie auf die Waideplätze, die zur Station gehörten, worauf die Gentlemen von der Einladung des Missionärs, an seinem Mahle Theil zu nehmen, Gebrauch machten. Alexander sprach von dem Zwecke seiner Reise und erbat sich für seine weiteren Schritte den Rath des Missionärs, indem er ihn fragte, ob es nicht zweckmäßig seyn dürfte, den Kaffernkönig zu besuchen und ihm ein Geschenk zu machen. Mr. S. billigte diesen Plan sehr und meinte zugleich,

sie sollten sich ein Geleite von Kaffern erbitten, da sie in diesem Falle nicht nur sicherer reisen würden, sondern auch in vielfacher Hinsicht von ihrem Gefolge Nutzen ziehen könnten; sie brauchten zu diesem Zwecke nichts weiter zu thun, als die Kaffern zu verköstigen und ihnen für den Fall guter Aufführung ein Geschenk zu versprechen.

„Ihr werdet wissen," fuhr er fort, „daß Hinzas Gebiet sich nur bis an den Bachie oder St. Johannsfluß erstreckt, und Euer Weg führt Euch weiter. Dies hat übrigens, wenn einige Kaffernkrieger zu Eurem Gefolge gehören, keine Schwierigkeit, da die ferner gelegenen Stämme nicht nur Eure Streitmacht, sondern auch den Zorn Hinzas fürchten werden, im Falle sie eine Plünderung begingen. Allerdings muß ich mit Bedauern sagen, daß die Verhältnisse im Augenblicke nicht sehr friedlich sind."

„Wirklich? welcher Art ist der Streit und zwischen welchen Stämmen findet er Statt?"

„Hinza hat sich mit einem mächtigen Nachbarhäuptling, Namens Busani, welcher über die Tambukie-Stämme herrscht, wegen einiges Viehes entzweit (denn dies ist stets die Streitursache in unseren Gegenden) und beide Theile rüsten sich zum Krieg; ob er übrigens wirklich stattfinden wird, ist zweifelhaft, da die feindlichen Partieen durch einen noch mächtigern Gegner bedroht und deshalb wahrscheinlich genöthigt sind, sich zum Zwecke der Selbstvertheidigung zu vereinigen."

„Und wer ist dieser Gegner?"

„Quitu, der Häuptling der Amaquabi, steht mit einer großen Streitmacht unter den Waffen und bedroht die nordwärts von uns gelegenen Stämme; überwindet er sie, so wird er auch wahrscheinlich zu uns herunterkommen. Er war früher einer von Chakas Generälen und ist gleich diesem wegen seines Blutdursts verrufen. Vorderhand ist er noch zu weit nördlich, um uns zu belästigen,

Staatl. Bibliothek Passau

indeß möchte ich Euch doch rathen, mit Erfüllung Eurer Sendung keine Zeit zu verlieren, denn wenn er vorrückt, werdet Ihr Euch wahrscheinlich unverweilt zurückziehen müssen. Es ist vielleicht am besten, wenn ich Hinza morgen sagen lasse, es seyen Fremde hier, die ihn zu sehen und ihm ein Geschenk zu machen wünschen. Diese Kunde wird ihn schnell genug hieher bringen, obschon er wohl weiß, daß Ihr hier seyd, und auch schon geraume Zeit von Eurem Aufenthalt in seinem Lande Nachricht hatte."

„Nach dem was Ihr uns mitgetheilt habt, wird es allerdings gut seyn," bemerkte Mr. Swinton.

„Ihr seyd nun schon so lange hier, Mr. S., welche Ansicht habt Ihr Euch in dieser Zeit von den Kaffern gebildet?"

„Für Heiden sind sie ein wackeres Volk — kühn, freimüthig und, wenn ihnen etwas anvertraut wird, gewissenhaft ehrlich: freilich halten sie das Viehstehlen nicht für ein Verbrechen, obschon es als solches bestraft wird. Wenn ich als Diener des Evangeliums sprechen soll, so muß ich sagen, daß mir noch mit keiner Nation der Verkehr so schwer wurde, wie mit dieser. Sie haben gar keine Religion, keine Götzen und nicht die mindeste Vorstellung von dem Dasein eines Gottes. Wenn ich mit ihnen von Gott rede, antworten sie: „,wo ist er? Zeige ihn mir?'"

„Sind sie in keinem Aberglauben befangen?"

„Sie glauben an schwarze Kunst und haben ihre Zauberer, die viel Schaden thun und unsere Hauptgegner sind, weil wir mit ihrem Einfluß auch ihren Gewinn schwächen. Kommt Vieh abhanden, so wendet man sich an sie; ist ein Häuptling krank, so will man von ihnen wissen, wer ihn behext hat. Sie müssen dann natürlich irgend eine unschuldige Person nennen, die auf der Stelle das Opfer wird. Ist das Land aus Mangel an Regen dürr und ausgetrocknet, was so häufig vorkommt, so sind die Zauberer sehr gesucht, denn sie sollen Regen machen. Wenn nach ihren Hokus Pokus nicht ein fallender Regen ihren Ruf rettet, so geben sie irgend einen scheinbaren

Grund an, der natürlich mit dem Opfer eines unschuldigen Individuums endet; und so treiben sie's fort, Entschuldigungen auf Entschuldigungen häufend, bis der Regen fällt, der dann auf ihre Rechnung geschrieben wird. Ich brauche kaum zu sagen, daß diese Leute unsre größten Feinde sind."

„Seyd Ihr zufrieden mit Eurem bisherigen Erfolge?"

„Ja, sofern ich die Schwierigkeiten ins Auge fasse, die dabei zu übersteigen sind. Nichts als der göttliche Beistand konnte Wirkungen hervorrufen, wie wir sie bereits erlebt haben. Die Häuptlinge sind insgesammt unsere Widersacher."

„Warum dies?"

„Weil das Christenthum ihre Sinnlichkeit an der Wurzel faßt, und eben so war es, als unser göttlicher Meister das Evangelium zum ersten Mal predigte. Der Reichthum eines Kaffern besteht nicht nur in seinem Vieh, sondern auch in der Anzahl seiner Weiber, die insgesammt seine Sclavinnen sind. Sagt man ihnen daher, die Polygamie sey Sünde, so ist es fast so viel, als wenn man sie überzeugen wollte, es sey Unrecht, eine große Heerde Vieh zu halten. Da nun die Häuptlinge natürlich die bemitteltsten im Volke sind, so wirken sie uns entgegen. Ihr bemerkt, es ergeht im Kafferlande gerade so, wie anderwärts: ‚es ist schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich eingehe.' Ich fragte die Häuptlinge, warum sie nicht zur Kirche kommen wollen und erhielt von ihnen zur Antwort: ‚Das große Wort will uns unsere Freuden schmälern und die Zahl unserer Weiber vermindern; hiezu können wir nie Ja sagen.'"

„Ihr sagt übrigens doch, daß Ihr einige Fortschritte gemacht hättet?"

„Wenn es der Fall ist, so muß es dem Herrn zugeschrieben werden, nicht aber mir und meinen ohne seine Beihilfe nutzlosen Bemühungen. Das Ganze muß Sein Werk seyn und ohne Seine gewaltige Hand wären die Schwierigkeiten unüberwindlich. Mir

ziemt es nur, stets die Worte der Schrift im Gedächtniß zu tragen: „am Morgen säe deine Saat und am Abend halte deine Hand nicht zurück, denn du weißt nicht, ob dieß oder das gedeihen oder ob Beides gleich gut seyn wird.'"

„Haben sie denn gar keine Vorstellung von einem höhern Wesen, sey es nun ein gutes oder ein böses? Einige afrikanische Stämme kennen den Teufel — ist dies bei ihnen nicht der Fall?"

„Nein; sie haben in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort, um die Idee der Gottheit auszudrücken. Sie schwören bei ihren verstorbenen Königen, weil sie große Häuptlinge waren, aber weiter findet man nichts bei ihnen. Hätten sie überhaupt eine Religion, so könnte man sie auf die Falschheit und Trüglichkeit derselben aufmerksam machen, indem man sie mit der geoffenbarten Wahrheit vergliche, und hiedurch da und dort in einem Gemüthe Fuß gewinnen; aber so hat man nicht einmal diesen Vortheil."

„Ist es nicht möglich, auf sie Eindruck zu machen, indem man sie auf die Wunder der Natur verweist und sie fragt, wer die Sonne und die Sterne gemacht habe? Dieß könnte sie wenigstens zum Nachdenken bringen."

„Ich habe dies schon hundert Mal versucht, aber sie verlachten mich mit meinen Fabeln, wie sie es nannten. Einer der Häuptlinge hieß mich den Mund halten, damit mich seine Leute nicht für toll hielten. Ueberhaupt belehrt uns die Schrift, daß, abgesehen von der Beihilfe einer direkten Offenbarung, die Menschen sich zwar nicht entschuldigen können, wenn es ihnen mißlingt, sich durch sinnige Betrachtung der sichtbaren Welt mit allen ihren Wundern, die wie ein offenes Buch vor ihnen ausgebreitet liegen, zu einer gewissen Kenntniß von der Gottheit, wäre es auch nur zu einem Begriffe über die Allmacht derselben, zu erheben: was aber darüber hinausgeht — alle Kenntniß von dem Ursprung oder von der Art der Schöpfung entspringt nicht aus Folgerungen der menschlichen Vernunft, sondern aus göttlichem Zeugniß; denn es ist aus-

drücklich gesagt: ‚aus dem Glauben wissen wir, daß die Welt geschaffen ist durch das Wort Gottes.‘“

„Gleichwohl müßt Ihr zugeben, daß es unter den civilisirten Nationen Europa's viele Menschen giebt, welche, obgleich sie die Offenbarung verwerfen und die Bibel als Fabel behandeln, bereitwillig anerkennen, daß die Welt von einem höchsten Wesen geschaffen seyn müsse.“

„Mein theurer Sir, Viele thun nur aus thörichtem Stolz dergleichen, als läugnen sie die Wahrheit der Offenbarung ab, während sie doch in ihrem Innern daran glauben müssen. Hier aber, wo man an keine Gottheit glaubt, will man sich auch nicht überzeugen lassen, daß die Welt durch ein solches höchstes Wesen geschaffen wurde. Wir haben in der That mit Vielem zu kämpfen, und eine der größten Schwierigkeiten liegt vielleicht in der Uebersetzung der heiligen Schrift. Ich setze mich mit meinem Dolmetscher nieder, der kein einziges Wort lesen kann und vielleicht in göttlichen Dingen eine sehr unvollkommene Kenntniß hat. Wir öffnen das heilige Buch und es wird zuerst für den Kafferndollmetscher in ein barbarisches Holländisch übersetzt; dieser muß uns dann sagen, wie das Holländische in der Sprache der Kaffern gegeben werden kann. Denkt Euch nun, welche Fehler daraus entspringen mögen. Ich habe erst kürzlich entdecken müssen, daß ich das gerade Gegentheil von dem niederschrieb, was ich sagen wollte. Mit einer solchen Uebersetzung stehe ich nun auf, um einen Theil des Wortes Gottes zu verlesen, da mein Dolmetscher diesen Dienst nicht versehen kann, und jeder leichte Fehler, die kleinste Veränderung in einer Sylbe giebt vielleicht dem, was ich einzuprägen wünsche, eine ganz verschiedene Bedeutung.“

„Das ist in der That eine große Schwierigkeit, und es bedarf eines langen Aufenthaltes und genauer Bekanntschaft mit der Sprache, um sie zu überwinden.

„Selbst dann ist sie nicht zu beseitigen, weil die Sprache keine

Worte hat, um abstrakte Begriffe auszudrücken; aber der Herr wirkt in seiner eigenen Weise und zu rechter Zeit."

„Ihr verzweifelt also nicht an dem Erfolge?"

„Gott behüte; ich wäre in der That ein höchst unwürdiger Diener unsers göttlichen Meisters, wenn ich so geringes Vertrauen in seine Macht setzte. Nein, es ist bereits viel Gutes geschehen, wie Ihr Euch überzeugen könnt, wenn Ihr morgen dem Gottesdienste anwohnt; gleichwohl ist noch ein weites Feld zur Thätigkeit vorhanden, und mit Gottes Segen wird zur rechten Zeit Alles erfüllt werden. Doch für jetzt habe ich Obliegenheiten zu verrichten, die mich abrufen — ich muß Euch daher gute Nacht wünschen. Jedenfalls hat die Mission eine gute Wirkung geübt; Ihr seyd vollkommen sicher vor der Gewalt und Raubsucht der Kaffern. Dieß ist eine Huldigung, welche ihr sogar von ihrem König und von den Häuptlingen gezollt wird."

„Wenn wir aus dem Wenigen, was wir bereits gesehen haben, ein Urtheil zusteht, so möchte ich sagen, daß die Mission auch sonst noch Gutes gewirkt zu haben scheint," bemerkte der Major. „Erstlich werden wir nicht mehr, wie während unserer früheren Reise, um Geschenke gequält, und dann kennt Ihr sehen, daß Viele der Kaffern sich Europäisch kleiden; diejenigen aber, welche nur ihre National-Untracht, wie ich sie nennen möchte, besitzen, tragen sie so anständig als sie können."

„Dasselbe ist auch mir aufgefallen," sagte Alexander. „Ich bin sehr begierig auf morgen, da ich sehen möchte, wie sich die Kaffern benehmen. In der That, wenn man alle die Schwierigkeiten ins Auge faßt, deren Mr. S. Erwähnung gethan hat, so darf man sich wohl wundern, daß er und seine Berufsgenossen den Muth nicht sinken lassen."

„Mein theurer Wilmot," versetzte Mr. Swinton, „die Missionäre, selbst wenn sie aus der niedrigsten Klasse des Volkes genommen werden, sind stets Leute von nicht gewöhnlichem Geiste.

Sie verlassen sich nicht auf sich selbst oder auf ihre Anstrengungen, eben so wenig auf andere, oder auf den Beistand der Welt, denn wenn dieß der Fall wäre, so müßten sie, wie Ihr bemerkt, an ihrer Aufgabe bald verzweifeln. Nein, sie werden gehoben, ermuthigt, ja sogar gedrängt durch den Glauben — durch den Glauben an Den, welcher diejenigen nie verläßt, die auf Ihn bauen. Sie wissen, daß es Ihm ein Leichtes wäre, alle Herzen umzuwandeln, zugleich aber auch, daß Er für sein Wirken die Zeit wählt, die Ihm gut dünkt. Durch diese Ueberzeugung gehoben, ermuthigt und ihr Leben dafür einsetzend, mühen sie sich fort in der vollen Zuversicht, wenn ihre Anstrengungen fehl schlagen, müssen sie einem Andern gelingen, und wenn sie als Märtyrer fallen, werde ihr Blut den dürren Boden befeuchten, damit die kräftige Saat gedeihen könne. Allerdings sind viele Missionäre nur von geringer Herkunft und haben nicht viel Erziehung genossen; aber stets müssen sie Männer von hohem Geiste seyn — Enthusiasten, wie man sie in jedem andern Gebiete nennen würde — und verdienen alle Hochachtung für den Eifer, den Muth und die Selbstaufopferung, womit sie das Wort Gottes verbreiten. Diese Achtung muß sich noch erhöhen, wenn wir bedenken, daß er jeden Augenblick bereit ist, nach der Märtyrerkrone zu greifen, wenn es der Wille des Herrn also beschlossen hat."

„Ihr habt Recht, Swinton; nur so erhabene Triebfedern können einen Menschen veranlassen, ein Leben der Entbehrung und Gefahr unter einem wilden Volke zu wählen, Alles hinter sich zu lassen und in ächt apostolischem Sinne seinem Meister zu folgen. Nun, auch ihnen steht ihr Lohn bevor."

„Ja, im Himmel, Wilmot, aber nicht auf Erden," entgegnete Swinton.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Unter Mahomeds Beistand, welcher nicht nur der Koch, sondern auch der Kammerdiener

des ganzen Abenteurerkleeblatts war, entäußerten sie sich ihrer Bärte, die seit vielen Tagen kein Messer mehr gespürt hatten, und kleideten sich in eine anständigere Tracht, als ihr gewöhnlicher Jagdanzug war — eine Achtung, die dem Sabbath sogar von Leuten gezollt wird, die völlig weltlich und in religiösen Punkten höchst gleichgiltig sind. Die Glocke der Missionskirche wurde geläutet und die Eingebornen kamen aus allen Richtungen herbei. Unsere Reisenden begaben sich gleichfalls nach dem Gotteshause, wo sich Mr. S. schon eingefunden hatte und Sitze für sie bereit standen. Die Anzahl der Eingebornen, welche sich in der Kirche befanden, mochte aus ungefähr zweihundert Köpfen bestehen, noch andere lehnten an den Fenstern oder saßen vor der offenen Thür. Viele waren auf europäische Weise gekleidet, die Uebrigen aber hatten ihre Karossen dicht um sich geschlungen, so daß sie bedeckter aussahen. Zuerst wurde eine Hymne in der Sprache der Kaffern gesungen, dann kam das Gebet und die Litanei mit den Responsorien, worauf ein Verlesen der zehn Gebote in derselben Sprache folgte. Dann las Mr. S. ein Kapitel aus der Bibel und erklärte es der Versammlung. In der Kirche herrschte tiefe Stille und ruhige Aufmerksamkeit, obschon sich von Außen hin und wieder Aeußerungen rohen Scherzes vernehmen ließen. Mr. S. sprach sodann den Segen und der Gottesdienst war beendigt.

„Ihr habt bereits viel erzielt," bemerkte Mr. Swinton. „Ich würde es kaum geglaubt haben, daß eine Versammlung von Wilden sich so aufmerksam und anständig benehmen könne."

„Damit ist allerdings der schwierigste Punkt gewonnen — ich meine nämlich durch das Fesseln ihrer Aufmerksamkeit," versetzte Mr. S. „Hat man es einmal so weit gebracht, so werden Zeit und Geduld unter Gottes Beistand das Uebrige erwirken."

„Glaubt Ihr, daß unter diesen Leuten Viele sind, die — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — ihre Religion fühlen?"

„O ja; und sie beweisen es damit, daß sie umherreisen und ihren Saamen ausstreuen. Es sind Manche darunter, die hiefür nicht nur befähigt, sondern auch unablässig bemüht sind, ihre Landsleute zu Gott zu führen.“

„Das muß für Euch sehr befriedigend seyn.“

„Allerdings; aber was bin ich — was sind die Wenigen, die mit mir arbeiten, gegen die Tausende und aber Tausende, die hier in der Finsterniß wandeln und unserer Hilfe bedürfen! In dem Kaffernlande sind erst drei Missionen, während doch zweihundert vollauf Beschäftigung hätten, wenn man sie errichten könnte. Ihr müßt mich übrigens entschuldigen, denn ich habe jetzt die Kinder zu unterweisen, welche meine hoffnungsvollsten Zöglinge sind. Auf den Abend werden wir wieder zusammentreffen, da ich in einem benachbarten Dorfe zu predigen habe. Es klingt sonderbar, aber Viele, welche noch zweifeln und wanken, hören mir dort zu; sie scheinen zu glauben, daß an der Missionskirche irgend ein Zauber hafte, oder scheuen sich vielleicht, vor ihren Freunden einzuräumen, daß sie das Gotteshaus besucht hätten.“

Der Missionär entfernte sich sodann und Alexander bemerkte:

„Ich weiß nicht, wie es Euch ergeht; dies aber kann ich Euch versichern — es wurde mir zu großem Troste, in dieser bescheidenen Kirche und in diesem wilden Lande dem Gottesdienst anwohnen zu können.“

So wohl Swinton als Major Henderson äußerte sich in derselben Weise.

„Ich fürchte nicht verlacht zu werden,“ fuhr Alexander fort, „wenn ich Euch sage, daß es mir von großer Wichtigkeit erscheint, den Sabbath durch Ruhe und Gebet zu heiligen, wo wir uns auch während unserer Reise befindeu mögen.“

„Was mich betrifft, so sprecht Ihr mir aus dem Herzen, und ich danke Euch für den Vorschlag,“ entgegnete Swinton.

„Auch ich bin erfreut über Euren Antrag, Wilmot,“ sagte

Major Henderson; „denn auch wir können der guten Sache nützlich werden, wenn die Eingebornen bemerken, daß wir auf unserem Zuge durch das Land den Sabbath achten, wie es der Missionär von ihnen verlangt. Wir sind Weiße und gelten bei ihnen als höherstehende Geschöpfe; unser Beispiel kann daher gute Wirkung üben."

Den Abend verbrachten sie sehr angenehm bei Mr. S., der von den Kaffern nicht genug zu erzählen wußte. Er theilte seinen Gästen mit, Hinza gedenke am nächsten Morgen zu erscheinen, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, und wenn es ihnen recht sey, wolle er den Dollmetscher machen.

Alexander dankte dem Missionär und fügte bei:

„Ich glaube Ihr erwähntet, Sir, einige Eurer Collegen hätten ihre Frauen bei sich. Ihr habt uns so viel von den zweifelhaften Verhältnissen mitgetheilt, unter denen Ihr Euch hier behauptet und die sogar Euer Leben bedrohen; ich vermuthe deshalb, daß die Missionärs-Frauen noch weit mehr durchzumachen haben, als ihre Gatten."

„Ihr habt Recht, Sir," entgegnete Mr. S., „denn keine Lage ist so mühsam, so gefährlich und ich kann wohl sagen, körper- und geistaufreibend, als die einer Missionärin. Sie hat dieselben Gefahren und Mühseligkeiten durchzumachen, wie ihr Mann, ohne die Kraft unseres Geschlechtes zu besitzen, sie zu erstehen; und was noch das Peinlichste von Allem ist, sie muß oft allein in dem Missionshause bleiben, während ihr Gatte seinem Amte nachgeht und auf seinen Berufswegen jede Stunde erschlagen werden kann. Sie ist allein zu Hause und muß alle Gerüchte und Lügen, die in Umlauf gesetzt werden, mit anhören. Das eine Mal heißt es, ihr Gatte sey ermordet, das andere Mal, er sey noch am Leben; sie aber entbehrt aller Mittel, etwas von ihm zu hören, da im Lande keine Verbindungen stattfinden. So verbleibt sie oft viele Wochen in einem schrecklichen Zustande von Angst und Ungewißheit. Ich habe in meinem Schreibpulte den Brief eines Mitarbeiters,

in welchem dieser Zustand treulich geschildert ist, und will ihn holen, um Euch den betreffenden Theil daraus vorzulesen.

Mr. S. begab sich nach den andern Ende des Zimmers und kam mit einem Briefe zurück, aus welchem er folgende Stelle las: —

„Da ich unter diesen fernen Stämmen fast zwei Monate aufgehalten wurde, so streute ein Gerücht ums andere die Nachricht aus, ich sey sammt dem Führer und meinen Dolmelschern ermordet worden. Als ich wieder auf zehn Stunden in die Nähe der Station kam, erfuhr ich, alle Zweifel über diesen Gegenstand seyen durch ein Häuflein Eingeborner, die an der Sation vorbei kamen und genau mit den Einzelnheiten des Gemetzels bekannt zu seyn vorgaben, beseitigt worden. Wir waren den ganzen Tag über gereist, und die Nacht halte uns überfallen; aber dennoch hätte ich gerne die Wanderung fortgesetzt, um meine arme Gattin ihrer Angst zu entheben, wenn mir nicht mein kleines Geleite die ernstlichsten Vorstellungen gemacht hätte. In der That wären auch wir Alle einem sichern Tod entgegen gegangen, wenn wir die Ebenen gekreuzt hätten, da daselbst Löwen und andere Raubthiere in allen Richtungen umher streiften, und ich ließ mich deßhalb bewegen, bis zum anderen Tage zu warten. Kaum hatte jedoch der Morgen zu Dämmern begonnen, als ich aufsprang und ohne Waffen oder einen andern Wegweiser als einen Taschencompaß aufbrach, es meinen Reisegefährten überlassend, wenn sie ausgeschlafen hätten, mit dem Wagen nachzukommen. Diese Ungeduld hätte mich aber beinahe das Leben gekostet, denn ich mußte, die Sonne senkrecht über meinem Scheitel, stundenlang durch tiefen Sand waten, so daß meine Kräfte zu schwinden begannen, noch ehe ich die Hälfte meines Weges zurückgelegt hatte. Dabei quälte mich ein unbeschreiblicher Durst. Dennoch erreichte ich wohlbehalten und mit tief gefühltem Danke gegen den großen Erhalter der Menschen das Wohnhaus. Einige Minuten vor meiner Ankunft war die Frau eines Mitarbeiters, die sich wenig träumte, daß ich so nah und noch am Leben sey, in unsere Wohnung ge-

kommen, um meiner Gattin die neueste Kunde, welche alles früher über mein Geschick Ausgestreute bestätigte, mitzutheilen und sie in ihrer traurigen Lage zu trösten. Während nun beide in der Mitte des Zimmers standen, die eine erzählend, die andere weinend, öffnete ich in einem Zustande völliger Erschöpfung, mit Staub bedeckt und in Schweiß gebadet die Thüre. ‚Ach, Himmel!‘ rief unsere Freundin; ‚ist er es — oder ist es sein Geist?‘ Ich muß es Dir überlassen, theurer Bruder, Dir die Scene, welche nun folgte auszumalen."

„Ja, Sir," fügte Mr. S. bei, als er den Brief schloß; „eine Missionärsfrau, die ihrem Gatten in solche Scenen der Gefahr und Entbehrung folgt, ‚hängt in Wahrheit ihrem Manne an.‘"

„Gewiß," entgegnete Swinton; „aber wir wollen Eure Güte nicht länger in Anspruch nehmen, mein theurer Sir. Gute Nacht."

Zwölftes Kapitel.

Am folgenden Tage ein wenig vor Mittag wurde uns die Annäherung des Kaffernkönigs durch das laute Geschrei tanzender Männer, welche die Titel ihres Gebieters ausriefen, angekündigt. Diese Männer waren eine Art Herolde, die bei jedem Ceremonien-Besuch vor ihrem Herrn einhergehen. Dann kam eine Abtheilung von Kriegern, die mit Hassagaien und Schilden bewaffnet waren, und hinter ihnen Hinza, der von fünfzig Häuptlingen begleitet wurde. Sie waren, mit Ausnahme der langen Karossen von Thierhäuten, die über ihre Schultern hingen, insgesammt nackt und mit Fett und rothem Ocker beschmiert. Sobald sie vor dem Missionshause anlangten, setzten sie sich im Kreis zu beiden Seiten des Kaffernkönigs nieder, der von allen, namentlich aber von dem gemeinen Volke

mit ausgezeichneter Achtung behandelt wurde. Jeder, der zufällig vorbei kam, gab zu Ehren des Königs eine sogenannte „Begrüßung" ab, die übrigens seine Majestät augenscheinlich keiner Anerkennung werth zu achten geruhten.

Unsere Reisenden traten nun, von dem Missionär begleitet, in den Kreis und begrüßten den König. Mr. S. gab Auskunft über den Zweck ihrer Reise und berührte ihren Wunsch, daß es einem Häuflein der königlichen Krieger gestattet werden möchte, sie auf ihrem Zuge zu begleiten. Sobald die Rede geendigt war, wurden einige Pfund farbiger Glasperlen, eine Rolle Taback, zwei Pfund Schnupftaback und einige Ellen Scharlachtuch als Geschenk vor Sr. Majestät Füßen niedergelegt. Als diese Gegenstände ausgebreitet waren, nickte Hinza beifällig mit dem Kopf und wandte sich dann an seine Räthe, mit denen er eine Zeit lang flüsterte. Hierauf erklärte er, „die fremden weissen Männer sollten ohne Furcht durch sein Land ziehen, denn seine Krieger würden sie so weit begleiten, als sie es wünschten. Aber" fügte er bei, „wissen die Fremden auch, daß in dem Lande jenseits Unordnung ist?"

Mr. S. antwortete mit ja; aber eben deßwegen sey es ihnen darum zu thun, bald aufzubrechen, um sobald als möglich wieder zurückkehren.

Hinza erwiederte:

„Es ist gut; wenn Gefahr da ist, so werden meine Krieger sie darauf aufmerksam machen und im Nothfalle für sie fechten. Ist der Feind zu stark, so müssen die weissen Männer umkehren."

Hinza befahl sodann einigen von seinen Räthen, die Geschenke in ihre Verwahrung zu nehmen, und fragte Mr. S., wie viele Krieger sie zu haben und wann sie aufzubrechen wünschten.

Die Antwort lautete, fünfzig Krieger dürften zureichen, und es wäre ihnen lieb, wenn sie am folgenden Morgen ihre Reise fortsetzten könnten.

„Es ist gut," entgegnete Hinza. „Fünfzig Krieger sind genug, denn meine Leute essen viel — sie sollen bereit seyn."

Die Berathung löste sich sodann auf, und der König entfernte sich mit seinem Gefolge, nachdem er zuvor unsern Reisenden die Hand gedrückt hatte. Gegen Abend wurde ihnen als Gegengeschenk der Majestät eine alte Kuh geschickt, welche von den Hottentoten bald zerlegt und aufgezehrt war. Jetzt wurden die Vorbereitungen zum schleunigsten Aufbruche getroffen.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch fanden sich die Kaffernkrieger mit ihren Schilden und je drei Hassagaien ein. Sie waren lauter große junge Männer im Alter von 20 — 30 Jahren. Alexander ersuchte Mr. S., ihnen zu bedeuten, wenn sie sich gut aufführten und treue Dienste leisteten, so solle jeder vor seiner Entlassung ein Geschenk erhalten — eine Ankündigung, welche mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen wurde. Die Ochsen waren bereits eingespannt, und unsere Reisenden bestiegen, nachdem sie sich von dem würdigen Missionär verabschiedet hatten, ihre Pferde, um ihre Wanderung fort zu setzen. Den ganzen Tag über folgten sie den Ufern des Kae-Flußes, der abwechselnd zwischen Thälern und schön beholzten Bergen dahin glitt. Als die Sonne eben hinter einem Berge unterging, hatten sie eine schöne Anhöhe erreicht und schauten auf den Fluß nieder; der Anführer des Kaffernhaufens, der wie seine Leute den Schild an der Seite eines Wagens aufgehangen hatte, stand, die Hassagai in der Hand, an der Seite unserer Abenteurer und machte sie jetzt auf zwei oder drei große dunkle Massen aufmerksam, die auf dem jenseitigen Flußufer sichtbar waren.

„Was ist dies und was sagte er?"

„Seekühe," versetzte der Dolmetscher.

„Hippopotami! Wir müssen einen Schuß auf sie thun Wilmot," rief der Major.

„Versteht sich. Sagt ihnen, wir wollen halten und wo möglich eines der Thiere schießen," sagte Wilmot zu dem Dolmetscher.

„Wir können eines brauchen, um unsere Armee zu verproviantiren," bemerkte Swinton lachend, „sonst werden unsere Schafe bald aufgebraucht seyn."

Die Kaffern waren augenblicklich in Bewegung, liefen nach dem Flußufer hinunter, schwammen hinüber und blieben ruhig, bis unsere Reisenden das Signal gaben.

Die Thiere lagen gleich Schweinen an einer Wendung des Flußes schlafend auf einer Schlammbank, die einen ganz, die andern nur theilweise aus dem Wasser. Da sie zusammengekauert waren, so sahen sie eher wie schwarze Felsmassen, als wie etwas Anderes aus. Zwei lagen in beträchtlicher Entfernung von den andern, und auf diese krochen die Kaffern, welche über den Fluß gesetzt hatten, zu, bis sie ihnen in dem hohen Schilf auf einige Schritte nahe gekommen waren. Henderson und Wilmot stiegen mit einigen Hottentoten nach einer Stelle des Flußufers nieder, die sich dem Lager der Thiere gegenüber befand, und da sie jetzt nur etwa hundert Schritte davon entfernt waren, so legten sie an und gaben Feuer. Auf den Knall sprangen die Ungeheuer von ihren Schlammbetten auf, da sie das ungewohnte Getöse erschreckt hatte. Drei oder vier stürzten sich sogleich in das tiefe Wasser, die andern aber, welche augenscheinlich noch halb schliefen, blieben einige Sekunden stehen, als wüßten sie nicht, was sie thun sollten. Zwei davon waren augenscheinlich, als sie ins Wasser eilten, verwundet, denn sie blieben nicht unten, sondern hoben sich, wie in großem Schmerz, schnell wieder an die Oberfläche. Man sah, es war ihnen darum zu thun, ganz aus dem Wasser zu kommen, und sie machten auch einen Versuch dazu; da sie sich aber vor den Leuten am Ufer fürchteten, so stürzten sie wieder hinein. Mittlerweile und auf den ersten Knall der Gewehre wurden die zwei, welche — die

Köpfe gegen den Fluß gekehrt — von den übrigen abseits gelegen hatten, sobald sie sich auf ihre Beine erhoben, von den verborgenen Kaffern mit mehreren Hassagaien durchbohrt, die sie mit ins Wasser hinunter nahmen. Sie erhoben sich zwar gleichfalls wieder und zappelten wie die übrigen; sobald aber ihre Köpfe über der Oberfläche erschienen, krachte gegen sie die nie irrende Büchse des Majors, nebst ganzen Salven von Wilmot und den Hottentoten, bis sie vom Blutverluste aufgerieben, todt auf der Oberfläche schwammen.

Die Kaffern warteten, bis die todten Thiere einige hundert Schritte stromabwärts geführt waren, weil sie im Wasser von der übrigen Heerde angegriffen zu werden fürchteten; dann aber schwammen sie darnach hin und holten die Beute ans Ufer. Dies war ein sehr gelegener Proviantzuwachs für eine so große Anzahl von Leuten; aber diejenigen, welche zu der Karavane gehörten, waren nicht die Einzigen, die davon Vortheil zogen. Alle Kaffern der benachbarten Dörfer eilten zu dem Flusse und nahmen große Massen Fleisch für sich fort; es war jedoch mehr als genug für Alle da, so daß auch die Wölfe und Hyänen bedacht blieben, nachdem die Menschen genommen hatten, was ihnen anstund. Noch ehe man die Thiere zerlegt hatte, war es schon so spät geworden, daß unsere Reisenden beschlossen, an Ort und Stelle zu übernachten; denn da sie die Kaffernkrieger bei sich hatten, so brauchten sie nicht zu fürchten, ihre Ochsen zu verlieren, sintemalen ihnen der König die Versicherung gegeben hatte, daß seine Leute dafür verantwortlich seyn sollten.

Große Feuer wurden angezündet und die Kaffern und Hottentoten, Alles bunt durcheinander, waren emsig mit Rösten, Sieden und Braten beschäftigt. Das Verzehren des Fleisches ging eben so schnell von Statten, als das Kochen, und ersteres geschah mit einer wahren Freßgier, denn die Wilden waren völlig angestopft, als sie sich zum Schlafen niederlegten. Wilmot hatte noch zugäblich Jedem eine Tabacksration verabreichen lassen und dadurch die Lust des Mahles beträchtlich erhöht.

„Keine gar üble Kost," meinte der Major, als sie beim Nachtessen saßen.

„Nein, etwa wie Rindfleisch," versetzte Swinton. „Nun, was treibt denn Omrah? Nach der Art, wie er umherkriecht, sinnt er wieder auf Unfug."

„Der Knabe geht über einen Affen," bemerkte der Major. „Es scheint, er könne jedes Thier nachahmen, das er je gehört hat."

„Wißt Ihr auch, wie er am Sonntag Abend, als wir in der Mission waren, einige der Hottentoten an der Nase herumführte?"

„Nein, was war dies?"

„Bremen theilte mir es mit, und ich meinte, er wolle sterben vor Lachen, als er den Schwank erzählte. Es ist Euch bekannt, daß es in diesen Gegenden eine Vogelart giebt, welche man den Honigvogel oder im Systeme Cuculus indicator nennt. Ihr erinnert Euch, denn ich zeigte Euch ein Exemplar, das ich ausgestopft habe."

„Ihr habt uns schon so viele Exemplare gezeigt, daß ich mich wahrhaftig nicht mehr entsinnen kann."

„Nun, ich hätte Euch freilich zu gleicher Zeit auch die Naturgeschichte des Vogels geben sollen. Er ist ein großer Freund vom Honig und nährt sich davon, wann er immer kann; da jedoch die Bienen ihre Stöcke in die Stämme morscher alter Bäume machen, und das Zugangsloch nur sehr klein ist, so ist es dem Vogel nicht möglich, ohne Beistand zu dem Leckerbissen zu kommen. Sein Instinkt lehrt ihn nun, die Hülfe der Menschen aufzubieten, was durch einen eigenthümlichen schnarrenden Schrei geschieht, durch welchen er anzeigt, daß er einen Bienenschwarm gefunden habe. Die Eingebornen wissen dies wohl, und sobald sie den Vogel unter dem eigenthümlichen Geschrei in ihrer Nähe fliegen sehen, so folgen sie ihm. Das Thierlein führt nun den Zug an und läßt sich hin und wieder auf einen Zweig nieder, um die Menschen in den Stand zu setzen, ihm nachzukommen, bis es endlich an dem Baume anlangt, über welchen es flattert, ohne weiteres Geräusch zu machen."

„Wie merkwürdig!“

„Der kleine Buschmann weiß dies so gut, als die Hottentoten, und als er hörte, daß sie ausziehen wollten, um Hon'g zu suchen, so ging er vor ihnen in den Wald, versteckte sich daselbst und ahmte das Geschrei des Vogels so täuschend nach, daß die Hottentoten ihm über eine Stunde weit folgten, obschon sie sich nicht genug wundern konnten, daß sie der Vogel in solche Entfernung führe; dennoch wollten sie von ihrem Suchen nicht abstehen. Um Sonnenuntergang hatte er sie an denselben Rand des Waldes zurückgebracht, von dem sie ausgegangen waren, und nun zeigte er sich etwa hundert Schritte vor ihnen, tanzend, Bocksprünge machend und gaukelnd, wie Begum, so daß sie meinten, es sey nicht der Knabe, sondern der Affe. Er erreichte die Karavane wieder, ohne daß sie wußten, wer ihnen den Streich gespielt; er erzählte es übrigens Swanevelt, der seine Sprache redet, und Swanevelt theilte es Bremen mit.“

„Vortrefflich!“ sagte der Major. „Doch verlaßt Euch darauf, er führt wieder einen Schwank im Schilde.“

„Er hat gute Anlagen zum Zeichnen,“ bemerkte Alexander.

„Gewiß. Ich habe ihm ein Bleistift geschenkt, und gebe ihm hin und wieder ein Blättchen Papier, auf das er alle Vögel so gut zeichnet, daß ich sie erkennen kann. Ihr müßt übrigens wissen, daß alle Buschmänner diese Gabe besitzen und daß sie ihre Höhlen mit Umrissen von Thieren aller Art ausschmücken, die merkwürdig charakteristisch gehalten sind. An den Buschmännern ist das Organ der Nachahmung sehr stark entwickelt, und daraus erklärt sich ihr Zeichnungstalent, wie auch Omrahs merkwürdige Nachahmungsgabe.“

„Ihr glaubt also an die Phrenologie, Swinton?“ fragte Alexander.

„Ich glaube und glaube nicht daran, wie an viele neuere Entdeckungen dieser Art; denn ich halte es für eben so unrecht, sie geradehin zu verwerfen, als ihnen blindlings Glauben zu schenken. Kein Tag vergeht, ohne daß irgend eine Entdeckung unser Staunen und unsere Bewunderung erweckt, und stündlich müssen wir erfahren, wie

wenig wir wissen. Der große Fehler liegt nur darin, daß man, wenn man eine Entdeckung bis zu einer gewissen Ausdehnung gemacht hat, darauf fortbaut, als ob alle ihre Voraussetzungen richtig wären, während man in Wahrheit nur einen Schimmer gewonnen hat, der nach einem Pfade hin leuchtet, welcher vielleicht in Zukunft zur vollen Erkenntniß führt. Nach einer Untersuchung der Menschen- und Thierschädel, wie auch nach Vergleichung verschiedener menschlicher Schädel kann man unbedingt annehmen, daß die allgemeinen Grundsätze der Phrenologie richtig sind; indeß glaube ich nicht an alle die Abtheilungen und Unterabtheilungen, welche meiner Ansicht nach höchst übereilt von Denen gebildet wurden, welche die volle Ausdehnung der vermeintlichen Entdeckungen behaupten und natürlich auch unbedingt daran glauben."

„Und der Mesmerismus?" fragte Alexander.

„Ich muß hier dieselbe Antwort geben. Zuverlässig ist etwas an der Sache, obschon man dies noch nicht zureichend kennt, um entschiedene Folgerungen daraus ziehen zu lassen."

„Jedenfalls liegt viel Charlatanerie darin," sagte der Major.

„Wie in allen Wissenschaften. Wo man der Wahrheit nicht auf den Grund kommen kann, füllt man die Lücken mit Muthmaßungen aus, und dies ist's, was man Charlatanerie nennt."

„Nun, ich schlage vor, daß wir zu unsern Wagen zurückkehren. Außer uns Dreien scheint schon Alles zu schlafen."

Dies war jedoch nicht der Fall, denn sie hatten noch keine halbe Stunde auf ihren Matratzen gelegen, als sie durch den lauten Schrei „Hülfe!" wieder geweckt wurden. Sie griffen nach ihren Gewehren und sprangen zu den Wagen hinaus, ohne sich lang mit Ankleiden aufzuhalten.

Die Hottentoten und Kaffern waren so voll Flußochsenfleisch, daß der Lärm nur Wenige davon weckte, und diese drehten sich nur auf die andere Seite und stierten umher, ohne aufzustehen — den einzigen Bremen ausgenommen, der sich aufmachte und, das Gewehr

in der Hand, in die Richtung des Hülferufs eilte. Unsere Reisenden folgten ihm, und sie trafen bald auf den Gegenstand ihres Suchens, der in nichts Anderem, als in dem großen Adam bestand. Sobald sie übrigens bei dem Lichte der noch brennenden Feuer seinen Zustand bemerkten, konnten sie sich insgesammt eines schallenden Gelächters nicht erwehren.

Es unterlag keinem Zweifel, daß man es hier mit einem Werke des kleinen Omrah zu thun hatte. Der große Adam hatte nämlich den Schwank nicht vergessen, der ihm von dem Knaben gespielt worden war und ihm mehr als einmal, wenn er ihn erwischen konnte, tüchtige Ohrfeigen gegeben. Jetzt war der lange Kerl auf dem Boden und wurde von zwei der größten Hunde fortgezerrt. Omrah hatte nämlich die Knochen der Flußochsen, an denen noch das meiste Fleisch war, gesammelt und sie dem Hottentoten, als er nach dem ungewöhnlichen Mahle schnarchend dalag, mit ledernen Riemen an die großen Zehen gebunden. Sobald nun Alles schlief, ließ er die zwei größten Hunde los, welche stets mit den andern unter den Wagen angebunden waren und nicht überfüttert wurden, damit sie desto wachsamer blieben.

Die Hunde hatten Fressen gesucht und waren auf die großen Knochen gerathen, die sie augenblicklich ergriffen und fortschleppten, um ungestört ihre Mahlzeit halten zu können; aber in diesem Versuche zerrten sie auch den großen Adam einige Schritte weit fort, und der Schmerz sowohl, als die Angst, denn der Hottentote hielt sie für Hyänen oder Wölfe, hatten ihn veranlaßt, um Hülfe zu schreien. Bremen zerschnitt den Riemen mit seinem Messer, und die Hunde liefen knurrend mit ihrem Fraße von hinnen; Adam aber half sich wieder auf die Beine, ohne in seinem Schrecken den Schwank zu begreifen, der ihm gespielt worden war. Nachdem unsere Reisenden ihrer Heiterkeit zur Genüge Luft gemacht hatten, zogen sie sich wieder nach ihren Schlafstellen zurück. Der Major fand Omrah und Begum wie gewöhnlich in ihren Wagenecken: ersterer that, als läge

er in festem Schlafe, während letztere sich über die ungewohnte Störung sehr ungeberdig benahm.

Am andern Morgen nahmen sie mit Tagesanbruch ihre Reise wieder auf. Der große Adam marschirte steif und machte ein sehr verdrießliches Gesicht. Omrah saß mit Begum auf der Plare des Magazins und war ganz aus dem Bereich der Hottentoten; denn Bremen hatte seinen Kameraden den Vorgang mitgetheilt, und Alles lachte den großen Adam aus, der seinerseits den kleinen Omrah Rache gelobte. Das Land war nun sehr schön und fruchtbar, und in allen Richtungen ließen sich Kaffernbörfern blicken. Mit Ausnahme der Besuche von Seiten der Kaffern, welche sich, sobald sie die Karavane von Kriegern des Königs geleitet sahen, mit großem Anstande benahmen und fast jeden Tag einen Ochsen zu Verköstigung der Leute herbeibrachten, fiel vier Tage lang nichts vor. Nach dieser Zeit hatten sie den Baschie oder St. Johannfluß erreicht, der das Gebiet Hinzas begrenzte: aber obgleich die jenseits wohnenden Stämme seine Herrschaft nicht anerkannten, hatten sie doch Respekt vor der großen Streitmacht der Karavane und waren hoch erfreut über die kleinen Geschenke an Rauch- und Schnupftabak, die man ihnen machte.

Die Weiber brachten stets Milch in Körben herbei, denn die Kaffern flechten Körbe von so dichtem Gewebe, daß sie jede Flüssigkeit halten; auch haben sie für diesen Zweck keine andere Geräthschaften. Nachdem unsere Reisenden die Fuhrt des Baschieflusses zurückgelegt hatten, blieben sie einen Tag liegen, um abermals Flußochsen zu jagen — ein Geschäft, das sehr erfolgreich von Statten ging. Nur Major Henderson war mit der Jagd des Tages nicht zufrieden, sondern zog noch Nachts aus — ein Unterfangen, das ihm übrigens beinahe theuer zu stehen gekommen wäre. Er stand in einem der Pfade, von dem aus er ein Weibchen angeschossen hatte, und wartete im hellen Mondlichte auf das Wiederauftauchen des verwundeten Thieres, als das Männchen, welches zufälligerweise

gerade am Ufer oben fraß, den Schrei seiner Gefährtin vernahm und den Pfad hinunterraste. Zum Glück für den Major war der Flußochse durch seine Schwere in einen so unbewältigbaren Grad von Geschwindigkeit gerathen, daß er weder nach rechts noch nach links abbeugen konnte, und so schoß er auf Schrittweite an Henderson vorbei, durch das Zerren an dem Gebüsch und Unterholz denselben niederwerfend. Der Major stand, wie man in Wahrheit sagen konnte, mehr erschreckt als verletzt wieder auf, hatte aber jedenfalls für diese Nacht genug Flußochsen gejagt, denn er schulterte sein Gewehr und ging nach dem Wagen zurück, dem Himmel für sein glückliches Entkommen dankend.

Am andern Morgen gingen Swanevelt und Bremen nach dem Flußufer hinunter und entdeckten die todte Flußkuh, welche sie ans Ufer schleppten; dann kehrten sie nach dem Wagen zurück und schickten die Kaffern ab, um das Thier zu zerlegen. Ehe übrigens letztere an Ort und Stelle anlangten, fanden sie, daß die Arbeit schon durch die Eingeborenen besorgt worden und für sie nichts übrig gelassen war, als die Knochen des Thiers. So wird es übrigens im Kafferland für billig gehalten. Jeder verhilft sich, wenn ein Elephant oder ein anderes großes Thier erlegt wurde, zu beliebig viel Fleisch, gleichviel ob er sich bei der Jagd betheiligt hatte oder nicht. Die Anzahl der Elephantenpfade, auf welche sie trafen, zeigte ihnen jetzt, daß sie von diesen Thieren umgeben waren, und die Kaffern des Landes sagten, daß große Heerden ganz in der Nähe seyen.

Der Major machte daher den Vorschlag zu einer großartigen Elephantenjagd, bei welcher nicht nur die Kaffern der Karavane, sondern auch die Landesangehörigen mitwirken sollten. Der Antrag wurde von Allen, namentlich von den Eingeborenen mit Freuden aufgenommen, denn sie waren entzückt darüber, bei einer derartigen Gelegenheit durch die Gewehre der weißen Männer unterstützt zu werden. Der nächste Tag wurde für die Jagd anberaumt. Dem

Rathe der Eingebornen gemäß zog die Karavane etwa eine Stunde weiter nach Osten hinab an den Rand eines sehr dichten Waldes, wo den Berichten zu Folge die Elephanten zu finden waren.

Sie erreichten die Stelle gegen Abend, und Alles beschäftigte sich nun mit Vorbereitungen auf den folgenden Tag. Die Hottentoten, welche derartige Jagden schon mitgemacht hatten, erzählten den Uneingeweihten lange Geschichten darüber; namentlich sprach der große Adam viel von seiner Kühnheit und Gewandtheit. Man zündete die Nacht über ungewöhnlich große Feuer an, weil man fürchtete, die Elephanten könnten in das Lager brechen. Die ganze Nacht durch ließ sich ihr Geschrei von dem Walde her vernehmen und hin und wieder bewies das Krachen zerbrochener Zweige, daß sich die Thiere ganz in der Nähe der Karavane befanden. Begum, welche die Gefahr besonders lebhaft fühlte, kroch zu Major Henderson ins Bette und war nicht heraus zu bringen, obschon er mehrere Male versuchte, sie fortzujagen. Trotz des fortgesetzten Lärmes blieb übrigens die Karavane unbelästigt.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch wimmelte es im Lager von Kaffern, welche warteten, bis unsere Reisenden für die Jagd bereit waren. Es wurde ein hastiges Frühstück eingenommen, und dem Rathe der Kaffern zufolge stiegen unsre Abenteurer nicht auf ihre Pferde, sondern brachen zu Fuß auf, da die Elephanten, wie die Eingeborenen versicherten, sich auf der andern Seite des Berges befanden. Sie stiegen auf einem Elephantenpfad hinan und erreichten in weniger als einer halben Stunde die Anhöhe, von der aus ein großartiges und prachtvolles Panorama sich vor ihnen aufthat. Im Thale unten war der Grund theils frei, theils durch Baumgruppen abgetheilt, und die ganze Fläche mit Elephanten bedeckt. Es mochten wohl nicht weniger als neunhundert seyn, die man mit einem Blicke überschauen konnte.

Jede Anhöhe, jeder grüne Hügel war mit Gruppen von sechs oder sieben Thieren besetzt — die gewaltigen Körper der einen theilweise

von den Bäumen bedeckt, deren Zweige sie abfraßen, während andere in der offenen Ebene umhermarschirten und in ihren Rüsseln lange Baumäste trugen, mit welchen sie die Fliegen abwehrten. Die ungeheuren Fleischmassen und ein entsprechender Baumwuchs gaben hier ein Bild der Natur in ihrem großartigsten Maßstabe.

Unsere Abenteurer musterten das Feld einige Minuten und wandten sich sodann an den Kaffernhaufen, der sich hinter ihnen gesammelt hatte, demselben mittheilend, daß sie unverweilt anzufangen wünschten. Die Anführer der Kaffern ertheilten ihre Weisungen, und Abtheilungen von Eingeborenen bewegten sich stumm nach allen Richtungen hin, indem sie zugleich auch die Hunde, welche sie in zahlreichen Rudeln mitgebracht hatten, vom Bellen abhielten. Unsre Reisenden hatten auf dem Berge, wo sie standen, den Wind von der Heerde her, und da die Eingebornen Willens waren, die Thiere auf sie zuzutreiben, so nahmen die Kaffernkrieger sowohl, als die Hottentoten ihre Stellung auf der Anhöhe, um die Elephanten empfangen zu können.

Es verfloß ungefähr eine Stunde, und nun gaben einige der eingeborenen Kaffern, welche die Thalseite westlich von den Elephanten erreicht hatten, ihre Signale. Von verschiedenen hohen Punkten aus brüllten sie mit Stentorlungen und ihr Geschrei wurde von den übrigen Kaffern auf jeder Seite des Thals beantwortet, so daß sich die Elephanten von allen Seiten, mit Ausnahme derjenigen, auf welcher der Berg anstieg, umringt fanden. Wie die Kaffern näher kamen, wurde ihr Geschrei, das von den Felsen wiederhallte und in das sich auch das wilde Geheul der Hunde mischte, wahrhaft furchtbar. Die erschreckten Elephanten flüchteten sich zuerst nach der einen Seite des Thals, zogen sich aber vor dem Lärm, der bei ihrer Annäherung erhoben wurde, hastig nach der andern zurück; dabei schüttelten sie ihre langen Ohren und trompeteten laut, während sie mit erhobenen Rüßeln hin und her trabten.

Als sie endlich fanden, daß ihnen kein anderer Ausweg zur Flucht belassen war, begann die ganze Heerde unter dem Krachen der Aeste und dem Niederrollen loser Steine den Hügel hinanzusteigen; auch erhöhten sie durch ihr eigenes furchtbares Geschrei das Getöse, das schon vorläufig durch das Thal tobte. Bei ihrem Herankommen traten sie Alles vor sich nieder und richteten in ihrer Wuth eine so furchtbare Verwüstung an, daß der Wald sich vor ihnen zu beugen schien, während zugleich große Massen losen Gesteines donnernd ins Thal hinabrollten und große Staubwolken aufwühlten.

„Das ist furchtbar großartig," flüsterte Alexander dem Major zu.

„Ein sehr erhebender Anblick, den ich um keinen Preis missen möchte. Doch da kommen sie — seht wie jener hohe Baum niedergedrückt wird von dem Gewicht der ganzen Masse."

„Jener große dort ist der Anführer," sagte Swinton. „Wir wollen insgesammt auf ihn Feuer geben — welch ein Ungeheuer."

„Habt Acht!" rief der Major, der zu gleicher Zeit seine Büchse abfeuerte; und unmittelbar darauf krachten die Gewehre Alexanders und Swintons.

„Er liegt! Jetzt hurtig und geschwind wieder geladen! Omrah gieb mir die andere Büchse."

„Habt Acht! habt Acht!" rief es nun von allen Seiten, denn der Fall des Führer-Elephanten und die Musketensalven der Hottentoten hatten die Heerde so eingeschüchtert, daß sie sich zu trennen begann und die Thiere zu zwei und drei, oder auch einzeln nach allen Richtungen aus einander gingen. Das Geschrei und das Krachen der Zweige in der Nähe wurde nun ganz betäubend und die Gefahr steigerte sich in entsprechendem Grade. Der Major hatte eben seine Büchse angelegt, als das dichte Blätterwerk neben ihm sich wie durch Zauberei aufthat und in einer Entfernung von nur

vier Schritten der Kopf eines großen weiblichen Elephanten sichtbar wurde.

Zum Glück war der Major ein Mann von großer Besonnenheit, und seine Büchse streckte das Thier sogleich nieder; aber es lag ihm so nah, daß er aus dem Bereich des Rüssels springen mußte, da der Elephant noch nicht völlig todt war. Ein anderes kleineres Thier war demselben auf dem Fuße gefolgt, so daß es über den Körper stolperte; es wurde von Alexander erlegt, als es sich eben wieder aufraffen wollte.

„Zurück, ihr Herren, oder es ist um Euch geschehen!" rief Bremen, der auf sie zueilte. „Hierher — die ganze Heerde kommt gerade auf Euch zu."

Sie eilten, was sie konnten, dem Hottentoten nach, der sie nach einem hohlen Felsen brachte. Hier waren sie sicher, da die Elephanten nicht heranklettern konnten. Unsere Abenteurer waren kaum auf dem Felsen angelangt, als die dicht in einander gekeilte Masse unter schrecklichem Geschrei und in eine Staubwolke gehüllt herankam. Viele waren verwundet und wankten. Wie nun ein Thier zurückblieb, sprangen die Kaffern, nackt und ihre Hassagaien in den Händen, mit größter Behendigkeit dicht von hinten heran, durchbohrten es mit ihren Hassagaien oder hieben ihm mit ihren scharf schneidenden Waffen die Kniekehlen ab, indem sie dabei in ihrer eigenen Sprache riefen: „Großer Mann bring uns nicht um — tritt nicht auf uns, mächtiger Häuptling!" eine seltsame Bitte um Gnade an diejenigen, denen sie keine erzeigten. Da es fast unmöglich war, zu feuern, ohne Gefahr zu laufen, auch einen Kaffern zu treffen, so begnügten sich unsere Abenteurer mit Zuschauen, bis die ganze Heerde vorbeigezogen und in dem Wald unten verschwunden war.

„Sie haben die Richtung nach unseren Wagen eingeschlagen," sagte Swinton.

„Ja, Sir," versetzte der Hottentot Bremen; „aber wir müssen sie jetzt gehen lassen. Sie sind nunmehr in einer Weise durch das

Gehölz zerstreut, daß es höchst gefährlich seyn würde, etwas mit ihnen zu versuchen."

Sie blieben noch einige Minuten, bis sämmtliche Elephanten und Kaffern verschwunden waren; dann gingen sie vorsichtig nach der Stelle zurück, von wo aus sie zum erstenmal Feuer gegeben hatten und das ganze Thal zu überblicken war. Nirgends war mehr ein Elephant zu sehen — nichts als die Verheerungen, welche die Heerde an den Bäumen angerichtet hatte; denn viele davon waren troß ihrer Größe durch die ungeheure Kraft dieser Thiere in den Grund getreten worden. Sie begaben sich sodann nach dem Platze, wo der große Elephant durch Major Hendersons Büchse gefallen war.

Die Kugel war unter dem Auge eingedrungen. Das Ungeheuer mußte nach Bremens Berechnung sechzehn Fuß hoch gewesen seyn, und hatte zwei sehr schöne Zähne. Während sie noch um das todte Thier herstanden, kehrten die bewaffneten Hottentoten von ihrer Verfolgung zurück und gaben an, daß sieben Elephanten erlegt worden, andere aber so schwer verwundet seyen, daß sie nicht mit dem Leben davon kommen könnten. Sie gingen nun ans Werk, um die Zähne des Thiers auszubrechen, und waren noch damit beschäftigt, als ein Hottentote gelaufen kam und die Meldung brachte, daß die Elephantenheerde auf dem Rückzug durch das Lager gekommen sey und daselbst viel Schaden angerichtet habe. Ein männlicher Elephant habe Major Hendersons Wagen angegriffen und seine Hauer durch die Seite desselben gestoßen; dadurch sey eines der Branntweinfässer angebohrt worden, welches jetzt, obschon nicht sehr schnell, auslaufe. Der Wagen müße daher abgeladen und das Faß herausgeschafft werden, um den übrigen Branntwein zu retten.

Mehrere Hottentoten eilten augenblicklich mit ihm zurück, um beim Abladen des Wagens zu helfen, und allmählig verschwand das ganze Hottentotengefolge, Bremen und Swanevelt ausgenommen, welche mit dem Ausbrechen der Zähne beschäftigt waren. Auch Omrah blieb zurück. Er saß auf der Leiche des Thiers, ahmte das Trom-

peten und die Bewegungen des Elephanten nach," und spielte außerdem allerlei Possen. Bald nachher kam eine Kaffernabtheilung herauf und begann den Elephanten zu zerlegen. Jetzt entfernten sich auch unsere Reisenden, um in dem Lager nachzusehen, welchen Schaden die Elephanten angerichtet hatten. Auf dem Rückwege machten sie hin und wieder Halt, um die übrigen gefallenen Thiere zu betrachten, und brauchten deßhalb wohl eine Stunde, bis sie im Lager anlangten; hier aber fanden sie, daß die Hottentoten mit Abladen des Wagens noch gar nicht begonnen, sondern nur Kübel untergestellt hatten, um den auslaufenden Branntwein aufzufangen. Auch hatten sie sich diesen so reichlich zu Nutze gemacht, daß einige taumelnd umherwankten, die übrigen aber in einem Zustande besinnungsloser Trunkenheit da lagen.

„Dacht' ich mir's doch, sie seyen gar zu diensteifrig, als ich sie so behend zum Beistand zurückeilen sah," bemerkte der Major. „Wir hätten da eine saubere Geschichte, wenn wir in Feindes Land wären und kein Geleite von Kaffern bei uns hätten."

„Ja wohl," versetzte Alexander, indem er die Zuber umwarf, daß der Branntwein auf den Boden floß, sehr zum Leidwesen der Hottentoten, welche noch nicht ganz besinnungslos waren. „Wir wollen übrigens das Faß vollends auslaufen lassen und dafür Sorge tragen, daß sie nichts mehr bekommen."

Da die Kaffern mit den erlegten Elephanten beschäftigt und die meisten Hottentoten todt trunken waren, so konnte man natürlich vor dem andern Morgen an keinen Aufbruch denken. Ueberhaupt waren die Ochsen und Pferde durch das Einbrechen der Elephanten in die Karavane nach allen Richtungen zerstreut worden, und das Sammeln derselben nahm immerhin einige Zeit in Anspruch. Unsere Reisenden gaben daher den Gedanken an ein alsbaldiges Weiterziehen auf, griffen nach ihren Gewehren, und gingen nach derjenigen Stelle des Waldes, wo die meisten Elephanten gefallen waren. Sie kamen an dreien vorbei, an denen die Kaffern fleißig arbeiteten,

und gelangten endlich zu einem vierten, bei dem sich ihnen ein Anblick darbot, der ihre Theilnahme in hohem Grade erregte. Das gefallene Thier war ein ausgewachsenes Weibchen, und dicht daneben befand sich ein Elephantenkalb, ungefähr vierthalb Fuß hoch, das an der Seite seiner todten Mutter stand.

Das arme Thierlein lief wieder und wieder unter unverkennbaren Schmerzäußerungen um das todte Thier her, quiekste traurig und versuchte vergeblich, es mit seinem kleinen Rüssel aufzuheben. Als unsere Reisenden herankamen, rannte es auf sie zu, schlang sein Rüsselchen um ihre Beine und zeigte sich ganz entzückt, weil es doch Jemand gefunden hatte. Auf den benachbarten Bäumen saß eine Anzahl von Geyern, die nur darauf warteten, die Ueberreste zu verzehren, sobald die Jäger ihre Messer versucht hätten, denn ihre Schnäbel konnten die zähe Haut nicht zerreißen. Unsere Abenteurer blieben mehr als eine Stunde an der Stelle und sahen den Bewegungen und dem Spiel des jungen Elephanten zu, welcher unterschiedliche Versuche machte, die hingestreckte Mutter auf seine Possen aufmerksam zu machen. Als er übrigens fand, daß alle seine Anstrengungen fruchtlos waren, folgte er aus freien Stücken unseren Reisenden nach der Karavane und blieb daselbst; wahrscheinlich staunte er ebenfalls nicht wenig, als er die Hottentoten so besinnungslos umherliegen sah, wie seine Mutter.

Es wird hier am Ort seyn, zu bemerken, daß das kleine Thier nur einige Tage lebte, weil es ihm an der nöthigen Nahrung gebrach.

Abends kehrten Bremen und Swanevelt mit den Zähnen des Führer-Elephanten, die sehr groß waren, zurück. Auch die Kaffernkrieger langten an; die Landeseingeborenen beschäftigten sich aber vorderhand mit Essen. Der Häuptling der Kaffernkrieger brachte die Zähne der übrigen Elephanten und die Schwänze, während seine Leute sich mit Fleisch beluden. Sobald diese bemerkten, daß die Ochsen und Pferde scheu geworden und davon gelaufen waren, die

Hottentoten aber nicht in einer Lage waren, ihnen nachzugehen, so warfen sie ihre Last nieder, um die verschüchterten Thiere zu sammeln. Noch vor Einbruch der Nacht war alles Vieh wieder zurückgebracht. Die Feuer wurden angezündet, und die Kaffern hörten erst gegen Mitternacht auf zu essen.

Unsere Reisenden hielten es nicht für räthlich, sich zu Bette zu begeben, da sie in ihren Hottentoten jetzt keinen Schutz hatten. Sie machten ein großes Feuer an und blieben dabei sitzen, sich über die Abenteuer des Tages unterhaltend. Während sie noch mit einander sprachen, zeigte Begum, die sich an der Seite ihres Herrn befand, Merkmale von Unruhe, und klammerte sich zuletzt, augenscheinlich in großer Furcht, an den Major an.

„Was hat denn die Prinzessin?" fragte der Major. „Sie muß sich vor etwas fürchten."

„Ja, das ist augenscheinlich; vielleicht befindet sich ein Elephant in der Nähe. Sollen wir Bremen und Swanevelt wecken?"

Begum schnatterte und auch ihre Zähne klapperten vor Furcht, während sie sich dichter und dichter an ihren Herrn anschmiegte. Der kleine Omrah, welcher gleichfalls beim Feuer saß, machte ein so ernstes Gesicht, wie der Pavian, und berührte endlich Alexanders Schultern, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Zuerst deutete er auf den Affen und machte dessen Furcht nach; dann aber ließ er sich auf Hände und Füße nieder, um die Bewegungen und das Geheul eines Thieres nachzuahmen.

„Ich verstehe," rief der Major, nach seinem Gewehre greifend; „der Junge meint, ein Löwe sey in der Nähe, und dies sey die Ursache von der Furcht des Affen."

„Ein Löwe?" sagte der Major zu Omrah.

Aber Omrah verstand ihn nicht. Er zog deßhalb Papier und Bleistift heraus und hatte fast in einer Sekunde die Umrisse eines Löwen gezeichnet.

„Ein gescheidter kleiner Kerl! Weckt die Leute alle und haltet

Eure Gewehre bereit,“ sagte der Major, indem er aufsprang. „Er kann nicht ferne seyn. Zum Geier mit dem Affen, er will nicht loslassen“ — fuhr er fort, indem er Begum mit Gewalt losriß und sie wegschleuderte. Die Aeffin aber kletterte augenblicklich auf den Wagen und verbarg sich daselbst.

Sie hatten kaum Zeit gehabt, die beiden Hottentoten zu wecken, als ein lautes, fürchterliches Brüllen, ähnlich dem Rollen des Donners, sich vernehmen ließ und eine Weile an dem gegenüberliegenden Felsen nachhallte.

Nur wer selbst im Lande gewesen ist und mit diesem Thier in seinem wilden Zustande zusammentraf, kann eine Vorstellung von der einschüchternden Wirkung des Löwengebrülls haben. Was man in einer Menagerie hört, ist nur schwach und gibt blos eine matte Vorstellung. Im Dunkel der Nacht ist es fast unmöglich zu sagen, aus welcher Richtung der Schall herkommt. Dieß rührt daher, weil der Löwe beim Brüllen seinen Mund dicht an den Boden hält, so daß seine Stimme gleichsam wie eine Woge über die Erde hinrollt und der Ton mit aller seiner furchtbaren Stärke weiter getragen wird. Er ist in der That eine erschütternde Vorbereitungsnote, und auch Alexander, der nie zuvor den Löwen hatte brüllen hören, war dieser Ansicht.

Die Kaffern erwachten ob dem Getöse und unsre Reisenden, wie auch die Hottentotten feuerten jetzt ihre Gewehre in allen Richtungen ab, um das Thier fortzuscheuchen. Wiederholte Schüsse übten die gewünschte Wirkung, und im Laufe einer halben Stunde war alles wieder ruhig.

„Dieß ist das erste Mal,“ bemerkte Alexander, „daß ich je einen Löwen in seinem wildem Zustande brüllen hörte, und ich kann Euch versichern, daß ich mein Leben lang daran denken werde.“

„Das erste Mal ist's bei mir eben nicht,“ entgegnete der Major, „aber so furchtbar kam mir das Gebrüll nie vor, wie in der

Dunkelheit und Stille der Nacht; auch mag der Wiederhall zur Verstärkung beigetragen haben. Ihr könnt natürlich mehr davon erzählen, Swinton, da Ihr in dem Nemaqua-Land gereist seyd."

„Wohl; aber dennoch ist es mir nur sehr selten so vorgekommen."

„Dünkt es Euch nicht sonderbar, daß wir auf unsrem ganzen Zuge noch nie einen Löwen hörten?" sagte Alexander.

„Der Löwe ist oft sehr nahe, ohne einen Laut von sich zu geben," entgegnete Swinton. „Uebrigens glaube ich nicht, daß in dem Striche, welchen wir durchzogen haben, viel Löwen sind, da er zu bevölkert ist. Auf der andern Seite des Gebirgs werden wir sie in Menge finden, wenn wir anders den Rückweg in dieser Richtung nehmen wollen. Wo immer man Antilopenheerden, wilde Pferde, Zebras und Giraffen trifft, wird man sicherlich auch den Löwen finden, da diese Thiere sein eigentlicher Raub sind."

„Ich weiß wohl, Swinton, daß Ihr der Lebensweise der Thiere große Aufmerksamkeit geschenkt habt und daß dieß einen Theil Eures Studiums bildet. Wißt ihr viel von dem Löwen zu erzählen? Wenn dieß der Fall ist, so werdet Ihr es uns nicht vorenthalten."

„Ich habe allerdings die Naturgeschichte des Löwen studirt und mache mir ein Vergnügen daraus, Euch mitzutheilen, was ich aus eigener Beobachtung entnommen oder von Anderen erfahren habe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Löwe nicht muthwillig mordet, — davon habe ich wiederholte Belege. Ich erinnere mich namentlich eines sehr merkwürdigen Falles, der den Scharfsinn dieses edlen Thieres bekundet. Ein Mann, der zu einer Missionsstation gehörte, hatte einen Freund besucht und schlug, als er wieder zurückkehrte, einen Umweg ein, um an einem Teiche vorbeizukommen, an welchem er eine Antilope schießen zu können hoffte. Als er an dem Teiche anlangte, stand die Sonne schon ziemlich hoch, und da er kein Wild bemerken konnte, so legte er sein Gewehr auf einen niedrigen Felsvorsprung, dessen Hinterseite

mit Buschholz bedeckt war. Er ging nach dem Wasser hinunter und labte sich mit einem Trunke, worauf er nach dem Fels zurückkehrte und eine Pfeife rauchte; da er sich müde fühlte, so legte er sich nieder und schlief ein.

Eine Weile nachher weckte ihn die übermäßige Hitze, welche sich an den Felsen brach, und wie er die Augen öffnete, bemerkte er nur einen Schritt von sich einen geduckten, großen Löwen, dessen Augen funkelnd auf seinem Gesichte hafteten. Der Schreck raubte ihm einige Minuten alle Bewegung, denn er sah sich schon in dem Rachen des Ungeheuers. Endlich gewann er seine Geistesgegenwart wieder. Er blickte nach seinem Gewehr hin und streckte die Hand langsam danach aus. Der Löwe richtete jetzt seinen Kopf auf und fing furchtbar zu brüllen an; dieß bewog ihn, die Hand hastig wieder zurückzuziehen. Der Löwe schien damit zufrieden zu seyn und legte wieder wie zuvor seinen Kopf zwischen die Vordertatzen. Eine Weile später machte der Mann einen zweiten Versuch, sich seines Gewehres zu bemächtigen; da jedoch der Löwe abermals den Kopf erhob und zu brüllen anfing, so stand er von seinem Vorhaben wieder ab. Dieß wiederholte er in Zwischenräumen noch etlichemal, aber stets mit dem gleichen Erfolge von Seite des Löwen."

„Da muß der Löwe wohl gewußt haben, warum er nach dem Gewehre griff."

„Zuverläßig; und deßhalb wollte er dem Mann nicht erlauben, darnach zu langen. Wahrscheinlich wurde auf das schlaue Thier schon früher gefeuert. Ihr bemerkt übrigens, daß er dem Menschen keinen Schaden zu thun wünschte. Er schien zu sagen: — ‚Du bist in meiner Macht und darfst nicht von hinnen gehen; auch sollst du nicht nach deiner Muskete greifen, um nach mir zu schießen, oder ich reiße dich in Stücke.'"

„Das war gewiß sehr merkwürdig. Und wie endigte die Sache?"

„Die Sonnenhitze wirkte so mächtig auf den Felsen, daß der Mann fast verging, und seine nackten Füße wurden dermaßen verbrannt, daß er sich genöthigt sah, sie zu bewegen, indem er einen auf den andern legte und jede Minute abwechselte. Der Tag entschwand und die Nacht gleichfalls, ohne daß sich der Löwe von der Stelle rührte. Die Sonne erhob sich abermals und die Hitze wurde so übermäßig, daß die Füße des armen Mannes alles Gefühl verloren. Um Mittag erhob sich der Löwe und ging nach dem Teiche, der nur einige Schritte entfernt lag, sah aber alle Augenblick zurück, um sich zu überzeugen, ob sich der Mann nicht rührte. Dieser versuchte abermals, nach seinem Gewehre zu greifen, aber wie der Löwe dies merkte, wandte er sich wüthend um und war im Begriff auf ihn loszuspringen. Er zog seine Hand wieder zurück und die Bestie gab sich zufrieden."

„Wie sonderbar!"

„Das Thier ging nach dem Wasser und trank; dann kehrte es zurück und legte sich wieder an der frühern Stelle, ungefähr einen Schritt von den Füßen des Mannes, nieder. Abermals entschwand eine Nacht, ohne daß der Löwe von seinem Posten wich. Am andern Mittag ging das Thier wieder nach dem Wasser hinunter und machte, als es dort stand eine Geberde, als höre es Lärm in einer andern Richtung. Dann verschwand es in dem Gebüsch.

„Wie der Mann dieß bemerkte, bot er allen seinen Kräften auf und griff nach dem Gewehre; aber er konnte nicht aufstehen, da die Kraft seiner Knöchel dahin war. Die Waffe in der Hand, kroch er nach dem Teiche und trank; aber als er seine Füße untersuchte, entdeckte er, daß seine Zehen gebraten waren und die Haut sich beim Kriechen durch das Gras abgeschürft hatte. Er setzte sich an dem Teich nieder und beschloß, dem Löwen, dessen Rückkehr er mit jedem Augenblick erwartete, den Inhalt seiner Büchse durch den Kopf zu jagen. Da übrigens die Bestie nicht mehr erschien, so band er sich das Gewehr auf den Rücken und kroch auf Händen

und Füßen fort, so gut es eben gehen wollte. Er war ganz erschöpft und hätte erliegen müssen, wenn nicht glücklicherweise ein Mann des Weges gekommen wäre, der ihm nach Hause half. Er verlor übrigens seine Zehen und war ein Krüppel für Lebenszeit."

„Die Geschichte wird besonders merkwürdig durch den Umstand," sagte der Major, „daß der Löwe, aller vernünftigen Annahme zu Folge, nach sechzigstündigem Auflauern hungrig geworden seyn muß, selbst wenn man zugibt, daß er kurz vorher ein kräftiges Mahl gehalten hatte."

„Ich kenne noch manche sehr interessante und wohlverbürgte Anekdote über dieses edle Thier," bemerkte Swinton, „und ich theile sie euch mit Vergnügen mit, muß aber zu diesem Zwecke in mein Notizenbuch sehen, da sich sonst Unrichtigkeiten in meine Erzählung einschleichen könnten. Namentlich eine Thatsache ist sehr merkwürdig, und da sie mir von dem Missionär N. mitgetheilt wurde, der sie mehreremale beobachtet haben will, so nehme ich keinen Anstand für ihre Richtigkeit einzustehen, um so mehr, weil ich etwas Aehnliches selbst bemerkte. Die Löwen beobachten nämlich das vierte Gebot, — sie ehren ihre Eltern.

„Wenn ein alter Löwe in der Gesellschaft seiner Kinder ist, (die Eingebornen nennen sie so, obschon sie vielleicht eben so groß sind, als er), oder wenn eine Anzahl von Löwen zusammenkömmt, um Wild aufzusuchen, so ist stets einer darunter, der von den übrigen als der älteste und tüchtigste betrachtet wird und den Anführer spielt. Kommt nun eine Beute heran, so ist es dieser, welcher auf sie zukriecht und sie packt, während die andern geduckt auf dem Grase liegen bleiben. Hat der alte Löwe, was in der Regel der Fall ist, das Thier getödtet, so zieht er sich von seinem Opfer zurück und legt sich für etwa eine Viertelstunde nieder, um zu verschnauben und auszuruhen. Mittlerweile lagern sich die übrigen in achtungsvoller Entfernung um ihn her, ohne daß sich einer unterstünde, dem Thiere nahe zu kommen, das der Löwe

getödtet hat. Sobald letzterer hinreichend ausgeruht zu haben glaubt, so geht er auf seine Beute los und läßt sich die Brust und den Magen belieben; hat er er eine ziemliche Portion gefressen, so gönnt er sich wieder ein Weilchen Ruhe und keiner von den andern wagt es, sich zu rühren.

„Nach der zweiten Mahlzeit zieht er sich zurück. Die übrigen Löwen achten auf seine Bewegungen und stürzen nun auf den Rest der Beute los, welche bald verzehrt ist. Ich sagte, ich habe selbst ein Beispiel mit angesehen, welches diese Angabe bekräftige, und will es jetzt erzählen. Ich saß, nachdem ich einige Pflanzen gesammelt hatte, auf einem Fels, als ich unter mir einen jungen Löwen eine Antilope ergreifen sah. Er hatte seine Tatze noch auf dem todten Thier, als der alte Löwe heraufkam; der junge zog sich nun augenblicklich zurück, bis der alte Herr gespeist hatte und ließ sich dann den Ueberrest belieben. — Ums Himmels willen, was ist dieß?"

„Ich meinte, es sey wieder der Löwe," sagte Alexander; „aber es hat gedonnert, — wir werden ein Gewitter kriegen."

„Ja, und ein tüchtiges obendrein," versetzte der Major. „Ich fürchte, wir müssen aufbrechen und unter Dach zu kommen suchen. Ich habe bereits einige Regentropfen verspürt."

Jetzt zuckte ein blendender Blitzstrahl auf, dem rasch ein anderer folgte, und der Donner krachte augenblicklich hintendrein.

„Fehlt nicht," entgegnete Swinton, „und ich kann Euch sagen, wir werden es in weniger als einer Minute über uns haben. Ich will meinen Wagen aufsuchen."

„Jedenfalls wird es diese Hottentoten nüchtern waschen," bemerkte der Major, als die Drei von hinnen gingen, um in ihren Wagen Schutz zu suchen.

Vierzehntes Kapitel.

Sie hatten kaum die Wagen erreicht, als der Himmel schon ohne Unterlaß in Feuer stand und der Donner in betäubenden Schlägen über ihren Häuptern hinrollte. Es hatte den Anschein, als befänden sie sich in der Mitte der streitenden Elemente. Der Wind hob sich und blies mit furchtbarer Gewalt, während der Regen niederschoß, als wären in Wirklichkeit die Schleusen des Himmels geöffnet. Die Blitze waren so lebhaft, daß man im Moment ihres Aufzuckens die ganze Gegend bis an den Horizont fast so klar sehen konnte, wie bei Tag; im nächsten Augenblick aber herrschte das tiefste Dunkel, und unter den betäubenden Donnerschlägen erzitterten sogar die Wagen sammt Allem, was darin war. Ein großer Baum, der keine fünfzig Schritte von der Karawane entfernt war, wurde vom Blitze getroffen und splitterte mit donnerndem Getöse zusammen. Die Kaffern hatten sich insgesammt aufgerafft und unter den Wagen Schutz gesucht.

Die Hottentoten fingen gleichfalls an, sich zu rühren, waren aber noch nicht zur Besinnung gekommen, sondern im Gegentheil aufs Neue betäubt durch den Tumult der Elemente. Das Gewitter währte ungefähr eine Stunde, und dann klärte sich's eben so plötzlich wieder auf. Die Sterne flimmerten abermals am Himmel oben, und der rothe Schein am Horizont verkündigte die Annäherung des Tages. Sobald das Gewitter vorüber war, kamen unsere Reisenden, die ihre Kleider nicht abgenommen hatten, aus ihren Bergewinkeln heraus und trafen an dem erloschenen Feuer wieder zusammen.

„Diese Nacht bin ich doch in zwei Punkten klüger geworden," sagte Alexander. „Ich weiß jetzt, was ein afrikanisches Gewitter und was das Gebrüll eines afrikanischen Löwen ist. Es ist doch

kein Unglück geschehen, Bremen?" fuhr er gegen den Hottentoten fort, welcher in der Nähe stand.

„Nein, Sir; aber ich fürchte, es wird lange anstehen bis wir das Vieh gesammelt haben. Wahrscheinlich hat es sich nach allen Richtungen zerstreut, und es dürfte wohl der Fall seyn, daß wir einige Stücke verlieren. Es wird bald Tag seyn, und dann müssen wir ihnen nachsetzen."

„Sind diese Kerle jetzt ganz nüchtern?"

„Ja, Sir," versetzte Bremen lachend. „Das Wasser hat allen Branntwein aus ihnen herausgewaschen."

„So sagt ihnen, daß ich ihnen zur Strafe eine Woche lang keinen Tabak verabreichen lassen werde."

„Es wäre besser, Sir, Ihr unterließet es für jetzt," entgegnete Bremen gedankenvoll. „Die Leute gehen ohnehin nicht gern weiter ins Land hinauf und könnten schwierig werden."

„Ich bin gleichfalls dieser Ansicht," bemerkte Swinton. „Auch müßt Ihr bedenken, daß das Faß auslief und die Verlockung allzustark war. Ich würde für diesmal Nachsicht eintreten lassen. Gebt ihnen einen tüchtigen Verweis und laßt es dabei bewenden."

„Nun, vielleicht ist dieses Verfahren immerhin das beste," entgegnete Alexander, „obschon ich nicht besorge, daß sie sich weiter zu gehen weigern; denn wenn sie's thun, so entlasse ich sie und ziehe mit den Kaffern vorwärts. So viel ist gewiß, daß sie es nicht wagen werden, allein zurückzugehen."

„Das ist wohl wahr, Sir," erwiederte Bremen; „aber Ihr müßt den Kaffern nicht allzu viel trauen. Die Kaffern suchen stets Gewehre und Munition zu erhalten, und der Kafferkönig Hinza würde sich gleichfalls freuen, in den Besitz der Wagen und ihres Inhalts zu kommen. Er würde mit so vielen Gewehren zu einem reichen, mächtigen Mann. Der Kafferkönig wird Euch zwar nicht in seinem eigenen Lande bestehlen, weil er sich vor den Engländern fürchtet; wenn aber die Wagen in diesem Lande, das nicht

ihm gehört, geraubt und ihr Alle erschlagen werdet, so entschuldigt er sich, und sagt, er wisse nichts davon. Die Schuld müssen dann die Kaffern dieser Gegend tragen.“

„Bremen spricht sehr verständig,“ sagte der Major. „Wir müssen die Hottentoten als Zügel für die Kaffern, und die Kaffern als Zügel für die Hottentoten beibehalten.“

„Verlaßt Euch darauf, daß wir keine andere Politik verfolgen können,“ versetzte Swinton.

„Ihr habt Recht, und so soll denn nach Eurem Vorschlage gehandelt werden. Doch der Tag bricht an. Bremen, sammelt die Leute zum Aufsuchen des Viehs, und Du, Omrah, sage Mahomed, er solle hieher kommen.“

„Beiläufig, Swinton,“ sagte Major Henderson, „die Elephantenzähne, die in den Wagen liegen, bringen mich auf eine Frage, die ich Euch vorlegen möchte. In Ceylon, wo ich oft der Elephantenjagd oblag, haben diese Thiere keine Fangzähne; auch in Indien sind sie nicht gewöhnlich und in der Regel sehr klein. Wie erklärt Ihr diese Abweichung?“

„Sie ist früher oft bemerkt worden und hat zu der sehr annehmbaren Vermuthung Anlaß gegeben, die Vorsehung, welche stets auf die Bedürfnisse auch der geringsten Thiere Bedacht nimmt, habe dem afrikanischen Elephanten so große Fangzähne gegeben, weil er ihrer bedarf. In Ceylon findet sich Gras in Menge und das ganze Jahr durch Ueberfluß an Wasser; auch hat sich dort der Elephant gegen keinen Feind zu vertheidigen. Hier in Afrika sind die Flüsse zeitweilig sehr reißend, trocknen aber periodisch aus, und das einzige Mittel, welches der Elephant hat, um sich in der heißen Jahreszeit Wasser zu verschaffen, besteht darin, daß er in den Flußbeeten gräbt, bis er das feuchte Element findet, das er sodann mit dem Rüssel einsaugt. Außerdem hat er sich gegen das Nashorn zu wehren, in welchem er einen furchtbaren und oft siegreichen Gegner hat. Ferner bedarf er in Afrika seiner Fanger, um sich seine Nah-

rung zu verschaffen, denn er gräbt damit die Mimose auf, um die saftige Wurzel dieses Baumes verzehren zu können. In der That könnte ein Elephant in Afrika ohne seine Fangzähne nicht gut auskommen."

„Ich danke Euch für Eure Erklärung, die mir sehr befriedigend und folgerichtig zu seyn scheint. Doch jetzt zu unserem Frühstück, denn ich sehe, Mahomed ist bereit, und Omrah hat schon unsere Theetassen aufgestellt. Schaut nur, wie eifrig er in die Schnauze des Theetopfs bläst — eine Buschmannsart, um sich zu überzeugen, ob sie nicht verstopft ist. Freilich dürfen wir von einem ‚Kind der Wüste' nicht erwarten, daß es uns einen Londoner Bedienten ersetze."

„Wo ist denn sein Feind und Widersacher, der ritterliche große Adam?"

„Er war unter denen, welche gestern Nachmittag sich im Branntwein übersahen, und hat sich, glaube ich, schlimmer betrunken, als alle Uebrigen. Der kleine Buschmann versäumte nicht, von seinem wehrlosen Zustand Vortheil zu ziehen, und hat ihn die ganze Nacht durch in jeder nur erdenklichen Weise gequält. Ich sah, wie er dem Hottentoten, als er mit weit offenem Munde dalag, Wasser eingoß, bis er fast erstickte. Um es schneller hinunterzubringen, nahm er den großen Zinntrichter, steckte ihm das eine Ende in den Mund, und goß oben ein, bis das Wasser herauslief. Dann versuchte er, was er mit Feuer anfangen könne, und steckte ihm glühende Kohlen zwischen die Zehen — ich wette, der Bursche kann heute nicht gehen."

„Ich fürchte, er wird noch Omrah umbringen oder ihn sonst ernstlich beschädigen," sagte Alexander. „Man muß den Knaben warnen."

„Das wird nicht viel nützen, und Omrah muß eben auf der Hut seyn. Er weiß eben so gut, als Ihr, daß Adam sein Feind ist, und nimmt sich deßhalb vor ihm in Acht. Ihn übrigens bere-

den zu wollen, daß er von seinen Possen ablasse, oder sie mit einander zu versöhnen, ist unmöglich," sagte Swinton. „Ihr kennt die Buschmänner nicht."

„So erzählt uns Einiges von ihnen," versetzte der Major. „Doch laßt Euch Zeit, bis Ihr mit diesem Elephantensteak, das Euch so gut zu schmecken scheint, fertig seyd. Von welcher Race sind die Buschmänner?"

„Das will ich Euch sagen, sobald ich mein Frühstück eingenommen habe," erwiederte Swinton, „eher nicht; denn wenn ich zu sprechen anfange, zehrt Ihr mir das ganze Steak auf, und dies möchte ich doch nicht haben."

„Ich vermuthe, wir werden heute nicht von hier fortkommen," bemerkte Alexander. „Wenn sich, wie Bremen meint, das Vieh sehr weit verlaufen haben, so wird es zu spät, um am Abend noch aufzubrechen, und morgen ist Sonntag. Ihr erinnert Euch, was wir uns vorgenommen haben, und der Sabbath soll gebührendermaßen gefeiert werden."

„Sehr wahr," sagte der Major. „Dann muß uns eben Swinton unterhalten, indem er uns von den Löwen erzählt; denn er ist nicht fertig geworden, als uns das Gewitter überfiel."

„Nein," versetzte Swinton; „ich habe noch viel zu erzählen und werde mich glücklich schätzen, es zu jeder geeigneten Zeit zu thun, Major — nur jetzt nicht."

„Mein lieber Freund," entgegnete der Major, indem er ein weiteres Stück Elephantensteak auf Swintons Teller legte, „gebt Euch ja nicht der Vorstellung hin, als wolle ich Euch nur deßhalb zum Sprechen veranlassen, um Euern Antheil zu verzehren und den meinen dazu. Ich bitte, schreibt meine Ungeduld der wahren Ursache zu — dem Vergnügen, das mir Eure Belehrung gewährt."

„Seht Ihr, Swinton, Ihr habt dem Major ein Compliment abgepreßt."

„Ja, und ein Extraration Steak, was noch besser ist," entgeg-

nete Swinton lachend. „Nun, jetzt bin ich mit meinem Frühstück zu Ende, und will erzählen, was ich von Omrahs Volk weiß.

„Die Buschmänner sind ursprünglich eine Hottentotenrace — dies wird, glaube ich, wenigem Zweifel unterliegen, obschon ich der Ansicht bin, daß sie eine Volksrace sind, die durch die Umstände gebildet wurde, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf. Der Hottentote in den Ebenen führt ein Nomadenleben: er weidet seine Heerden, und sie geben ihm Nahrung. Der Buschmann dagegen ist als ein Hottentote zu betrachten, der aus seinen fruchtbaren Ebenen vertrieben, seines Viehs beraubt und genöthigt wurde, Sicherheit und Unterhalt in den Bergen zu suchen — mit einem Worte, er ist ein Berg-Hottentot. Von Hunger und schlimmer Behandlung gespornt, hat er sich so lange an dem Eigenthum Anderer vergriffen, bis diese Lebensweise ihm einen bestimmten Stempel aufprägte. Seine Hand war erhoben gegen jeden Menschen; er ward gehetzt wie ein wildes Thier, und sah sich gezwungen, in den Höhlen eines fast unzugänglichen Gebirgs seinen Versteck zu suchen.

„So entschwand Generation um Generation; er hat Entbehrung und Hunger geduldet, bis sein Stamm so klein wurde, als er jetzt ist. Außer Stande, gegen die Gewalt anzukämpfen, hat er jetzt keine andere Waffen, als seine Schlauheit und seine vergifteten Pfeile, mit denen er sich seinen Unterhalt erwirbt — oder vielmehr, es gelingt ihm auf diese Weise, sein Leben jämmerlich fortzuschleppen, aber weiter nicht. Es haben sich übrigens noch manche Racen mit den Buschmännern vermischt; die entlaufenen Sklaven, die von Madagascar hergebracht wurden, Malaien, und sogar solche, die eine Beimischung von weißem Blute tragen und vielleicht wegen begangener Verbrechen der Strafe ausweichen wollten, haben die Race vergrößert und sich ihr einverleibt. Man nennt sie die Kinder der Wüste, und sie verdienen im buchstäblichen Sinne diese Bezeichnung.“

„Haht Ihr viele davon gesehen?“

„Ja, ich sah sie häufig, als ich in dem Nemaqua-Land und in

dem Bechuana-Gebiet war. Ich denke nicht, daß sie unempfindlich gegen eine freundliche Behandlung sind, und glaube auch, daß man ihnen oft trauen kann, obschon man dabei große Gefahr läuft."

„Haben sie sich je dankbar erwiesen?"

„Ja. Wenn ich z. B. Wild für sie schoß, folgten sie mir, um mir die Wasserteiche zu zeigen, ohne die wir schwer gelitten haben, wo nicht gar zu Grund gegangen seyn würden. Da vorhin von den Löwen die Rede war, — es ist eine altherkömmliche Meinung, daß der Schakal der Lieferant des Löwen sey; mit weit mehr Recht läßt sich jedoch behaupten, der Löwe sey der Lieferant des Buschmanns."

„Wirklich?"

„Ich fragte einmal einen Buschmann, wie er sich fortbringe und seine Antwort lautete: ‚ich lebe von den Löwen.' Ich ersuchte ihn, mir dies zu erklären, worauf er erwiederte: ‚ich will zeigen, was ich thue. Ich lasse die Löwen dem Wild folgen — sie tödten es und essen davon, bis sie ihre Magen gefüllt haben. Dann gehe ich nach der Stelle hinauf, wo der Löwe bei dem Gerippe sitzt, und mache mich ganz in seine Nähe, indem ich rufe: was hast du da — kannst du nichts für mich übrig lassen? Geh' und gönne mir auch etwas Fleisch, oder ich thue dir etwas an. Dann tanze ich, springe umher und schüttle meinen Fellanzug; der Löwe sieht nach mir hin, wendet sich um und geht — freilich knurrt er sehr viel, bleibt aber dennoch nicht und ich esse dann das Uebrige.'"

„Und dies sollte wahr seyn?"

„Ich glaube, ja, denn ich habe es auch von vielen Anderen bestätigen hören. Die Sache verhält sich nämlich so, daß der Löwe nur gefährlich ist, wenn er Hunger hat — den Angriff zähle ich natürlich nicht hieher — und hat er, wie der Buschmann sagte, genug gefressen, so wünscht er wahrscheinlich nach seinem Mahle durch die Anwesenheit und das Geschrei der Buschmänner nicht gestört zu werden, sondern zieht sich nach einem andern Platz zurück. Ich vernahm, daß ganz kurze Zeit nachher der Buschmann, welcher

mir, die eben mitgetheilte Geschichte erzählte, von einer Löwin getödtet wurde, als er in seiner gewohnten Weise versuchte, sie durch Schreien von ihrem Raube zu vertreiben. Er hatte nämlich nur bemerkt, daß eine Löwin an einem wilden Pferde zehrte, nicht aber, daß sie ihre Jungen bei sich hatte; als er daher auf sie zuging und schrie, brüllte sie wild, sprang, ehe er Zeit zum Rückzug hatte, auf ihn zu und riß ihn in Stücke."

„Der Mensch gehört also nicht eigentlich in die hohe Jagd des Löwen, obschon er ihn tödtet?"

„In der Regel nicht; aber die Nemaqua-Leute sagten mir, wenn er einmal Vorliebe für Menschenfleisch fasse — und dies geschehe dann, wenn er im Hunger schon einen oder zwei verzehrt habe — so werde er doppelt gefährlich; er verachte fortan alles andere Wild und mache nur auf den Menschen Jagd. Ob diese Angabe wahr ist, kann ich nicht verbürgen, obschon sie viel für sich zu haben scheint."

„Wenn hier ein Analogieschluß Anwendung finden kann, so muß es wohl der Fall seyn," entgegnete der Major. „Es ist eine bekannte Thatsache, daß die bengalischen Tiger in Indien Menschenfleisch, sobald sie es einmal gekostet haben, jedem anderen vorziehen; auch sind diese Bestien den Eingeborenen wohl bekannt und werden von denselben Menschenfresser genannt. So sonderbar es auch klingen mag — das Menschenfleisch scheint ihnen nicht gesund zu seyn, denn wenn sie sich einmal ausschließlich auf diese Kost verlegt haben, werden ihre Häute schäbig. Ich habe einmal von dem Rücken eines Elephanten herunter einen Menschenfresser geschossen und gefunden, daß die Haut nicht die Mühe des Abziehens verlohnte."

„Die Nemaquas sagten mir," erwiederte Swinton, „wenn der Löwe einmal in das Menschenfleisch verliebt sey, so vergesse er, wenn sich's darum handle, diese Speise zu erhalten, seine gewöhnliche Vorsicht ganz und gar und springe durch ein Feuer nach seiner Beute hin. Ich besuchte einmal einen Nemaqua-Häuptling, der von einem derartigen Löwen — einem Menschenfresser, wie ihn der Major nennt —

schwer verwundet worden war, und er erzählte mir den schrecklichen Vorgang, der allerdings bekräftigt, was jene Leute von dem Löwen, der einmal eine Vorliebe für Menschenfleisch gefaßt habe, behaupten.

„Der Häuptling theilte mir mit, er sey mit e nem Haufen seiner Leute auf die Jagd ausgezogen; sie hatten Gewehre, Hassagaien, Bogen und Pfeile bei sich. Am ersten Tage trafen sie, als sie eben einen Elephanten verfolgten, auf einige Löwen, von denen sie angegriffen wurden; sie mußten, um ihr Leben zu retten, ein Pferd preisgegeben, das von den Bestien verzehrt wurde. Dann suchten sie sich Verstecke in dichtem Gebüsch bei einem Teiche, wo, wie sie wohl wußten, die Elephanten und Nashörner ihren Durst zu stillen pflegten.

„Als sie eben auf ein Nashorn feuerten, sprang ein Löwe in ihr Gehäge, nahm einen von den Männern auf und führte ihn mit sich fort; sie konnten am anderen Tage nichts mehr von ihm finden, als einen einzigen Fußknochen. In der nächsten Nacht, als sie in ihrem Buschhag bei einem Feuer saßen, kam wieder ein Löwe, packte einen der Leute, schleppte ihn durchs Feuer und riß ihm ein Stück aus dem Rücken. Einer aus dem Haufen gab Feuer, ohne jedoch zu treffen; der Löwe ließ nun sein sterbendes Opfer fallen und brüllte durch das Feuer nach den Männern hin, so daß sie es nicht wagten, den Schuß zu wiederholen. Er nahm sodann seine Beute wieder auf und ging damit von dannen.

„Durch diese Unglücksfälle erschreckt, sammelten sich die Nemaquas in einen einzigen starken Vorhau und schickten Abends einen der Sklaven nach Wasser aus. Er hatte kaum den Teich erreicht, als er von einem Löwen ergriffen wurde. Sein Hülferuf war vergeblich; er wurde fortgeschleppt durch die Wälder, und am andern Tage fand man nur seinen Schädel, der durch die rauhe Zunge des Löwen glatt geleckt war.

„Nachdem also auf diese Weise in drei Tagen drei Menschenleben verloren gegangen waren, zog der Häuptling mit allen seinen

Leuten auf die Jagd, um nur noch Löwen zu erlegen. Sie verfolgten die Spur des einen, welcher den Sklaven fortgeschleppt hatte, und fanden bald zwei Löwen, von denen sie den kleinsten tödteten. Nachdem sie sodann ihr Frühstück eingenommen hatten, zogen sie dem andern nach, in welchem sie denjenigen erkannten, der mit dem Manne davon gegangen war.

„Sie folgten der Bestie nach einem mit Schilf bewachsenen Platze, wo sie sich verschanzt hatte. Das Schilf wurde sofort angezündet und der Löwe herausgetrieben. Er erhielt bei dieser Gelegenheit eine schwere Schußwunde und schien sich eben flüchten zu wollen, als er plötzlich wieder umkehrte und unter lautem Gebrüll durch den Rauch und das brennende Schilf schoß. Das Ungeheuer brach unter die Jäger und packte den Bruder des Häuptlings am Rücken; im Nu waren dessen Rippen herausgerissen und die Lunge blos gelegt.

„Der Häuptling eilte seinem sterbenden Bruder zu Hülfe, aber sein Gewehr versagte. Er warf es deshalb weg und packte in seiner Verzweiflung den Löwen am Schwanz. Der Löwe ließ sein anderes Opfer los und wandte sich gegen den Häuptling, dem er mit einem Schlage seiner Vordertatze ein großes Stück Fleisch aus dem Arme schlug; dann führte er einen zweiten Streich und streckte ihn zu Boden. Der Häuptling stand augenblicklich wieder auf; aber der Löwe packte ihn jetzt am Knie, warf ihn wieder nieder, hielt ihn fest und verstümmelte ihm den linken Arm.

„Zerfleischt und blutend rief der Häuptling mit schwacher Stimme seinen Leuten zu, sie sollten das Thier von hinten erschießen, was denn auch zuletzt geschah, indem man dem Löwen eine Kugel durch das Gehirn jagte. Da auf dieser unglückseligen Jagd in vier Tagen jeder Tag ein Menschenleben gekostet hatte, so wurde sie aufgegeben, der Bruder des Häuptlings beerdigt, und die Jäger zogen nach Hause, ihren verwundeten Häuptling mit sich fortnehmend."

„Dies ist in der That das schrecklichste Löwenabenteuer, von dem

ich je gehört habe," sagte der Major; „der Himmel bewahre uns vor einem Menschenfresser-Löwen."

„Es hat mir fast den Athem benommen," entgegnete Alexander.

„Ich will euch jetzt ein anderes Abenteuer erzählen, das in seinen Resultaten nicht so verhängnißvoll war — ich habe es aus dem Munde eines Buschmanns," sagte Swinton. „Ein Buschmann verfolgte eine Zebraheerde, und es war ihm eben gelungen, eines der Thiere mit seinem Pfeile zu verwunden, als er die Entdeckung machte, daß ein Löwe mit ihm auf dasselbe Wild Jagd machte. Letzterer schien es sehr übel zu nehmen, daß ein Unbefugter sich gegen seine oberherrlichen Jagdgerechtsame verging, und war augenscheinlich geneigt, den Buschmann als Wilddieb zu züchtigen, als dieser noch zu rechter Zeit einen Baum entdeckte, an welchem er hurtig hinankletterte. Der Löwe ließ die Zebraheerde ziehen und schenkte dem Frevler seine volle Aufmerksamkeit. Er ging um den Baum herum und brüllte hin und wieder, während er nach dem Buschmann in die Höhe sah.

Endlich legte er sich unter dem Baume nieder und hielt daselbst die ganze Nacht durch Wache. Der Buschmann that das Gleiche, wurde aber doch, da er sich sehr müde fühlte, vom Schlafe überwältigt und fing an zu träumen. Und was denkt Ihr wohl von dem Gegenstande seines Traumes? Er meinte, von dem Baume in den Rachen des Löwen herunterzufallen. Entsetzt fuhr er zusammen, verlor darüber seinen Halt und fiel von dem Aste herab mit seinem vollen Gewichte auf den Rücken des Löwen. Ueber diese unerwartete Begrüßung sprang das Thier mit lautem Gebrüll auf, schüttelte den Buschmann ab und lief davon, so schnell es konnte; der Buschmann dagegen half sich, sobald er seine Besinnung wieder gewonnen hatte, auf die Beine und ergriff in einer anderen Richtung die Flucht. So waren denn die Schläfer wach und der Traum zur Wahrheit geworden."

„Die Belagerer wie die Belagerten zogen sich zurück und räumten

das Fort zu gleicher Zeit," rief der Major lachend. „Nun ich denke, Ihr habt jetzt genug von den Löwen gehört," sagte Swinton. „Wenn Ihr so wollt, so war dies schon in der letzten Nacht der Fall. Nur sind Eure Löwen nicht ganz so nah, wie jener."

Fünfzehntes Kapitel.

Die Kaffern und Hottentoten hatten die größte Mühe, das Vieh zu sammeln, und kehrten erst Abends mit demselben zurück. Zwei oder drei Ochsen wurden erst spät in der Nacht eingebracht — so sehr hatte die Nähe des Löwen die Thiere verschüchtert. Als es schon zu spät war, um an einen Aufbruch zu denken, zogen unsere Reisenden mit ihren Gewehren aus, um sich ein wenig Unterhaltung zu machen. Omrah und Begum waren gleichfalls von der Partie, denn letztere folgte stets ihrem Gebieter, wenn sie nicht angebunden war. Zuerst begaben sie sich nach der Anhöhe, von welcher aus sie den schönen Anblick auf das mit Elephanten bedeckte Thal gehabt hatten, und dann nach der Stelle, wo der männliche Elephant gefallen war. Dort fanden sie, daß die Kaffern, die Wölfe und Geier das Fleisch rein abgenagt hatten, so daß nur noch das bloße Skelett da lag und zwar so schön, daß man es für jedes Museum hätte brauchen können.

Da sie übrigens für so gewichtige Artikel keinen Platz in ihren Wagen hatten, so zogen sie weiter, nachdem zuvor Swintom einige Bemerkungen über den Bau des Thieres gemacht hatte. Begum wollte sich dem Skelett nicht nähern, sondern schien sich davor zu fürchten. Sie begaben sich sodann nach dem Fels, der ihnen Schutz gegen die Elephantenheerde geboten hatte, und während sie noch

unten standen, wurden sie plötzlich von einem lauten Getöse und dem Geschrei „Quah, quah“ über ihren Köpfen begrüßt.

Sobald Begum dieß hörte, lief sie mit allen Zeichen von Angst auf den Major zu, und hielt sich an dessen lederner Beinbekleidung fest.

„Was war dies?“ fragte Alexander. „Ich sehe nichts.“

„Es ist ein Rudel von Pavianen,“ versetzte der Major. „Dort sind sie — seht Ihr nicht ihre Köpfe über dem Felsen?“

„Sie sollen ein bischen mehr zeigen, daß wir einen Schuß nach ihnen thun können,“ erwiederte Alexander, indem er den Hahn seines Gewehrs spannte.

„So lieb Euch Euer Leben ist, unterlaßt dies,“ rief Swinton. „Ihr müßt sie nicht aufbringen, denn wenn sie zahlreich sind, werdet Ihr geschunden und in Stücke gerissen. Ihr habt gar keinen Begriff, wie stark und wild diese Geschöpfe sind. Schaut nur darnach hin — sie kommen allmählig herunter — wir werden gut thun, wenn wir uns aus dem Staube machen.“

„Ich bin gleichfalls dieser Ansicht, denn sie geberden sich sehr zornig,“ sagte der Major. „Sie haben Begum gesehen und meinen, wir hätten ein Stück von ihrer Heerde in unsrem Besitz. Gebt ja nicht Feuer, Wilmot, es sey denn, daß Ihr Euch für Euer Leben wehren müßtet, denn wir sind unsrer zu Wenige, um sie einzuschüchtern. Da kommen sie — wenigstens hundert an der Zahl. Wir wollen langsam weiter gehen — mit Laufen wird nichts ausgerichtet, denn dann machen sie mit einem Male Jagd auf uns.“

Die Paviane, von denen einige riesenhaft groß waren, kamen jetzt grunzend, grinsend und von Stein zu Stein springend von dem Felsen herunter. Sie streckten die Mäuler vor, schüttelten ihre Köpfe, zogen ihre Stirnhaut zurück und zeigten ihre furchtbaren Hauer, wobei sie immer näher kamen und jeden Augenblick anzugreifen drohten. Einige von den größten Männchen waren so weit

vorgerückt, daß sie nach Omrah griffen. Was Begum betraf, so hielt sie sich hinter dem Major und verbarg sich so viel wie möglich. Endlich war ein Paar so nahe gekommen, daß sie der Major, als sie sich auf ihre Hinterbeine erhoben, mit seiner Büchse abwehren mußte.

„Wenn sie zu nahe kommen, so richtet Eure Gewehrläufe auf sie," sagte Swinton; „aber ich bitte, schießt nicht. Wenn wir nur diesen felsigen Grund im Rücken hätten und in der Ebene unten wären, so könnten wir sie wahrscheinlich los werden."

Der Grund, auf welchem sie sich befanden, gehörte noch zu der felsigen Anhöhe, auf welchen sie sich Tags zuvor gegen die Elephanten geschützt hatten, und etwa fünf und zwanzig Schritte von ihnen befand sich eine vier Fuß hohe Felswand, die sich an die Ebene anschloß. Sie wehrten, rücklings gehend, die Thiere so gut wie möglich ab und hatten etwa die Hälfte des vorgedachten Weges zurückgelegt, als einige Paviane von der andern Seite des Felsens herkamen, um unsren Abenteurern den Rückzug abzuschneiden: sie hatten es augenscheinlich darauf abgesehen, sich der Begum zu bemächtigen, welche sie für eine Gefangene hielten, die zu ihrer Heerde gehörte.

Ihre Lage wurde nun bedenklicher, denn der ganze Haufe schloß sich den vordersten an, und ihr zorniges Geschrei steigerte sich mit jedem Augenblicke.

„Ich glaube wahrhaftig, daß wir Feuer geben müssen," sagte der Major.

Aber in dem gleichen Augenblicke ließ sich ein tiefes hohles Geheul und unmittelbar darauf das Brüllen eines Thieres vernehmen, das sich in nicht großer Entfernung zu befinden schien. Bei diesem Tone machten die Paviane Halt und lauschten stumm. Das Geheul und das Brüllen wiederholte sich. Nun stieß ein Pavian auf dem Felsen einen Schrei aus, worauf alle sich umdrehten und die Flucht ergriffen — sehr zur Freude unserer Rei-

senden, welche die eigenthümliche Schwierigkeit und Gefahr ihrer Lage wohl begriffen.

„Welches Thier hat sie wohl so eingeschüchtert, daß sie Reißaus nahmen?“ fragte der Major.

„Es war das Brüllen eines Leoparden,“ versetzte Swinton. „Wir müssen auf der Hut seyn, da er wahrscheinlich ganz in der Nähe ist. Der Leopard ist der gefürchtetste Feind der Paviane. Aber wo haben wir Omrah?“

Sie schauten umher, ohne des Knaben ansichtig werden zu können; endlich aber zeigte sich sein Kopf über der vorerwähnten Felswand. Er sprang sodann herauf und begann Possen zu treiben, indem er die Paviane, wie sie sich zum Angriff rüsteten, nachmachte.

Während sie noch über ihn lachten, machte er mit einemmale Halt, führte die Hände nach seinem Mund und ließ dasselbe Geheul und Gebrüll vernehmen, wie sie es vorhin gehört hatten. Dann lief er nach Weise der Paviane davon.

„So war es also der Buschmann, der uns die Bestien vom Halse geschafft hat — er ist ein gescheidter kleiner Kerl.“

„Und ich weiß nicht, ob er uns nicht vielleicht das Leben rettete,“ versetzte Swinton. „Doch er ist so zu sagen unter ihnen aufgewachsen und kennt ihre Gewohnheiten. Hätte er sich, ehe er den Leopard nachahmte, nicht unter den Felsen verborgen, so wäre seine List fruchtlos gewesen, da sie sich nichts daraus gemacht haben würden, wenn sie hörten, das Geheul gehe von ihm aus. Ich bewundere die Geistesgegenwart des Knaben.“

„Es kam mir einmal vor, daß die Paviane glaubten, Omrah sey einer der Ihrigen. Habt Ihr nicht gesehen, wie sie nach ihm langten?“

„Es wäre nicht das erste Mal, daß diese Thiere einen Knaben entführt hätten,“ sagte Swintom. „Ich sah einen zu Leteku, welcher von Pavianen geraubt wurde und zwei Jahren unter ihnen lebte.“

„Und wie behandelten sie ihn?“

„Sehr gut — nur hielten sie ihn in der Gefangenschaft. Als sie fanden, daß er ihre grobe Kost nicht essen konnte, brachten sie ihm andere Dinge; auch erlaubten sie ihm stets, zuerst aus dem Teiche zu trinken.“

„Dies ist eine Huldigung, die sie unsrer Ueberlegenheit erweisen. Der Geier hole ihr Quah — es wird mir eine Woche lang in den Ohren nachklingen. Und welche schrecklich große Hauer sie haben.“

„Ja, ihre Schneidezähne sind sehr groß. Wenn sie in großer Anzahl beisammen sind, werden sie oft über den Leoparden Herr; verliert sich aber einer von der Heerde, so hat er natürlich einem solchen Feinde gegenüber keine Aussicht. Begum schien nicht geneigt zu seyn, die verwandtschaftlichen Beziehungen zu erneuern.“

„Kein Affe thut dies, wenn er einmal unter den Menschen gelebt hat. Ueberhaupt frägt sich's sehr, ob sie Begum, im Falle sie sich ihrer hätten bemächtigen können, nicht augenblicklich in Stücke gerissen oder in anderer Weise zu todt gequält haben würden.“

„Jedenfalls seyd Ihr für Euer Wohlwollen gegen den armen kleinen Buschmann belohnt worden, Swinton, und auch wir haben davon Nutzen gezogen,“ bemerkte Alexander. „Doch da kommen einige der Ochsen; ich hoffe, wir werden im Stande seyn, am Montag früh wieder aufzubrechen. Die eingeborenen Kaffern sagen, die Wagen können nicht viel weiter vordringen.“

„Nein, nicht viel weiter, als bis an die Ufer des Umtataflusses; von dort aus habt Ihr übrigens nicht mehr weit bis zu dem Orte Eurer Bestimmung. Ich glaube, Daka ist der Name des Häuptlings.“

„Ja, so heißt er, und wenn ich mit meiner Vermuthung Recht habe, so muß er Geschwisterkindskind zu mir seyn. Wenn ich mich in diesem wilden Lande sehe, klingt es doch sonderbar, daß ich in einer Entfernung von acht Stunden einen Blutsverwandten haben soll, der zu den Eingeborenen gehört.“

„Nun, wir werden bald der Wahrheit auf den Grund kommen,

versetzte der Major. „Indeß muß ich sagen, daß Ihr Euch einen weiten Weg bemüht habt, wenn's Euch blos um einen Morgenbesuch zu thun ist.“

„Ich bin gekommen, um über eine Sache Ueberzeugung einzuholen, die, wenn sie sich erwahren sollte, nichts weniger, als eine Quelle der Freude seyn kann, sofern ich aus dem, was ich von dem Lande und seinen Einwohnern gesehen habe, einen Schluß ziehen darf. Ich hoffe nur, der Thatbestand möge sich anders verhalten, als wir vermuthen, obschon ich fürchte, daß hiezu wenig Aussicht vorhanden ist.“

„Komme, was da will,“ bemerkte Swinton; „jedenfalls könnt Ihr Euch das Zeugniß geben, daß Ihr Eure Pflicht gethan habt.“

Als sie bei den Wagen anlangten, fanden sie, daß alles Vieh beisammen war. Die Nacht über vermehrten sie die Anzahl ihrer Feuer und banden die Ochsen an den Wagen fest, damit sie sich nicht wieder zerstreuten, wenn der Löwe zurückkehrte. Letzteres geschah übrigens nicht, und die Nacht entschwand ohne Störung. Da der folgende Tag ein Sonntag war, so wurden die Hottentoten versammelt und erhielten die Weisung, sich nicht aus dem Lager zu entfernen, sintemal von ihnen erwartet werde, daß sie beim Gebet und Gottesdienste sich einfänden. Da ferner von keinem Jagdzuge die Rede war, so blieben auch die Kaffernkrieger bei der Karavane, während die eingebornen Kaffern sich mit ihren Milchkörben und anderen Artikeln einfanden, um sie zu verkaufen oder auszutauschen. Vor dem Mittagessen läutete Bremen die Glocke, welche sie von dem Kap mitgebracht hatten, damit sie einem allenfalls Verirrten als Führer nach dem Lager diene, und die Hottentoten versammelten sich. Es wurden nun die Gebete und ein Abschnitt aus der Bibel vorgelesen.

Die Kaffernkrieger, welchen man bedeutet hatte, daß die weißen Männer zu ihrem Gotte beteten, benahmen sich stumm und auf=

merksam, obgleich sie nicht verstehen konnten, was gesprochen wurde; auch die eingebornen Kaffern, Männer, Weiber und Kinder, setzten sich in der Nähe nieder und hörten zu. Sobald der Gottesdienst vorüber war, bat der Führer der Kaffernkrieger den Dolmetscher, er möchte unsre Reisenden fragen, warum sie die Glocke geläutet hätten — ob es in der Absicht geschehen sey, um ihren Gott wissen zu lassen, daß sie beten wollten, und ob er auch höre, was sie sagten.

Swinton versetzte, ihr Gott vernähme Alles, was sie sprächen, und höre auf die Gebete derjenigen, die ihm vertrauten.

Die Kaffern stellten noch viele andere Fragen, die Mr. Swinton mit großer Vorsicht behandelte, da er fürchtete, er möchte sonst nicht verstanden werden; sie begriffen ihn übrigens wohl, wie sich aus den Fragen herausstellte, die sie an seine Erklärungen knüpften. Ein großer Theil des Nachmittags wurde in dieser belehrenden Weise verbracht, und unsere Reisenden fühlten sich überzeugt, daß sie durch die Feier des Sabbaths in diesem wilden Lande ein gutes Beispiel gegeben hatten. Swinton bemerkte ganz richtig:

„Die Missionäre kommen ins Land, um das Evangelium von Jesus Christus zu verbreiten; sie sagen den Eingebornen, dies sey die Religion und der Glaube der weißen Männer und so lauteten ihre Lehrsätze. Nun kommen die Weißen bald als Händler, bald als Reisende ins Land, und wenn die Eingebornen, wie es so häufig der Fall ist, finden müssen, daß die weißen Männer, welche den Behauptungen der Missionäre zufolge denselben Glauben haben, nicht nur keine Spur davon zeigen, sondern sich sogar derjenigen Sünden schuldig machen, die durch die gepredigte Religion ausdrücklich verboten werden — muß dadurch nicht die Wirksamkeit der Missionäre beinahe gänzlich zerstört werden?

„Ich habe mir oft Gedanken gemacht, das Benehmen der holländischen Boern gegen die Eingebornen müsse eine derartige Wirkung geübt haben, denn man darf wohl sagen, daß die Kolonie

ganz auf das Gegentheil von dem Grundsatze gebaut wurde, welcher lehrt: „thue Andern, wie Du wünschest, daß Dir geschehe." Ich glaube, noch nie fand, in was immer für einem Theile der Welt ein Verkehr zwischen Namenchristen und Wilden Statt, ohne daß letztere den ersteren mit Recht den Vorwurf machen konnten, sie predigten das Eine und thäten das Andere. Leider ist dieß nur zu wahr. Sogar Diejenigen, welche ihre Heimath um religiöser Verfolgungen willen verlassen hatten, sind in denselben Irrthum verfallen. Die Puritaner, welche zu Salem landeten, waren gegen die Indianer so barbarisch, wie Pizarro und sein Anhang gegen die Peruaner. In beiden Fällen wurden die armen Eingebornen zu Tode gehetzt."

Am Montag brachen sie mit dem Tageslichte auf und setzten ihre Reise fort, ohne übrigens rasch vorwärts zu kommen, weil man die Wagen in einem weglosen Lande, in welchem Schluchten und Gebirge mit einander abwechselten, nicht gut weiter schaffen konnte. Der zweite Tag war noch schwieriger; sie mußten Bäume fällen, Löcher ausfüllen und große Felsstücke beseitigen; aber trotz aller Vorsicht geriethen doch die Wagen oft in Unordnung und man mußte Halt machen, um Ausbesserungen vorzunehmen.

Am Abend waren sie noch ungefähr vier Stunden von dem Umtata-Flusse entfernt, und die Berichte der Landeseingeborenen machten es zweifelhaft, ob sie mit ihren Wagen bis an das Ufer desselben kommen konnten. Auch erfuhren sie, daß die Amaguibi, die unter Quitu stehende Kriegernation, welche vom Norden heruntergekommen war, von zweien der eingebornen Stämme, denen einige Weiße mit Gewehren Beihülfe leisteten, angegriffen worden seyen; die Weißen hätten insgesammt den Tod gefunden und die feindliche Armee sey auf dem Marsche nach dem Süden begriffen.

Die eingebornen Kaffern geriethen hierüber in einen panischen Schrecken, der sich bald auch den Hottontotten mittheilte. Anfangs

murmelten sie an ihrem Feuer und brachen zuletzt in offene Meuterei aus. Der große Adam kam mit drei Anderen nach dem Feuer, an welchem unsere Reisenden saßen, und erklärte ihnen, daß man augenblicklich umkehren müsse, sintemal sie nicht Lust hätten, auch nur einen Schritt weiter zu gehen; wollten die Gentlemen durchaus vorwärts, so sollten sie es allein thun, denn die Hottentoten seien nicht geneigt, sich von den herankommenden Wilden ermorden zu lassen. Swinton konnte Holländisch sprechen und erwiederte, nachdem er sich zuvor mit Alexander und dem Major berathen hatte, es sey allerdings richtig, daß sich Quitus Armee im Norden befinde, aber die Kunde von der Niederlage der Kaffern und vom Vorrücken der Armee habe sich noch nicht bestätigt. Sie sey bloßes Gerücht und könne eben so gut falsch seyn; aber selbst wenn die Sache sich so verhalte, so folge daraus noch nicht, daß der Feind in die Richtung kommen müsse, welche sie selbst einzuschlagen gedächten. Zum Rückzug sey noch hinreichend Zeit, wenn sie sich von dem wahren Sachbestand überzeugt hätten, und dieß könne spätestens im Verlauf einiger Tage geschehen. Die Hottentoten wollten jedoch auf keine Vorstellungen hören, sondern erklärten, daß sie nicht geneigt seyen, weiter zu ziehen.

Inzwischen hatten sich alle übrigen Hottentoten den ersten Sprechern angeschlossen und stellten dieselbe Forderung, indem sie erklärten, daß sie keinen Schritt weiter ziehen wollten. Nur Bremen und Swanevelt setzten sich dagegen und versicherten, daß sie ihren Herren folgen würden, wohin diese sie zu führen geneigt wären. Alexander ließ nun den Dolmetscher und den Häuptling der Kaffernkrieger, die ihm Hinza mitgegeben hatte, kommen und letzteren fragen, ob er mit seinen Leuten geneigt sey, ihnen zu folgen. Der Kaffer antwortete bejahend: Hinza habe sie mit dem Schutz der Fremdlinge beauftragt, und sie könnten nicht zurückkehren und sagen, sie hätten ihre Pflegbefohlenen verlassen, weil in Feind in der Nähe gewesen sey. Wenn sie dies thäten, würde

Hinza sie alle tödten lassen; sie müßten deßhalb die Reisenden wohlbehalten zurückbringen, oder ihr Leben in Vertheidigung derselben verlieren.

„Gut also," sagte der Major; „jetzt können wir ohne diese memmenhaften Schurken auskommen, die doch zu nichts nütz sind, als zum Essen und Trinken. Wir wollen sie sammt und sonders abdanken, Bremen und Swanevelt ausgenommen."

„Ich bin mit Euch einverstanden, Major," versetzte Alexander. „Was haltet Ihr von der Sache, Swinton?"

„Ja, wir wollen sie abdanken, denn sie gerathen dadurch in eine köstliche Klemme. Natürlich läßt man ihnen keine Waffen und fordert sie auf, nach Hause zu gehen; da sie nun dieß nicht wagen werden, so müssen sie bleiben. Zuerst aber wollen wir uns ihrer Musketen bemächtigen, die sie um ihr Feuer her liegen haben; denn gutwillig werden sie die Waffen nicht ausfolgen wollen, und dann wären wir in einer schwierigen Lage. Ich will mich fortschleichen und Ihr besprecht Euch mit ihnen, bis ich zurückkehre. Wenn ich wieder komme, sind alle Gewehre in den Magazinen eingeschlossen."

Swinton erhob sich und der Major redete die Hottentoten folgendermaßen an: „Wohlan, ihr Bursche, da sind Bremen und Swanevelt, welche sich bereit erklärt haben, uns zu folgen; auch weigern sich die Kaffernkrieger nicht, ein Gleiches zu thun; Ihr aber, ein Häuflein von ungefähr zwanzig — Ihr wollt Euch sträuben? Nein, ich kann mir nicht denken, daß Ihr uns verlassen wollt, denn Ihr wißt, daß wir Euch gut behandelt und Euch reichlich Tabak gegeben haben; auch ist Euch nicht unbekannt, daß Euch Züchtigung bevorsteht, sobald Ihr nach dem Kap zurückkehrt. Warum seyd Ihr also so thöricht? Besinnt Euch — ich bin überzeugt, Ihr werdet Euch eines Besseren bedenken. Laßt mich einmal deutlich und klar Eure Gründe vernehmen, warum Ihr nicht mit

uns ziehen wollt; ich wünsche sie noch einmal zu vernehmen und jeder von Euch soll für sich sprechen."

Die Hottentoten begannen ohne Zögerung abermals die Gründe ihrer Weigerung vorzutragen und der Major gewann dadurch, daß er jeden einzeln sprechen ließ, die erforderliche Zeit. Ehe sie noch ausgeredet hatten, kam Swinton zurück und nahm seinen Sitz bei dem Feuer ein.

„Alles ist in Richtigkeit," sagte er. „Die Gewehre von Bremen und Swanevelt sind mit den übrigen eingeschlossen."

Unsere Reisenden hatten die ihrigen neben sich liegen. Die Kaffernkrieger, welche hinter den Hottentoten standen, waren mit ihren Hassagaien bewehrt, ihre Schilde aber hingen wie gewöhnlich an den Seiten der Wagen. Der Major ließ die Hottentoten ausreden und sagte sodann zu Wilmot:

„Jetzt können wir den Stiel umdrehen."

Alexander erhob sich nun mit dem Gewehre in der Hand, und der Major folgte mit Swinton seinem Beispiel. Dann erklärte ersterer den Hottentoten, daß sie ein Pack memmenhafter Schurken seyen, die man recht gut entbehren könne, da Bremen und Swanevelt, wie auch die Kaffernkrieger erklärt hätten, sie wollten bei ihnen aushalten. Wenn sie nun einmal nicht mitziehen wollten, so befehle er ihnen jetzt, das Lager augenblicklich zu verlassen, da er ihnen in Zukunft weder Nahrung noch sonst etwas reichen werde. „Also fort mit Euch — fort mit Euch Allen; und wenn Ihr Euch noch morgen früh in der Nähe des Lagers blicken laßt — ja, wenn sich auch nur ein Einziger untersteht, uns zu folgen, so werde ich den Kaffern Befehl ertheilen, den Ungehorsamen niederzustechen. Ihr seyd entlassen, und morgen brechen wir ohne Euch auf."

Alexander rief dann den Häuptling der Kaffernkrieger herbei und forderte denselben in Beiseyn der Hottentoten auf, seine Krieger anzuhalten, daß sie die Nacht über dem Vieh, den Pferden und Schafen besondere Aufmerksamkeit weihen und jeden niederstechen

sollten, der es versuchen sollte, ein Stück davon anzurühren. „Thut dieß augenblicklich," fügte Alexander gegen den Häuptling bei, der sich ohne Zögerung mit seinen Leuten besprach, worauf diese hingingen, um seine Befehle in Vollzug zu setzen.

Die Hottentoten, welche Alles dieß mitangehört hatten, zogen sich jetzt zu ihren Wagen zurück, waren aber nicht wenig bestürzt, als sie fanden, daß man ihre Gewehre bei Seite geschafft hatte, denn durch ihre Waffen und den Schießbedarf wäre es ihnen allein möglich gewesen, sich auf dem Rückweg Nahrung und Schutz zu sichern. Sie beriethen sich in gedämpfter Stimme, und als sie umschauten, bemerkten sie, daß unsere drei Reisenden das Feuer verlassen hatten und mit ihren Gewehren auf den Wagen Wache hielten, damit von Seiten der Hottentoten kein Versuch gemacht werden könne, die Vorräthe zu berauben. Außerdem hatte unmittelbar nach der Besprechung einem Befehle des Majors zufolge der Kaffernhäuptling zehn seiner Leute mit ihren Speeren neben den Wagen aufgestellt. Die Hottentoten sahen jetzt, daß sie außer Stande waren, etwas anzufangen.

Wie hätten sie auch ohne Mundvorrath, ohne Waffen und Munition einen Weg von so vielen Meilen zurücklegen können? Wie konnten sie leben, wenn sie an Ort und Stelle blieben? Als sie unsere Reisenden zur Rückkehr zwingen wollten, hatten sie den Umstand ganz übersehen, daß sich diese mit den Kaffernkriegern schützen konnten, und daß sie selbst durchaus nicht in der Lage waren, ihrem Ansinnen Nachdruck zu geben.

Nach langer Berathung thaten sie, was die Hottentoten in allen Fällen zu thun pflegen — sie legten sich bei dem Feuer nieder und schliefen ein. Sobald sich Swinton überzeugt hatte, daß sie wirklich schliefen, machte er seine beiden Freunden den Vorschlag, selbst auch zur Ruhe zu gehen und die Wache den Kaffern zu überlassen, was denn auch geschah; denn sie wußten wohl, daß ein Hottentote, wenn

er einmal eingeschlafen ist, sich nicht leicht wieder wecken läßt, selbst wenn sich's um Verrath, List und Beute handelt.

Kurz nach Tagesanbruch kam Bremen mit der Nachricht, er habe gefunden, daß die Wagen nicht weiter gehen könnten; er sey vorausgegangen und habe die Entdeckung gemacht, daß etwa eine Viertelstunde vor ihnen eine Schlucht liege, die nur mit Schwierigkeit dem Vieh Uebergang gestatte, den Wagen aber ein unbesiegbares Hinderniß in den Weg lege. Eine Stunde weiter unten habe er den Fluß sehen können; aber auch dieser sey so in Felsen eingebettet, daß an ein Weiterbringen der Wagen nicht zu denken sey.

Der Major machte sich augenblicklich mit Bremen auf den Weg, um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, und kehrte mit der Erklärung zurück, daß die Wagen nicht weiter geschafft werden könnten.

„Dann müssen wir Kriegsrath halten,“ sagte Swinton. „Ihr geht natürlich vorwärts, Wilmot; dieß ist ausgemacht. Wir müssen jetzt zu Pferde weiter, und es handelt sich nur noch um die Frage, welche Streitkraft wollt Ihr mitnehmen, und wen wollen wir als Wache bei den Wagen zurücklassen?“

„Ich denke, wir können auf die Kaffern bauen; meint Ihr nicht?“

„Allerdings; aber es wäre mir ungemein lieb, wenn die Hottentoten sich nicht empört hätten. Sie sind zwar in mancher Betracht feige Tröpfe, halten sich aber doch, wenn sie ihre Musketen in der Hand haben, wacker, und können die Eingeborenen zur Ordnung verweisen.“

„Der Inhalt unserer Wagen könnte den Kaffern zur Versuchung werden; bei den Hottentoten wäre dieß nicht zu befürchten, da ihnen blos darum zu thun ist, wohlbehalten zurückzukommen und ihren Lohn zu erhalten. Wir müssen sie also gegen einander ausspielen.“

„Da kommt das ganze Hottentoten-Gesindel heran,“ sagte der

Major. „Ich hoffe, sie haben im Sinne, sich zu unterwerfen, und es ist sehr wünschenswerth, daß dieß geschehe, ehe sie von der Nothwendigkeit, die Wagen hier zu lassen, unterrichtet sind.“

Die Vermuthung des Major erwies sich als richtig. Die Hottentoten hatten die Sache abermals besprochen und die Hülflosigkeit ihrer Lage eingesehen, weßhalb sie in Masse erschienen, um sich Verzeihung zu erbitten und gegen unsere Reisenden zu erklären, daß sie bereit wären, denselben überall hin zu folgen.

Alexander zögerte lange, ehe er eine Geneigtheit blicken ließ, sie wieder anzunehmen, und schien sich erst dann zu erweichen, nachdem sie Versprechungen über Versprechungen gemacht hatten. Swinton legte ein Fürwort für sie ein, und endlich erklärte Alexander, er wolle ihr meuterisches Betragen übersehen, wenn sie sich künftighin wohl verhielten. Nachdem die Sache in dieser befriedigenden Weise abgethan war, wurde die frühere Frage wieder aufgenommen.

„Ich fürchte, einer von Euch muß bei den Wagen bleiben, bemerkte Alexander — oder habt vielleicht Ihr beide Lust dazu? Ich habe kein Recht, von Euch zu verlangen, daß Ihr mich auf jede Wildgansjagd begleitet und Euch für nichts und wieder nichts in Gefahr setzt.“

„Es ist allerdings sehr nöthig, daß einer bei den Wagen bleibe,“ versetzte Swinton, „und ich halte den Major für die passendste Person, wenn er anders nichts dagegen einzuwenden hat. Das zurückbleibende Häuflein muß sich mit seinen Gewehren selbst verköstigen, und es wird mehr militärischen Taktes bedürfen, als ich besitze, um die geeigneten Anordnungen zu treffen und die Wagen zu vertheidigen. Ich will Euch begleiten, Wilmot, da ich besser Holländisch sprechen kann und der Dollmetscher nicht gut ohne mich fortkommen wird.“

„Wollt Ihr die Güte haben, in meiner Abwesenheit für die Wagen Sorge zu tragen, Major?“

„Es wird wohl das Beste seyn, obschon ich lieber mit Euch

gezogen wäre," versetzte der Major. „Ich denke, Ihr solltet dreißig Kaffern, Bremen und acht Hottentoten mit Euch nehmen. Mir überlaßt Ihr Swanevelt und die übrigen Hotten'oten."

„Ganz recht; wir wollen außerdem auch den Kaffernhäuptling an Euch abtreten."

„Nein, er muß mit dem größern Theil seines Trupps gehen und kann nicht wohl von ihm getrennt werden. Ich will einen passenden Platz für die Wagen aufsuchen und denselben mit einer regelmäßigen Stokade versehen. Das gibt hübsche Arbeit für die Hottentoten, und ich wette, man soll mir nichts anhaben können."

„Den jungen Buschmann kann ich Euch nicht lassen, Major," sagte Swinton, „denn da wir vier Pferde mitnehmen, so wünsche ich, daß Omrah eines derselben reite und uns bediene. Euch bleibt ja Euer Mahomed."

„Wenn Ihr wollt, könnt Ihr meinetwegen Begum das vierte Thier reiten lassen," versetzte der Major; „dann hat Jeder von euch seinen Reitknecht."

„Nein, nein es wäre Schade, Euch und sie zu trennen. Wir haben übrigens keine Zeit zu verlieren; denn wenn dieser große Häuptling und Krieger Quitu vorrückt, dürfen wir uns wohl auf einen Rückzug gefaßt halten, und je früher wir aufbrechen, desto früher sind wir wieder hier. Also aufgepackt!"

Sechzehntes Kapitel.

Alexander schickte nun zuerst nach den Hottentoten, verwies ihnen wiederholt ihr früheres Benehmen, und fragte sie sodann, wer freiwillig bereit sey, mit ihnen zu ziehen, da er sich vorgenom-

men habe, die Wagen mit Major Henderson zurückzulassen, und die kurze Strecke der Reise, welche noch zurückzulegen sey, zu Pferde zu machen.

Mehrere von den Hottentoten traten sogleich vor, während die Häupter der Meuterei zurückblieben. Alexander sah hierin den Beweis, daß die Freiwilligen von den Uebrigen beredet worden seyen und jetzt ihren Schritt bereuten. Er nahm daher sogleich ihre Diensterbietungen an und ließ ihnen ihre Musketen zurückgeben. Dann theilte er seine Absichten dem Kaffernhäuptlinge mit, der die erforderlichen dreißig Krieger auslas, und nach drei Stunden war Alles zur Abreise vorbereitet.

Die beiden Parteien hatten unter sich ausgemacht, daß sie sich im Falle einer Gefahr wo möglich nach dem neu errichteten Missionsposten Morley an der Seeküste zurückziehen sollten; andernfalls aber hatten die Wagen bis zu Alexanders Rückkehr an Ort und Stelle zu bleiben. Nachdem sie alles Nöthige in kleine Pakete gepackt hatten, welche von den Kaffern getragen werden konnten, sagten sie dem Major Lebewohl und brachen ohne weitere Beschwerung als die vorerwähnte auf; denn Alexander wollte sich nicht mit Gegenständen belasten, die bei einem raschen Vorschreiten oder, wenn es darauf ankam, bei einem schnellen Rückzuge hinderlich werden konnten.

Nach zwei Stunden gelangten sie durch beschwerliche Pässe an das Ufer des Umtata-Flußes, über den sie setzten. Bald nachher trafen sie auf einen Kaffernkraal, wo sie erfuhren, daß Daka, der Häuptling, den sie suchten, in einer Entfernung von nicht mehr als acht Stunden wohne; auch wurde es ihnen leicht, sich einen Führer zu verschaffen, der sie an Ort und Stelle geleitete.

Die Gerüchte von dem Vorrücken des Amaquibi-Heeres fanden hier volle Bestätigung, und die Eingebornen schickten sich an, den Kraal mit allem ihrem Vieh zu verlassen. Es hatte jedoch den Anschein, als ob die Armee vorderhand still liege; natürlich mußten

fichs die Krieger nach dem Siege, den sie über die Kaffern davon getragen hatten, wohl seyn lassen; denn da letztere von weißen Männern und ihren Gewehren unterstützt worden waren, so bildeten sich die Amaquibis ungemein viel auf ihren Heldenmuth ein und gedachten ihre Waffen nach dem Süden zu tragen, sobald ihr Häuptling Quitu sich einigermaßen von den in der letzten Schlacht empfangenen Wunden erholt hätte. In der That war auch der verwundete Zustand des Führers die Hauptursache warum das Heer nicht augenblicklich weiter nach dem Süden rückte.

Auf diese Nachricht hin nahmen die Reisenden ihre Wanderung an den Ufern des Umtata wieder auf und kamen durch ein wunderschönes Land; auch war der tiefe Strom voll von Flußochsen, die an den Ufern lagen oder sich im Wasser tummelten. Den Tag über konnten sie sich nicht damit aufhalten, eines dieser Thiere zu erlegen; indeß versprachen sie den Leuten, daß sie Abends, wenn sie ihr Nachtlager gewählt hätten, einen Versuch machen dürften. Gegen Sonnenuntergang machten sie auf einer Anhöhe neben dem Flußufer Halt, und die Hottentoten nebst einigen Kaffern erhielten jetzt die Weisung, hinabzugehen und einen Flußochsen zu jagen, da es räthlich erschien, den Mundvorrath so viel möglich zu sparen.

Noch vor Einbruch der Nacht hatten sie ein Thier erlegt und ans Ufer geholt. Sie schnitten sich nun das erforderliche Fleisch aus, und der Rest wurde von den eingebornen Kaffern geholt. Während unsere Reisenden sich noch an dem angezündeten Feuer labten, kam der Kaffernhäuptling zu dem Dolmetscher herauf und ließ durch denselben Alexander und Swinton ersuchen, sie möchten auf die Frage, woher sie kämen, nicht sagen, daß sie Hinzas Krieger seyen. Als man ihn nach dem Grund befragte, entgegnete er, Hinza habe die Tochter eines Häuptlings dieser Gegend geheirathet und sie nach einiger Zeit ihrem Vater wieder zurückgeschickt; dies habe zwischen den Stämmen böses Blut erzeugt, obgleich es nicht zum Kriege kam. Alexander und Swinton erkannten die Zweckmäßigkeit dieses

Rathes und entgegneten ihm, daß seinem Wunsche willfahrt werden solle; sie ließen sich darauf das Flußochsenfleisch noch weiter belieben und legten sich dann unter den weithin sich breitenden Zweigen eines großen Baumes zur Ruhe nieder.

Am nächsten Morgen brachen sie auf, und schon nach einer Stunde Wegs sagte ihnen der Führer, daß sie an dem Kraal Dakas, des Abkömmlings der Europäer, wären. Das Brüllen des Viehs und das Blöcken der Kälber lenkte sie bald nach dem Orte, und sie kamen in einen Kraal, der aus mehreren sehr armseligen Hütten bestand. Auf ihre Frage nach Daka deutete ein Weib nach einer unfern stehenden Hütte; sie stiegen daher ab, und als sie auf die Wohnung zugingen, kam ihnen der Häuptling entgegen. Swinton und Alexander reichten ihm die Hand, bezeugten ihre Freude, ihn zu sehen, und erklärten ihm, daß sie die weite Reise gemacht hätten, um ihm einen Besuch zu machen. Der Häuptling ließ jetzt eine Hütte für ihren Gebrauch räumen, und sie nahmen Besitz davon.

„Ihr könnt Euch gar nicht denken, Swinton," sagte Alexander, „wie sehr mich diese Zusammenkunft bereits aufgeregt hat."

„Doch, mein theurer Wilmot," versetzte Swinton, „und ich finde es ganz natürlich; denn allen Berichten zufolge ist er Euer Vetter, und obschon er durch seine Lebensweise zu den Kaffern gehört, so sind doch seine Züge auffallend europäisch."

„Ich habe dieß gleichfalls bemerkt und daraus die Ueberzeugung gewonnen, daß die Angabe richtig ist. Ich bin höchst begierig, ihn weiter zu befragen; — wir müssen den Dolmetscher rufen."

Der Häuptling trat bald nachher in die Hütte und nahm Platz. Der Dolmetscher wurde herbei beschieden und das Gespräch durch Daka begonnen, der — wie die meisten Kaffernhäuptlinge, wenn sie Geschenke zu erhalten hoffen, — sich für sehr arm aus-

gab: sein Vieh sterbe dahin und seine Kinder seyen ohne Milch. Unsere Reisenden ließen ihn einige Zeit in dieser Weise fortfahren und schickten dann nach einem Geschenke aus Glasperlen und Tabak, das sie ihm reichten. Sie begannen sodann ihre Nachforschungen und fragten ihn zuerst, warum er so nahe am Meere wohne.

„Weil das Meer meine Mutter ist," versetzte er. „Ich komme von dem Meere und das Meer nährt mich, wenn ich hungrig bin."

„In dieser Antwort spielt er augenscheinlich auf den Schiffbruch des Grosvenor an," bemerkte Swinton; „und aus den Fischgräten, die ich um den Kanal habe liegen sehen, möchte ich den Schluß ziehen, daß diese Kaffern sich von Fischen nähren, was bei den übrigen Stämmen nicht der Fall ist. Um deßwillen hat er wohl gesagt, seine Mutter nähre ihn."

„War Eure Mutter weiß?" fragte Alexander.

„Ja," versetzte Daka; „ihre Haut war weiß wie die Eurige, und ihr Haar wie das Eurige lang und schwarz; aber ehe sie starb, war es ganz weiß."

„Wie hat Eure Mutter geheißen?"

„Kuma," antwortete der Häuptling.

„Hattet ihr Brüder und Schwestern?"

„Ja, ich hatte — aber es ist nur noch eine einzige Schwester am Leben."

„Wie ist ihr Name?" fragte Swinton.

„Beß," entgegnete der Häuptling.

„Das trifft wieder zu," sagte Alexander. „Meine Tante hieß Elisabeth, — sie muß ihr Kind nach sich genannt haben."

„Wen heirathete Eure Mutter?"

Sie heirathete zuerst meinen Oheim, von dem sie keine Kinder hatte, dann aber meinen Vater. Beide waren Häuptlinge, wie ich ein Häuptling bin. Sie hatte fünf Kinder von meinem Vater."

Es fand nun ein langes Gespräch statt, dessen wesentlichen

Inhalt wir dem Leser in wenigen Worten mittheilen können. Von den Kindern der vermeintlichen Tante Alexanders entsprang ein zahlreiches Geschlecht, das europäisches Blut in seinen Adern trug und im Kafferlande wegen seines Muthes berühmt war. In den beharrlichen Kriegen wurde ihre Theilnahme begierig gesucht, weßhalb sie fast insgesammt umgekommen waren. Daka selbst stand wegen kriegerischen Heldenthaten in großem Rufe, war aber jetzt ein sehr alter Mann. Abends verabschiedete sich der Häuptling und ging nach seiner Hütte.

Sobald sie allein waren, sagte Alexander zu Swinton:

„Ich habe nun das Versprechen, das ich meinen würdigen Verwandten gab, in so weit erfüllt, daß ich diesen Abkömmling seines Kindes besuchte; aber was kann ich ferner thun? Ein alter Mann, wie er ist, wird schwerlich einwilligen, mit nach England zu gehen, und was seine Schwester Beß betrifft, so ist sie seiner Angabe nach eben so gebrechlich. Die übrigen Angehörigen der Familie sind zerstreut, und er selbst weiß nichts von ihnen; es wäre unmöglich sie zusammenzubringen, und wenn dies auch anginge, so könnte man sie doch nicht mitnehmen, da sie nicht fortgehen würden. Mein alter Onkel vergegenwärtigt sich seine Tochter, wie sie über ihre Gefangenschaft weint und sich darnach sehnt, ihrem Lande und ihren Verwandten zurückgegeben zu werden. Er wähnt, sie unterhalte noch immer europäische Gefühle und Sympathieen, durch die ihre Lage elend werde; ihre Kinder, meint er, seyen von ihr in denselben Ansichten erzogen und sehen mit Sehnsucht dem Tage ihrer Erlösung aus dem Zustande der Wildheit entgegen. Ich glaube, wenn er hier wäre und den alten Daka zu Gesicht bekäme, würde er sich bald aller derartigen romantischen Vorstellungen entschlagen.“

„Ich bin hierin ganz Eurer Ansicht; aber doch wird mir eine Sache sehr bedenklich, Alexander, — nämlich wenn dieser

Daka der Sohn Eurer Tante wäre, könnte er doch unmöglich so alt seyn. Wann ging der Grosvenor zu Grunde?"

„Im Jahre 1782."

„Und jetzt zählen wir 1829. Um die Zeit des Schiffbruchs war, Eurer eigenen Angabe zufolge, Eure Tante zehn oder zwölf Jahre alt; nehmen wir nun an, sie habe recht früh geheirathet, so könnte Daka doch nicht wohl mehr als acht und vierzig Jahre alt seyn. Nun betrachtet ihn einmal und sagt, ob dies möglich ist."

„Er sieht allerdings viel älter aus, aber wer kann die Jahre eines Wilden schätzen, der ein Leben beständiger Entbehrung geführt hat und so oft verwundet wurde, wie der narbenvolle Leib dieses Mannes zeigt? Wunden und Mangel sind wohl im Stande, einem Menschen früh ein altes Aussehen zu geben."

„Das ist sehr wahr; aber dennoch scheint er mir älter zu seyn, als mit den Zeitangaben übereinstimmen will."

„Ich glaube, der Umstand, daß seine Schwester den Namen Beß erhielt, dient als vollständige Bekräftigung."

„Ich möchte ihn eher für einen Nebenbeweis halten, Wilmot; aber was gedenkt Ihr jetzt zu thun?"

„Das weiß ich selbst kaum. Jedenfalls möchte ich noch einige Zeit in Dakas Gesellschaft seyn, um mehr Auskunft einzuholen. Auch habe ich im Sinne, ihm den Vorschlag zu machen, er solle uns nach den Ueberresten des Wracks begleiten, das er seine Mutter nennt. Ich möchte wohl einen Platz sehen, der durch jenes Unglück so bekannt wurde, und auch die Ueberreste des gescheiterten Schiffs wären mir interessant. Kurz, ich möchte meinem guten Onkel möglichst viel erzählen können, wie er überhaupt wünschen wird, ich möchte im Stande seyn, ihm in jeder Hinsicht Auskunft zu geben."

„Euer Plan gefällt mir und wir wollen dem Häuptling morgen früh den Vorschlag machen."

„Auch möchte ich seine Schwester Beß besuchen, — ja, dies

muß unter allen Umständen geschehen. Er sagt, sie sei viel jünger als er."

„Ja und deßhalb glaube ich, wie ich bereits bemerkte, daß sein Alter nicht mit unsern Anhaltspunkten zusammenstimme," entgegnete Swinton. „Doch wie Ihr sagt, Ihr müßt seine Schwester besuchen."

Daka hatte Alexander eine alte Kuh als Geschenk geschickt, — ein sehr gelegener Proviantzuwachs, da das Flußochsenfleisch aufgezehrt war. Am andern Tage machten sie ihm den Vorschlag, er möchte sie an die Stelle begleiten, wo der Grosvenor zu Grunde gegangen war.

Daka schien anfangs nicht zu begreifen, was sie wünschten, und ließ sie durch den Dolmetscher fragen, ob sie das Schiff meinten, das an der Seeküste gestrandet sey; er deutete dabei nach Osten. Als er hierauf eine bejahende Antwort erhielt, erbot er sich, denselben Nachmittag mit ihnen aufzubrechen, indem er zugleich bemerkte, der Platz sey ungefähr sechzehn Stunden entlegen und sie könnten erst am nächsten Tage daselbst anlangen.

Um Mittag traten sie ihren Zug an, kamen aber in dem unebenen, obgleich wunderschönen Lande nur langsam vorwärts, so daß sie bei einem Kraal, der ungefähr halb Wegs lag, für die Nacht Halt machen mußten. Am andern Tage wurden sie von Daka und einigen Kaffern, welche mitgingen, nach der Küste geführt. Es war eben Ebbe, und Daka deutete auf ein Riff, auf welchem noch die Kanonen, der Ballast und ein Theil von dem Kohlschwien eines Schiffes zu sehen waren — alles noch Ueberreste von dem unglücklichen Grosvenor.

Während die See über das Schiff hinspülte und bald diese Denkzeichen des Elendes bedeckte, bald wieder den Blicken enthüllte, blieben Alexander und Swinton eine Weile lautlos stehen. Endlich sagte Alexander:

„Swinton, ich weiß, Ihr habt die Geschichte dieses unglück-

lichen Schiffes gelesen, denn Ihr habt mir den gedruckten Bericht abverlangt. Welche Reihenfolge von Schreckensscenen beschwören nicht diese Ueberreste, welche nur um ihres massigen Gewichtes willen der Gewalt des Windes und der Wellen Trotz bieten konnten, in diesem Augenblicke vor meine Seele herauf. Ich meine zu sehen, wie das edle Schiff auf das Riff geschleudert wird, — ich höre den Schrei der Verzweiflung aus dem Munde der an Bord Befindlichen, — welche eine herzzerreißende Lage für die Weiber und Kinder — und dann das wunderbare Entkommen, das Landen an der Küste, wo ihnen nur noch größeres Unglück vorbehalten war. Seht Swinton, dies muß der Fels gewesen seyn, nach dem sie sich flüchteten und auf dem sie die ganze Nacht schaudernd zubrachten."

„Der Lage nach kann hierüber kein Zweifel obwalten," entgegnete Swinton.

„Ja, hier muß es gewesen seyn. Ich meine, sie Alle zu sehen, Männer, Weiber und hilflose Kinder. Halbgekleidet und im größten Jammer verlassen sie den Fels auf jenem einzigen Pfade und treten ihre wahnsinnige, gefahrvolle Reise an. Die Partieen zerstreuen sich — denkt Euch ihre Gefahren, ihren Hunger, ihre Kämpfe mit den Eingebornen, ihre Leiden durch Hitze und Durst — denkt Euch, wie einer nach dem andern niedersinkt in die willkommenen Arme des Todes, oder diejenigen, welche nicht nachkommen können, von den Wölfen und Hyänen in Stücke zerrissen werden. Oh, wie viel glücklicher waren diejenigen, welche das Ufer nie erreichten!"

„Ja, in der That," versetzte Swinton. „Mit Ausnahme der Acht, welche das Kap erreichten und der Fünf, welche nach Dakas Aussage gerettet wurden, müssen alle übrigen in der schrecklichsten Weise zu Grunde gegangen seyn."

Alexander vertiefte sich eine Weile in tiefes Nachdenken; endlich aber wandte er sich an Daka und fragte ihn, indem er zugleich nach dem Ueberrest des Wrackes hindeutete:

„Und dieß ist also Eure Mutter?„

Daka sah ihn an und schüttelte den Kopf.

„Nein, dieß ist nicht meine Mutter,“ versetzte er. „Meine Mutter ist dort unten.“ Er deutete dabei nach Norden.

„Was meint er damit, Swinton? Er sagt, dies sey nicht seine Mutter.“

„Laßt mich mit ihm sprechen, Wilmot, denn Ihr seyd zu aufgeregt,“ entgegnete Swinton.

„Ist nicht dies das Schiff, in welchem Eure Mutter strandete?“ fragte Swinton durch den Dolmetscher.

„Nein,“ antwortete Daka, „das Schiff meiner Mutter kam in dem kleinen Fluß dort außen ans Land. Ich war ein Knabe, als dieses große Schiff strandete, und holte mir einiges Eisen davon, um Hassagaien zu machen.“

„Barmherziger Himmel, wie fühle ich mich von Freude erfüllt! Ich hoffe, es ist wahr, was er sagt.“

„Ich zweifle nicht daran, Wilmot, denn sagte ich's nicht vorher, daß er zu alt sey, um Euer Vetter seyn zu können?“ entgegnete Swinton. „Doch laßt mich weiter fragen.“

Unsere Leser können sich denken, mit welcher Ungeduld Wilmot darauf harrte, bis Swintons Fragen beantwortet waren. Aus den Angaben des Häuptlings erhellte, daß Daka's Mutter an der Mündung des Lauwenbas, eines kleinen Flusses, strandete, der etwa eine Stunde östlich von dem Semsubu liegt. Ein alter Kaffer, der mit Daka heruntergekommen war, ertheilte jetzt umständlichen Bericht über den Schiffbruch des Grosvenor und bestätigte sämmtliche Angaben des Häuptlings.

„Ist von den Leuten des Grosvenor Niemand im Lande geblieben?“ fragte Swinton.

„Nein,“ antwortete der alte Mann; „sie gingen alle nach dem Süden.“

„Habt Ihr gehört, was aus ihnen geworden ist?“

„Einige legten sich nieder und starben, Andere fochten mit den Eingebornen und wurden getödtet. Die Wölfe fraßen die Uebrigen, und nicht ein einziger Mensch ist übrig geblieben. Alle sind umgekommen.“

„Hat man nicht einige von den Weibern und Kindern gerettet und sie als Sklaven behalten?“

„Nein, keine; sie hatten kein Fleisch, keine Milch, und sie starben alle.“

Nach einigen andern Fragen gab der alte Mann, welcher anfangs nicht recht mit der Sprache herauswollte, an, er sey mit andern Kaffern der letzten Partie gefolgt und habe sie alle todt gesehen; sie seyen aller ihrer Kleider beraubt und die Todten von den Ueberlebenden begraben worden.

„Ein grausames Geschick, aber immerhin noch besser, als zu leben, wie sie hätten leben müssen,“ sagte Swinton.

„Ja, wahrlich,“ versetzte Alexander. „Ihr wißt nicht, Swinton, welche Last mir von der Seele genommen wurde und wie leicht mir's jetzt ums Herz ist, trotz dieses Berichtes über ihre Leiden. Mein armer Onkel — Gott gebe, daß ich ihn noch am Leben treffe und ihm diese bestimmte Kunde bringen könne, mit der Versicherung, daß er keine Enkel hat, die unter den Heiden leben und nichts von Gott wissen. Welch' ein Trost wird ihm diese Nachricht seyn, und wie ruhig kann er nun seinen Lebensabend verbringen! Ich danke Gott, daß meine Sendung einen so glücklichen Ausgang genommen hat. Wir können jetzt zurückkehren, Swinton, sobald es Euch beliebt. Wenn wir in Dakas Kraal ankommen, will ich die Angabe dieser Leute zu Papier bringen, und dann eilen wir zu dem Major zurück.“

„Und ich wette,“ sagte Swinton, als er wieder auf sein Pferd stieg, „Ihr macht dem alten Daka ein weit schöneres Geschenk, weil er bewiesen hat, daß er kein Verwandter von Euch ist, als wenn

er aufs Unumstößlichste dargethan hätte, er habe die Ehre, Euer nächster Vetter zu seyn."

„Ihr dürft überzeugt seyn, daß meine Dankbarkeit gegen ihn viel größer ist, als je meine Verwandtschaftsgefühle hätten seyn können. Es ist mir so leicht ums Herz, Swinton, und ich fühle mich gegen Gott zu so tiefem Danke verpflichtet, daß ich fast wieder absteigen und zum Gebete niederknieen möchte. Nun, jedenfalls geschieht es in dem Innersten meines Herzens."

Am folgenden Tage langten sie in Daka's Kraal an, wo Alexander die Aussagen des Häuptlings und der übrigen Kaffern aufs Sorgfältigste zu Papier brachte. Sie hatten jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß die Europäer, deren Abkömmlinge in dem Lande lebten, viele Jahre vor dem Verlust des Grosvenor in einem andern Schiffe verunglückt waren, während von den Leuten des Grosvenor sich nur die Wenigen, welche das Kap erreichten, gerettet hatten.

Nach Einholung dieser befriedigenden Beweisstücke machten sie Daka und den andern Kaffern ein schönes Geschenk und säumten nun nicht länger, nach den Wagen zurückzukehren. Auf dem Rückwege fanden sie, daß die Kaffern ihre Hütten verließen und ihr Vieh forttrieben, damit sie mit ihrem Eigenthum nicht in die Hände von Quitus Armee fallen möchten, die sich dem Vernehmen nach wieder in Bewegung gesetzt hatte und die Stämme vor sich her zerstreute. Da es unsern Wanderern nicht darum zu thun war, mit diesen wilden Eindringlingen in Berührung zu kommen, so hatten sie nach zwei Tagen über den Umtata gesetzt und wurden gegen Abend der Wagen ansichtig. Ein Jubelruf der Hottentoten und Kaffern verkündigte ihre Nähe. Der Ruf wurde erwiedert, und nach wenigen Minuten konnten sie dem Major die Hand reichen, der hoch erfreut war, sie wieder zu sehen.

„Ich habe Euch nicht sobald zurückerwartet," sagte der Major „und muß zugleich sehen, daß Ihr unbegleitet kommt. Vermuthlich wollte Eure Kaffernverwandschaft ihre Kraals nicht verlassen."

„Ihr sollt in Kurzem Alles erfahren, Major; vorderhand begnügt Euch mit der Kunde, daß wir nur gute Neuigkeiten mitbringen.“

„Das freut mich. Es ist übrigens gut, daß Ihr zurückgekommen seyd, denn ich habe schon jede Vorbereitung getroffen und würde den Rückzug angetreten haben, wenn ich Euch nicht nach einigen Tagen hier gesehen hätte. Die Eindringlinge stehen schon ziemlich nahe.“

„Wir wissen es,“ entgegnete Alexander, „und wenn sie erfahren, daß es hier wohlbeladene Wagen gibt, so wird die Hoffnung auf Beute ihre Schritte beschleunigen. Wir dürfen daher nicht länger zögern, sondern wollen morgen aufbrechen. Ueber unsere Route können wir uns unterwegs verständigen; die Hauptsache ist, daß wir aus diesem Landestheile fortkommen.“

„Recht so. Die Ochsen sind in bester Ordnung und man kann ihnen schon einen langen Tagmarsch zumuthen; auch kennen wir jedenfalls für einige Tagmärsche unser Terrain. Doch kommt jetzt in meine Festung, steigt ab und laßt uns in das Zelt gehen, das ich aufgeschlagen habe. Ihr sollt mir dann Eure Abenteuer erzählen, während Mahomed ein schönes Stück Elephantenfleisch für Euch zurüstet.“

„Habt Ihr einen Elephanten geschossen?“

„Ja, aber nicht ohne viel Schwierigkeit und einige Gefahr, kann ich Euch versichern. Ich habe Eure Hilfe elendiglich vermißt, denn diese Hottentoten haben zu viel Angst, um gut zu zielen, und ich konnte mich nur auf meine eigene Büchse verlassen. Im Uebrigen bin ich gut ausgekommen, und ich werde unsrem Oberbefehlshaber den Beweis liefern, daß ich während seiner Abwesenheit die Garnison verproviantirte, ohne ihm auch nur im Mindesten Kosten zu machen. Wir haben drei Tage von grünen Affen gelebt, die eine recht gute Kost sind, wenn man nicht zufälligerweise einen sehr alten unter die Zähne kriegt.“

Als sie in den Verhau traten, den der Major angefertigt hatte, waren sie sehr überrascht über den wehrbaren Stand, in den er sich gesetzt hatte. Sein auf dem Felsen angelegter Dornenhag war unangreifbar, und die Wagen, die sich in der Mitte des Platzes befanden, standen im Vierecke. Der Eingang war so, daß nur je eine einzige Person herein konnte, und ließ sich Nachts mit Riegeln verwahren.

„Ha, Major, in dieser Stellung hättet Ihr gegen die ganze Streitmacht der Amaquibis Stand halten können."

„Ja, vorausgesetzt, daß es mir nicht an Proviant und Wasser gefehlt hätte," versetzte der Major; „aber ich fürchte, sie würden mich bald ausgehungert haben. Es war übrigens gut, sich auf jeden plötzlichen Nachtüberfall gefaßt zu halten, und deßhalb verschanzte ich mein Lager. Doch kommt jetzt herein und seyd noch einmal willkommen."

Die Nachrichten, welche sie dem Major mitzutheilen hatten, ließen sich kurz zusammenfassen und er war hoch erfreut über die Kunde.

„Aber was gedenkt Ihr jetzt zu thun, Wilmot?" fragte er. „Es geht natürlich wieder rückwärts, aber auf welchem Wege?"

„Da ihr beide so gütig gewesen seyd, mich so weit zu begleiten, und meine Expedition so erfolgreich war, so will ich es Euch überlassen, hierüber nach Gutdünken zu entscheiden. Ich habe erzielt, was ich wünschen konnte; mein Geschäft ist vorüber und ich bin bereit, Euch in jeder Weise entgegen zu kommen. Ich bin mit Freuden bei Allem, was ihr vorschlagt; sprecht deßhalb Eure Wünsche unverhohlen aus."

„Gut, so will ich von der Leber weg reden," entgegnete der Major. „Es ist allerdings wahr, daß wir in diesem Lande einiges Jagdvergnügen gehabt haben, aber doch nicht so viel, als ich hätte wünschen mögen, denn das Wildpret ist ziemlich selten, die Elephanten und Seekühe ausgenommen. Am liebsten setzte ich über

das Gebirge und zöge in das Bechuana- und Buschmannland, wo es eben so sehr von Wild wimmelt, als, wie ich glaube, das Wasser knapp ist. Wenn Ihr nichts dagegen habt, so können wir eben so gut auf diesem Wege zurückkehren, als durch das Kaffernland — was meint Ihr, Swinton?"

„Ich bin ganz Eurer Ansicht. Wie Wilmot sagt, ist das Geschäft vorüber, und wir haben jetzt nichts mehr zu thun, als uns zu vergnügen. Ich möchte gar gerne einen Zug durch jenes Land machen, da ich ohne Zweifel Gelegenheit finde, meine Sammlungen sehr zu bereichern; nur dürfen wir nicht erwarten, daß wir so gemächlich leben können, wie bisher. Wir haben mit der trockenen Jahreszeit zu thun und könnten wohl gelegentlich ziemlich Durst leiden müssen."

„Ich möchte gleichfalls gerne durch dieses Land ziehen, indem ich eine Giraffe zu schießen hoffe — denn darin setze ich meinen Ehrgeiz," entgegnete Wilmot; „wir wollen also die Sache als ausgemacht betrachten. Aber jetzt die Frage — wie rücken wir vor? Jedenfalls müssen wir Hinza seine Kaffern zurückgeben. Wollen wir nach Butterworth?"

„Ich denke, dies muß von den Umständen abhängen; auch läßt sich die Sache unterwegs weiter besprechen. Zuerst handelt sich's darum: wie kommt man am besten über das Gebirge? denn es scheint mir, daß wir zu weit ostwärts abkommen, wenn wir nach Butterworth zurückgehen. Doch die Kaffern werden uns bald die nöthige Auskunft geben."

„Ich bin begierig, ob der Streit zwischen Hinza und Busani ausgeglichen ist," sagte Alexander; „denn wenn wir über das Gebirg setzen, müssen wir durch das Land des Tambuki-Stammes, und wenn die beiden Potentaten mit einander Krieg führen, könnten wir auf Schwierigkeiten stoßen."

„Das werden wir hören, sobald wir den Baschi-Fluß überschritten haben," entgegnete Swinton, „und dann müssen wir unsere

Entscheidung darnach treffen. Alles was sich jetzt schon feststellen läßt, besteht darin, daß wir morgen unsere Rückreise antreten und daß wir wo möglich über das Gebirg wollen."

„Ja, dabei bleibt's," versetzte Alexanter.

„Wohlan denn, sobald Ihr mit Eurem Elephanten-Steak fertig seyd, Wilmot, wollen wir ein Fläschlein Wein herausholen. Die erste Hälfte trinken wir auf den glücklichen Ausgang Eurer Sendung und die andere — ein randvolles Glas — auf eine glückliche Rückkehr!"

Siebenzehntes Kapitel.

Die Rückkehr.

Die Hottentoten konnten über die Nachricht, daß die Expedition ihren Rückweg antrete, ihre Freude nicht verbergen und thaten in demselben Grade tapferer, als sie sich von der Gefahr entfernten. Wir dürfen übrigens nicht alle Hottentoten in diese Bemerkung einschließen, da Bremen, Swanevelt und noch ein paar Andere wirklich muthige Männer waren, sondern meinen damit nur den großen Haufen mit dem großen Adam an der Spitze, der nun umherflunkerterte und pustete, als hätte er allein die ganze Armee des gefürchteten Quitu in Kochstücke zusammen hauen und auffressen wollen.

Da unsere Reisenden im Sinn hatten, auf ihrem Zuge nach dem Gebiet der Buschmänner und Koranas über das Mambukie-Gebiet zu setzen, so kehrten sie nicht auf demselben Wege zurück, auf welchem sie hergekommen waren, sondern zogen mehr westlich durch das Land der Tambukie-Kaffern, ohne das Gebiet der Ama-

kosas, über welches Hinza herrschte und von wo aus sie die Kaffernkrieger mitgenommen hatten, zu betreten.

Vusani, der Häuptling des Tambukies benahm sich sehr freundlich und hatte nichts dagegen, daß sie auf ihrem Vorrücken durch einen Theil seines Landes gingen. Sie verloren jetzt keine Zeit mehr, sondern setzten ihre Reise so schnell fort, als sie konnten, obschon sie den Tag über viel Wild sahen und fast jede Nacht durch das Gebrüll der Löwen begrüßt wurden.

Nach acht Tagen gelangten sie an die Ufer des weißen Kae-Flusses, von wo aus das Gebirg, durch welches sie zu ziehen gedachten, nicht mehr weit entlegen war. Sie machten Halt und wollten einige Tage an Ort und Stelle bleiben, um ihre Wagen ausladen, das Gepäcke ordnen, die nöthigen Ausbesserungen vornehmen und sich mit mehr Ochsen und Schafen für die Wanderung in das unfruchtbare Gebiet der Buschmänner versehen zu können.

Auf ihrem ganzen Wege vernahmen sie unaufhörlich Gerüchte über das Vorrücken von Quitus Armen. Er hatte den Lieutenant Farewell und seine Leute, welche sich auf einer Handels-Expedition nach dem Innern befanden, angegriffen, sie insgesammt ermordet und die Wagen sammt dem Gepäcke in Besitz genommen. Glücklich im Bewußtseyn eines Sieges über Weiße, die mit Musketen bewaffnet waren, hatte Quitu nun beschlossen, seine Armee nach den Süden zu führen und sowohl die Stämme der Amaponda-Kaffern, die unter den Häuptling Feku standen, als auch die Missionsstation Morley anzugreifen, welche erst kürzlich zwischen dem St. Johann- und dem Umtata-Flusse in der Nähe der Küste errichtet worden waren.

In dieser Absicht wüthete Quitu zuerst unter den kleineren Stämmen, welche Feku zinsbar waren, ermordete Alles ohne Unterschied, trieb das Vieh hinweg und verbrannte die Kraals, worauf er sein Heer nach dem Missionsposten vorrücken ließ, so daß die

Missionäre entweichen und sich nach dem St. Johann-Flusse zurückziehen mußten.

Einer von den Männern, der zu dem Stamme in der Nähe von Morley gehörte, kam nach dem Platze, wo unsere Reisenden Halt gemacht hatten, und erwiederte auf die Frage, welchen Verlust sie erlitten hätten: „Fragt nicht wie viele gefallen sind, sondern wie viele sich gerettet haben; unsere Weiber — wo sind sie? und unsere Kinder, seht Ihr etwas von ihnen?"

Aber Feku, der Häuptling der Ameyondas hatte sich aufgerafft und sein Herr gesammelt, um dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Die Amaquibi hatten sich in einem Walde gelagert, und er umzingelte sie mit einer überlegenen Streitkraft; auch wußte er sie durch Angriffe und scheinbare Rückzüge in eine Stellung zu bringen, von der aus sie nur durch den Paß, durch welchen sie eingedrungen waren, entkommen konnten, und diesen hielt er vollständig mit seinen eigenen Streitkräften blockirt.

Da sich die Amaquibis nicht zurückziehen konnten, so fand nunmehr ein wüthender Kampf Statt, in welchem Quitus ganze Armee zu Grunde ging. Quitu selbst war nicht zugegen, da er noch immer an den Wunden darniederlag, welche er früher in einem siegreichen Gefechte davon getragen hatte. Feku schickte nun einen Theil seines Heeres gegen ihn aus, und der Amaquibi-Führer mußte alles Vieh und die gesammelten Schätze im Stiche lassen. So war denn endlich die Einfalls-Armee gänzlich zerstreut und man hörte nie wieder von ihr.

Diese Kunde war unsern Reisenden sehr angenehm, da sie doch nicht wissen konnten, ob sie für ihre Vorbereitungen Zeit genug fanden, wenn Quitus Armee siegte; noch mehr waren übrigens die Hottentoten erfreut, die jetzt noch viel wackerer wurden, als zuvor und insgemein beklagten, daß sie nicht an den Ufern des Umtata-Flusses, wo der Kampf vorgefallen war, geblieben seyen, um an der Vernichtung der Eindringlinge mithelfen zu können.

Es wurde Ende August, bis unsere Wanderer mit ihren Vorkehrungen fertig und zum Aufbruche bereit waren. Sie hatten sich vorgenommen, den Paß durch das Membukie-Gebirg ostwärts nach dem, welches den Namen Stormbergen führt, zu versuchen, und da sie sich auf manche Schwierigkeiten gefaßt halten mußten, so beschloßen sie, die Kaffernkrieger erst zu entlassen, wenn sie in dem Gebiete der Buschmänner angelangt wären. Sie gedachten, sich sodann nordwestlich zu wenden, um auf jenen Zweig des Orange-Flusses zu treffen, welcher den Namen Vaal oder gelber Fluß führt; zuvor aber hatten sie den schwarzen oder Kradok-Fluß zu übersetzen, der ebenfalls ein Zweig des Orange-Flusses ist

Sie trafen diese Uebereinkunft, um in ein Land zu gelangen, wo es größern Ueberfluß an Wild und mehr Wasser gab, als an jedem anderen Theile der unfruchtbaren Wüsten, die sie zu durchziehen hatten. Nachdem sie wie gewöhnlich den Sabbath gefeiert hatten, brachen sie am Montag Morgen wohlgemuth und mit einem vortrefflich geordneten Viehstand auf. Der Zug durch den Engpaß war sehr schwierig; sie mußten Löcher auffüllen, Gesteine wegrollen und sehr oft das Gespann ihrer Wagen verdoppeln.

Am ersten Tage wurden nur vier Stunden zurückgelegt; auch fanden sie die Nacht nach der Hitze, der sie Tags ausgesetzt gewesen, empfindlich kalt. Der Marsch des zweiten Tages war gleichfalls mit viel Mühe und Gefahr verbunden, aber am dritten ging es abwärts, und das ganze Land der Buschmänner lag vor ihnen ausgebreitet. Der Weg thalwärts war übrigens noch gefährlicher, als der bergan, und es kostete sie viele Anstrengung, zu verhüten, daß ihre Wagen nicht über die Abstürze hinunter fielen.

Am vierten Tage hatten sie das Gebirg gekreuzt und befanden sich nunmehr an dem Fusse desselben auf der Westseite. Nur mit Noth brachten sie Holz genug zusammen, um für die Nacht ihr Feuer anzuzünden, und das beharrliche Gebrüll sagte ihnen, daß sie sich jetzt im Bereiche des Löwen und seiner Satelliten befänden.

Unsere Abenteurer erhoben sich mit Tagesanbruch, um sich das Land, das sie zu durchziehen gedachten, zu betrachten. Es war eine einzige wilde Wüste von Sand und Gestein, da und dort kleines Gesträuch und mitunter ein Strich niedrigen Gebüsches — kurz, eine weite, dürre, trockene Ebene, die in Folge der Hitze in einen gelblichten Nebel gehüllt war. Für diese Veränderung hatten jedoch unsere Abenteurer anfangs kein Auge, denn ihre Blicke waren auf die Gruppen von Quaggas und verschiedenen Antilopen gerichtet, die über das ganze Land hinzogen. Sie nahmen ihr Frühstück ein und bestiegen sodann ihre Pferde, um die Jagd zu beginnen. Sie hatten beabsichtigt; an diesem Morgen die Kaffern zu entlassen; aber der Häuptling des Haufens hatte darauf hingedeutet, daß es räthlich seyn dürfte, wenn sie zuvor einiges Wild schößen, um sich für den Rückweg mit Mundvorrath zu versehen — ein Vorschlag, auf den unsre Reisenden gerne eingingen, da sie dadurch ihre Schafe sparen konnten.

Alexander und der Major brachen mit Bremen, Swanevelt und Omrah zu Pferd auf, während ihnen die Kaffern zu Fuße folgten. Die übrigen Hottentoten erhielten die Weisung, mit Swinton im Lager zu bleiben, da die Beschädigungen ausgebessert werden mußten, welche die Wagen auf dem Zuge über das Gebirge erlitten hatten.

Omrah hatte sich bisher so nützlich erwiesen, daß man ihm eine Vogelflinte, die Kugeln schoß, überließ; auch wußte er dieses Gewehr recht wacker zu handhaben. Er ritt jetzt das zweite Pferd des Majors, damit es Henderson benutzen konnte, wenn sein erstes Schaden nahm; denn Omrahs Last war für nichts zu rechnen.

In dem Jagdplan war verabredet worden, daß die Kaffern sich in einen Halbkreis zertheilen und sich so viel als möglich verstecken sollten, während die Reiter die Thiere aufzujagen und sie in die Richtung der Hinterhalte zu treiben gedachten. Als sie weiter auf der Ebene vorrückten, entdeckten sie, was sie früher im Nebel nicht

gesehen hatten — daß nämlich der Grund mit allerlei schönen Amaryllis- und anderen Blumenarten bedeckt war; auch wimmelte es von Ameisenhaufen und Löchern der Ameisenfresser, welch' letztere den Pferden sehr gefährlich zu werden pflegen.

Die Sonne entsandte eine glühende Hitze, obschon es noch früh am Tage war. Als sie nach dem Gebirge zurückschauten, waren sie höchlich erstaunt über die Großartigkeit der Scene: Felsen und Klippen in wildem Chaos, kahle Berggruppen und thurmartig ansteigende Spitzen, kurz die seltsamsten Bildungen, die sich bald wie Kastelle ausnahmen, bald sonstige abenteuerliche Gestalten zeigten und der Phantasie die Trümmer einer früheren Welt zu vergegenwärtigen schienen. Mit Ausnahme einer Lagune in der Nähe des Punktes, wo die Karavane Halt gemacht hatte, war nirgends auch nur eine Spur von Wasser zu sehen. Das ganze Land war eine einzige, baumlose Ebene, die erst am Horizont endigte, und die Linie des Kimms wurde nur durch Thiergruppen oder durch die langen Hälse eines fern dahin eilenden Rudels von Straußen unterbrochen.

Wenn es übrigens auch an Vegetation fehlte, so war dafür das Thierreich um so reichlicher repräsentirt, und Alexander war mit dem Major bald hinter einem Trupp von Quaggas und Zebras her, welche sie den Kaffern zutrieben. Sobald die Thiere in die Radien des Halbkreises gelangt und in geeigneter Entfernung waren, zügelten unsre Gentlemen ihre Pferde und eröffneten ihr Feuer auf sie; zu gleicher Zeit zeigten sich die Kaffern und das Wild gerieth für einige Zeit in große Verwirrung, als es sich also umringt sah.

Während die Thiere noch zögerten, oder da und dort durchzubrechen suchten, wurden mehrere durch die Schüsse der Reiter erlegt. Endlich aber schienen sie zu einem Entschlusse gekommen zu seyn; denn die ganze Heerde, von einem prächtigen Männchen angeführt, schoß dicht an den Reitern vorbei und entkam in einer Staubwolke aus dem Kreise, auf der Flucht die Steine hinter sich schleudernd.

Die Kaffern eilten nun auf das angeschossene Wild zu und

machten dessen Leiden dadurch ein Ende, daß sie den verwundeten Thieren die Hassagaien in die Wirbelsäule bohrten und so den augenblicklichen Tod derselben herbeiführten. Die Jagdbeute bestand aus drei Zebras und Quaggas. Swinton hatte gebeten, man möchte das geschossene Wild nicht zerlegen, bis er sich überzeugt habe, ob er die Häute nicht brauchen könne, weshalb Omrah abgeschickt wurde, um ihn herbei zu holen.

Der Naturforscher kam bald herbei und Alexander sagte zu ihm:

„Nun, Swinton, laßt uns wissen, ob Ihr für Euer Museum die Haut eines dieser Thiere brauchen könnt.“

„Nein,“ versetzte Swinton, „denn ich bin bereits damit versehen. Ich hielt es aber für möglich, daß Euch ein Zebra in den Wurf kommen könnte.“

„Wie, sollte dies nicht der Fall gewesen seyn? Da sind ihrer drei.“

„Nein, mein lieber Freund, dies ist nicht die wahre Zebra-Species. Die Thiere, welche Ihr hier habt, gehören zu einer Classe, welche von dem Reisenden Burchell beschrieben wurde und den Namen „gestreiftes Quagga“ führt. Das Quagga und das gestreifte Quagga, beide haben, wie Ihr sehen könnt, die Ohren eines Pferdes, während das Zebra die eines Esels hat. Das wahre Zebra kömmt nur höchst selten in die Ebenen herunter und hält sich meist im Gebirge auf. Allerdings findet man es hin und wieder und dies ist der Grund, warum ich gekommen bin, um mich persönlich zu überzeugen.“

„Sind diese Thiere gut zu essen?“

„Das Fleisch des Quagga ist ziemlich schlecht, während das des gestreiften Quagga angeht; wenn Ihr also unser Diner damit beschicken wollt, so möchte ich bitten, daß Ihr die letztere Sorte Wild wählt. Seyd Ihr für heute fertig mit Jagen?“

„Ja,“ versetzte der Major, „wenn anders Wilmot meiner Ansicht ist. Ich glaube, es ist gut, wenn wir unsere Pferde nicht weiter anstrengen, denn die Ebene ist voll großer Löcher — Bremen sagt, es seyen die Löcher der Ameinsenfresser.“

„Ja, sie rühren von diesen Thieren her und sind sehr gefährlich, denn ich habe schon welche gesehen, die mehrere Fuß tief waren. Wenn wir heute nicht aufbrechen, so will ich die Hottentoten auffordern, nachzusehen, ob sie mir keinen Ameisenfresser erwischen können, da ich ein ausgestopftes Exemplar zu besitzen wünsche."

„Wir ziehen erst morgen weiter," entgegnete Alexander; „müssen aber heute noch unsre Kaffern verabschieden, damit auch sie morgen ihren Rückweg antreten können. Sie werden jetzt Mundvorrath genung haben."

Unsere Reisenden ritten wieder nach den Wagen zurück und überließen es den Kaffern, das Fleisch nachzubringen. Sobald sie gespeist hatten, wurde der Kriegerhäuptling mit allen seinen Leuten vorgefordert, und Alexander machte nun jedem ein schönes Geschenk aus Rauch- und Schnupftaback, Tuch, Messern und Glasperlen. Der Häuptling erhielt dreimal so viel, als die Uebrigen, und für ihren König Hinza wurde eine sehr schöne Sammlung von allerlei Gegenständen beigefügt. Alexander bedeutete dem Führer des Haufens, er möchte dem König mittheilen, daß er sehr wohl zufrieden gewesen sey mit dem Benehmen der Leute; er danke Sr. Majestät, daß sie ihm dieses Geleite geborgt, und bitte, Allerhöchst dieselben möchten das angefügte Paket von Geschenken huldreichst anzunehmen geruhen.

Dann dankte er den Leuten für ihr gutes Verhalten, forderte sie auf, so viel Fleisch mitzunehmen, als sie für ihre Reise wünschten, und bedeutete ihnen, daß es ihrer Willkühr überlassen bleibe, noch am nämlichen Abend oder erst am andern Morgen ihre Rückreise anzutreten. Die Kaffern waren mit Alexanders Freigebigkeit vollkommen zufrieden, und der Häuptling hielt zur Erwiederung eine kurze Rede, worauf er sich mit seinen Leuten zurückzog.

„Es thut mir in der That leid, daß uns diese wackeren Burschen verlassen," sagte der Major.

„Mir gleichfalls," versetzte Alexander. „Aber ich konnte sie

nicht wohl zurückhalten, da sie mir erklärten, sie dürften ohne die Erlaubniß des Königs nicht weiter gehen."

„Das ging freilich nicht an," entgegnete der Major; „doch wie dem seyn mag, mein Bedauern über ihre Abreise ist um deßwillen nicht geringer. Sie haben sich eben so treu und tapfer, als rührig und bereitwillig erwiesen, und ich glaube nicht, daß wir mit unsern Hottentoten so gut bedient seyn werden."

„Es ist gut, daß Ihr dies nicht erwartet, Major," erwiederte Swinton, „da Ihr Euch andernfalls kläglich getäuscht sehen würdet. Ich stehe dafür, sie ließen uns schon jetzt im Stiche, wenn sie wüßten, wohin wir zu ziehen gedenken. Die einzige Gewalt, welche wir über die Mehrzahl haben, wird uns durch ihre Furcht gesichert. Sie ziehen vorwärts, weil sie sich scheuen, zurückzugehen; aber wenn sie sich unserer Pferde bemächtigen könnten, so würden sie mit ihren Gewehren und ihrem Schießbedarf uns verlassen, sobald wir in die Wüste vorrücken."

„Ich fürchte, Ihr habt Recht; indeß sind doch einige wackere Bursche unter ihnen, wenigstens zwei, auf die wir uns verlassen können — Bremen und Swanevelt. Wie weit ist's von hier bis an den schwarzen Fluß?"

„Ungefähr sechzehn Stunden; vielleicht nicht ganz so weit bis an das Flußbette — aber wir haben wenigstens diese, wo nicht eine größere Entfernung zurückzulegen, ehe wir in dieser Jahreszeit auf Wasser treffen."

„So dürfen wir nicht versäumen, vor unserem Aufbruche von hier unsere Wasserfässer zu füllen."

„Freilich, wenn wir anders Wasser haben wollen, denn so viel ist gewiß, daß wir morgen Abend kein Wasser finden können. In einem Lande, wie dieses, können wir nicht mehr als acht Stunden des Tags zurücklegen, denn man muß den Löchern und Ameisenhaufen so oft ausweichen, daß aus den acht Stunden wenigstens zwölf werden," sagte Swinton. „Ich muß übrigens jetzt den Hottentoten fa-

gen, sie sollen mir aufsuchen, was ich gerne haben möchte; ich zweifle nicht, daß ein Pfund Tabak ein geeigneter Sporn seyn wird."

„Aber ich zweifle sehr," bemerkte der Major, nachdem sich Swinton entfernt hatte. „Wir sind der Lagune zu nahe und werden heute Abend von Löwen umringt seyn. Die Hottentoten thun vielleicht, als ob sie gingen, werden's aber gewiß bleiben lassen."

„Ich möchte es ihnen nicht einmal zum Vorwurf machen, denn ich bin überzeugt, ein Pfund Tabak würde mich nicht bewegen, meinen Kopf in den Rachen eines Löwen zu stecken. Uebrigens theile ich Eure Ansicht, daß wir zu nahe an der Lagune sind, und da wir das Vieh sammeln müssen, um es die Nacht über anzubinden, so glaube ich, wir thun besser, wenn wir unsre Wasserfässer füllen, unsre Wagen einspannen und etwa ein Viertelstündchen weiter ziehen. Doch da kommt Swinton, der uns Rath ertheilen kann."

Da Swinton mit ihnen einverstanden war, so wurden die Ochsen eingespannt und die Wagen eine Viertelstunde weiter geführt. Dann band man das Vieh an und umgab das Lager mit großen Feuern.

Der Major hatte ganz Recht, als er meinte, die Hottentoten würden's bleiben lassen, Swinton einen Ameisenfresser zu suchen. Sie wollten nicht von den Feuern weichen, und der Umstand, daß im Laufe der Nacht stets Löwen in die Nähe des Lagers kamen, bewies, daß sie daran recht wohl thaten. Die Löwen brauchten nicht zu brüllen, denn das Stöhnen der Prinzessin Begum und ihr Anklammern an den Major, desgleichen das Zittern der Hunde und die Unruhe des Viehs bekundeten unabänderlich, wenn eines dieser Thiere in der Nähe war. Man that die ganze Nacht über Schüsse, um sie fern zu halten; im Uebrigen aber lief Alles ungestört ab.

Am folgenden Morgen setzte sich die Karavane mit Tagesanbruch in Bewegung, und um dieselbe Zeit brachen die Kaffern nach ihrer Heimath auf. Der Grund war jetzt steinig und abwechselnd

sandig; auch waren sie noch nicht weit gekommen, als sich wieder Massen des verschiedenartigsten Wilds in der Ebene zeigten. Unsere Reisenden machten jedoch keinen Versuch, den Thieren nachzusetzen, denn es war ihnen angelegentlich darum zu thun, so weit wie möglich zu kommen, um ihren Ochsen gegen Mittag Gelegenheit geben zu können, ihr spärliches Futter zusammenzusuchen. Um dieselbe Zeit wollten der Major und Alexander der Jagd obliegen. Aber ehe sie noch drei Stunden gewandert waren, wurden sie durch eine Staubwolke überrascht, die in der Richtung ihres Weges den Horizont verdunkelte.

„Was mag dies seyn?“ fragte Alexander.

„Ich glaube, es ist der Springbock,“ sagte Bremen, der Hottentot.

„Der Springbock? — Ei es müssen ihrer tausend und tausende seyn.“

„Ich glaube, Bremen hat Recht,“ sagte Swinton. „Wahrscheinlich ist es eine wandernde Springbockheerde — ich habe sie nie gesehen, mir aber oft von ihnen erzählen lassen.“

Der Antilopenschwarm näherte sich jetzt der Karavane und behielt stets eine gerade Richtung bei. Ihre Zahl anzugeben, wäre unmöglich gewesen, denn es konnten eben so gut fünfzig- als hunderttausend oder darüber seyn. So weit das Auge in jeder Richtung reichen konnte, traf es auf eine einzige sich bewegende Masse, welche die ganze Ebene bedeckte. Als sie sich der Karavane näherten, drängten sich die vordersten auf die Seite und machten gelegentlich jene merkwürdigen Sprünge, von denen das Thier seinen Namen hat; sie springen nämlich nicht auf die Erde, sondern aus Mangel an Raum auf den Rücken ihrer Kameraden, in deren Reihe sie sich sodann eindrängen.

Ein nebeligter Dunst stieg über dieser zahllosen Heerde auf, als sie sich weiter bewegte, und mehr als einmal deuteten die Hottentoten, welche auf den Wagen standen (denn man hatte letztere

bei der Annäherung der Springböcke halten lassen), auf einen Löwen, der unter dem Haufen wanderte, um mit Gemächlichkeit sein Mahl halten zu können. Die Thiere waren sehr zahm und mehrere wurden neben den Wagenrädern zum Nachtessen geschossen. Aber obgleich sich die Heerde so schnell weiter bewegte, stund es doch mehr als zwei Stunden an, ehe sie ganz an der Karavane vorbeigekommen war.

„Jetzt kann ich doch sagen," bemerkte Alexander, „daß ich mich überzeugt habe, es fehle in Afrika nicht an Wild. Wohin ziehen wohl diese Thiere?"

„Sie gehen unmittelbar nach dem Süden," versetzte Swinton. „Die Wanderung der Springböcke ist einer der merkwürdigsten Beweise von der Fruchtbarkeit des thierischen Lebens. Gleich den Ameisen verzehren sie Alles vor sich her, und wenn wir in der Richtung reisen, aus der sie gekommen sind, so werden wir, ehe es wieder regnet, kein Futter für unser Vieh finden. Ist ein Regen gefallen, so kehren die Springböcke wieder nach ihren früheren Weideplätzen zurück, denn nur der Mangel an Nahrung hat sie so weit nach dem Süden geführt."

„Ihre Spur geht augenscheinlich von Norden nach Osten," sagte der Major; würden wir nicht besser thun, unsere Richtung mehr nördlich zu halten?"

„Nein, ich glaube nicht; sie sind wahrscheinlich auf dieser Seite des Nu Gareip oder des schwarzen Flusses gewandert. Wir haben heute Abend weder Wasser noch Futter für unser Vieh, und es dürfte daher gerathen seyn, wenn wir in unserer Richtung fortfahren, um doch wenigstens morgen auf Wasser zu stoßen. Es ist nutzlos, jetzt zu halten und die Ochsen weiden zu lassen: wir thun daher besser, bis auf den Abend geradeaus zu gehen. Wir langen dadurch nur um so früher an dem Flusse an, und dies ist schon ein Gewinn."

Erst eine halbe Stunde vor Einbruch der Nacht wurden die

müden Ochsen ausgespannt. Es war weder Wasser noch Gras vorhanden; aber ein weiteres Ungemach bestand darin, daß nicht zureichend Holz zusammengebracht werden konnte, um für die Nacht die nöthigen Feuer zu unterhalten. Das, was sich vor Dunkel beischaffen ließ, reichte nur für eine einzige Flamme zu, weßhalb sie sich wohl oder übel mit dieser begnügen mußten.

Die Wagen wurden in einem Vierecke aufgefahren und im Innern desselben die Pferde angebunden; die Ochsen erhielten ihren Platz außen, die Schafe aber trieb man unter die Wagen. Das Nachtessen bestand aus dem köstlichen Fleische der Springböcke; aber den armen Lastthieren konnte nach der schweren Mühe des Tages weder Futter, noch Wasser gereicht werden.

Sobald das Nachtessen eingenommen, begaben sich unsere Reisenden nach ihren Wagen zurück, während die Hottentoten bei dem Feuer blieben, das nur spärlich unterhalten werden konnte, wenn es bis zum Morgen dauern sollte; daß übrigens Löwen in der Nähe umherstreiften, ließ sich aus der Unruhe der Ochsen entnehmen, welche die ledernen Riemen, mit welchen sie angebunden waren, zu zerreißen suchten.

Der Mond war eben aufgegangen und warf ein unbestimmtes Licht über die Gegend, als sich mit einemmale zwischen dem Lager und dem Horizont die Körper einiger Thiere unterscheiden ließen. Sie schienen, wie es stets in unvollkommenem Lichte der Fall ist, sehr groß zu seyn, und die Hottentoten machten bald ausfindig, daß es fünf oder sechs Löwen waren, die in einer Entfernung von nicht vierzig Schritten standen. Die Wahrheit dieser Vermuthung wurde bald durch das zornige Brüllen des einen bestätigt, und die meisten Hottentoten nahmen daraus Anlaß, zu ihren Gewehren zu greifen, während ein Theil derselben unter die Wagen kroch.

Die Ochsen kämpften nun wüthend, um loszukommen, denn das Gebrüll der Löwen hatte die größte Angst unter ihnen verbreitet. Unsere Reisenden hörten, was vorging, und waren in

einer Minute mit ihren Gewehren draußen. Endlich riß sich einer der Ochsen los, und während er drei oder vier Schritte hinter den übrigen hinlief, als suche er einen sichereren Versteck, ließ sich ein abermaliges Gebrüll vernehmen, dem der Sprung eines Löwen folgte. Der Ochse lag am Boden.

Der Major und Wilmot gingen auf das Feuer zu, um von dort aus einen Angriff beginnen zu können; aber der Löwe ließ für eine Weile seine Beute los, als habe er's zum Sprunge auf die beiden Gentlemen abgesehen. Bremen rief ihnen zu, sie sollten sich schleunigst zurückziehen, und sie ließen sich dies nicht zweimal sagen, da das Thier Schritt um Schritt ihnen näher kam.

Sobald sich der Löwe von ihrem Rückzuge überzeugt hatte, machte er sich wieder über seine Beute her und schleppte sie etwa fünfzig Schritte weit, wo er sein Mahl begann. Unsere Reisenden hörten deutlich — obschon der Gesichtssinn nicht mehr viel unterscheiden ließ — das Zerren am Fleische und das Krachen der Knochen, während der Ochse selbst aufs Kläglichste stöhnte.

Sie feuerten nun in die Richtung, aus der sie die Töne vernahmen — der Löwe dagegen erwiederte die Salve mit einem donnernden Gebrüll und stürzte auf etwa zwanzig Schritte an die Wagen heran, so daß man ihn deutlich sehen konnte. Bremen bat unsere Reisenden, das Thier nicht zu belästigen, da es augenscheinlich sehr hungrig und wild sey; man habe sich daher zuverlässig eines Sprungs zu versehen, der die unseligsten Folgen nach sich ziehen könne.

Da die übrigen Löwen jetzt gleichfalls das Lager umstreiften, so luden unsere Gentlemen die Gewehre aufs Neue und verhielten sich still, indem sie sich begnügten, den Löwen zu beobachten, welcher seine Beute verzehrte.

„Wir müssen uns hier ganz ruhig verhalten,“ sagte Bremen zu Alexander, „denn es sind viele Löwen um uns und unser Feuer

reicht nicht zu, sie wegzuscheuchen. Es ist leicht möglich, daß sie uns angreifen."

„Würde es nicht besser seyn, wir feuerten unsre Gewehre ab? Dieß müßte sie doch einschüchtern."

„Vielleicht wäre es bei den andern Löwen der Fall, Sir, aber den, der uns so nahe ist, würde es zuverläßig in Wuth setzen und zu einem Angriff reizen. Es dürfte zweckmäßiger seyn, hin und wieder etwas Schießpulver in die Asche zu streuen, denn da wir nur ein kleines Feuer haben, ist vielleicht das Aufblitzen im Stande, sie für eine Weile zu verjagen."

Mittlerweile letzte sich der Löwe an dem armen Ochsen und wollte sich darin nicht stören lassen; denn so oft sich einer seiner hungrigen Kameraden näherte, stürzte er auf denselben zu und verfolgte ihn einige Schritte mit so schrecklichem Geheul, daß nicht nur die armen Ochsen, sondern auch die Menschen darob schauderten.

In dieser Weise entschwand die Nacht, während welcher Jeder mit seinem Gewehre für einen plötzlichen Angriff gerüstet war; endlich aber dämmerte zur großen Beruhigung für Alle der Morgen auf. Die Bestien waren verschwunden, und als unsere Reisenden nach der Stelle hinausgingen, wo der alte Löwe sein Mahl gehalten, fanden sie, daß er fast den ganzen Ochsen verzehrt hatte. Die Kraft seiner Kinnladen war so ungeheuer gewesen, daß die Rippenknochen sämmtlich zermalmt und die Markknochen der Extremitäten wie mit einem Hammer zerbrochen waren.

„In der That," bemerkte der Major, „ich kriege mehr und mehr Respekt vor einem Löwen, je näher ich mit Sr. Katzenmajestät bekannt werde.

„Gott Lob, daß er fort ist," bemerkte Swinton; „auch denke ich, es wird am besten seyn, wenn wir uns gleichfalls von hinnen machen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

„Die Ochsen wurden angespannt, und die Karavane zog langsam weiter, dem ersehnten Flusse zu. Während unsere Reisenden im Schritte dahin ritten — denn die armen Thiere hatten vier und zwanzig Stunden lang weder Futter noch Wasser erhalten, und es dachte Niemand daran, auf die verschiedenen Thierheerden, welche sich unterwegs blicken ließen, Jagd zu machen — bemerkte Swinton:

„Wir sind jetzt nicht mehr weit von dem Pfade, auf welchem die Mänteties vor achtzehn Monaten ihren Einfall in das Kaffern-gebiet machten."

„Ich gedachte schon früher, Euch über diesen Punkt zu befragen, Swinton. Die Eingeborenen der nördlichen Gebiete haben mehr als einen Einfall gemacht. Mr. Fairburn gab mir zwar einen ziemlich guten Begriff von der Geschichte der Kap-Colonie, aber wir beide waren nach unserer Ankunft in der Kapstadt zu sehr beschäftigt, als daß ich mir weitere Auskunft hätte erbitten können.

„Seyd versichert, ich will Euch Alles erzählen, was ich weiß," entgegnete Swinton; „nur dürft Ihr keinen Mr. Fairburn in mir zu finden erwarten. Ich muß bemerken, daß Afrika ein Land zu seyn scheint, welches nicht im Stande ist, gleich Europa einen dichte Bevölkerung zn ernähren, und den Hauptgrund davon haben wir wohl in dem großen Wassermangel zu suchen, der hin und wieder noch peinlicher wird durch eine Dürre, die vier oder fünf Jahre anhält."

„Ich gebe zu, daß dies zur Zeit der Fall seyn mag," bemerkte der Major; „indeß wißt Ihr wohl, daß hieran nicht der Mangel an zureichender Regenmenge Schuld ist, denn diese fällt in der Regel einmal im Jahr; das gefallene Wasser wird vielmehr zu schnell abgeführt. Die Flüsse werden zu wilden Strömen und haben in

ein paar Wochen all' ihr Wasser in das Meer ergossen, so daß für den Rest des Jahrs nichts mehr übrig bleibt."

„Das ist vollkommen richtig," versetzte Swinton.

„Und so wird es fortdauern, bis die Bevölkerung nicht nur dicht, sondern auch hinreichend unterrichtet, und gewerbsthätig ist. Dann wird sie vermuthlich zu Sicherung des nöthigen Wasservoraths für das ganze Jahr zu denselben Maßregeln ihre Zuflucht nehmen, welche in Indien schon so lange in Anwendung sind, und früher auch von den Mexikanern eingeschlagen wurden — ich meine damit das Ausgraben von großen Teichen, aus denen das Wasser nur durch Verdunstung entweichen kann.

„Ich glaube, daß dieß das einzige Abhülfsmittel seyn wird."

„Es ist nicht nur ein Abhülfsmittel gegen den Wassermangel, sondern übt auch noch weiteren Nutzen; denn wo einmal derartige Teiche sind, gedeiht auch die Vegetation, die nicht nur das Wasser im Lande erhalten, sondern auch noch mehr anziehen wird."

„Alles dies ist sehr richtig," entgegnete Swinton, „und ich hoffe, es wird einmal eine Zeit kommen, in welcher dieses Land nicht nur durch den Thau des Himmels gut bewässert wird, sondern auch die Bäche der Gnade nach allen Richtungen sich ergießen, um den Baum Christi gedeihen zu machen."

„Amen," versetzte Alexander.

„Um übrigens den Faden meiner Rede wieder aufzunehmen," fuhr Swinton fort — „ich wollte sagen, daß die Zunahme der Bevölkerung und, ich möchte beifügen, die Zunahme des Reichthums (denn für diese nomadischen Stämme liegt im Viehstande der einzige Reichthum) die Hauptursache der Einfälle aus dem Norden ist; denn die lang anhaltende Trockenheit, welche, wie ich bereits erwähnte, bisweilen vier oder fünf Jahre währt, zwingt sie, anderswo Weideplätze zu suchen, wenn ihre eigenen ausgedorrt sind. Jedenfalls scheint es, daß die Kaffern seit vielen Jahren unaufhörlich dem

Druck von Außen preisgegeben waren, sowohl vom Norden als vom Süden aus.

„Als sich die Holländer auf dem Kap ansiedelten, nahmen sie Besitz von dem Lande, das den Hottentotenstämmen gehörte, und vertrieben die wenigen, welche es vorzogen, ihre Unabhängigkeit in dem Lande der Buschmänner und der Nemaquas zu bewahren; dadurch wurde die Bevölkerung im südlichen Theile vermehrt, obschon er nur im Stande war, einigen Wenigen ihr Auskommen zu geben. Sie sahen sich daher gezwungen, die Kaffern zu bedrängen, welche sie anfangs über den großen Fischfluß hinaus und später noch weiter nach Norden trieben. Die Buschmannstämme der Berghottentoten, wenn wir sie so nennen dürfen, wurden gleichfalls durch verschiedene Mittel vergrößert, obschon sie unabläßig der Mordgier der holländischen Boern preisgegeben waren; außerdem haben unsere unklugen Colonial-Regulationen eine andere und neue Volksrace hinzugefügt, die bereits sehr beträchtlich an Zahl ist.“

„Was meint Ihr damit?“

„Ich meine das Volk, das unter dem Namen der Griquas bekannt ist, weil es von dem Griqua-Lande Besitz nahm. Es besteht aus einer Mischlingsrace zwischen Hottentoten und Weißen. Der holländischen Colonial-Gesetzgebung zufolge konnten diese Leute in der Colonie kein Landeigenthum erwerben, und dieser Akt der Ungerechtigkeit und Thorheit hat uns eines sehr werthvollen Menschenschlags beraubt, der viel zum Gedeihen der Colonie hätte beitragen können. In hohem Grade tapfer, einsichtsvoll und gewerbsthätig sind sie, weil sie sich wegen des Hottentotenbluts in ihren Adern verachtet sahen, ausgewandert und haben sich jenseits der Grenzen angesiedelt. Sie sind ziemlich gut mit Feuerwaffen versehen; die friedlich Gesinnten können sich daher selbst beschützen, während die Anderen dem Beispiele der Colonisten folgen und allem Rechtsgefühle zum Trotze die armen Wilden ihres Viehs und ihres Eigen-

thums berauben. Ihr bemerkt nun, Alexander wie auch vom Süden ein Druck ausgeht."

„Das ist sehr einleuchtend," entgegnete der Major.

„Vielleicht ist's am besten, wenn ich gradweise nach dem Norden steige und jetzt der Kaffern erwähne, auf die der Druck vom Norden und Süden ausschließlich wirkt. Sie sind sehr zahlreich. Der Ursprung des allgemeinen Ausdrucks ‚Kaffern', welcher nichts anderes als Ungläubige bezeichnet, ist eben so wenig bekannt, als der des Namens ‚Hottentot.'"

„Ein Beweis für die Thatsache, welche wir schon an der Schule erfahren mußten," bemerkte der Major, „daß nämlich die sogenannten Spitznamen weit länger haften, als die eigentlichen."

„Allerdings," entgegnete Swinton. „Unsere Bekanntschaft bezieht sich meist auf die südlichen Kaffern, welche das Land an der Ostküste von Afrika von der Kapgrenze an bis Port-Natal bewohnen. Sie sind der Amakosastamm, deren Krieger uns kürzlich erst verlassen haben, die Tambukies, aus deren Gebiet wir herkommen, und nördlich von ihnen bei Port-Natal die Hambonas. Diese sind die östlichen Kaffern.

„Auf der andern Seite des Mambukiegebirgs und im Centraltheile Afrikas unter dem Wendekreis sind die Bedschuanas, welche einen Strich bewohnen, der bis jetzt nur unvollkommen bekannt ist. Diese kann man die Central-Kaffern nennen.

„Auf der Westseite der afrikanischen Küste und über dem Nemaqualand, dessen Bewohner hauptsächlich der Hottentoten-Race angehören, haben wir die Demaras, welche als die westlichen Kaffern bezeichnet werden können. Mit diesen findet nur wenig oder gar kein Verkehr Statt.

„Alle diese Stämme sprechen mit sehr weniger Abwechslung die Bedschuana- oder Kaffernsprache; sie werden von Häuptlingen oder Königen beherrscht und zerfallen in zahlreiche Körperschaften,

sind aber insgesammt Kaffern. In Betreff ihres Charakters habe ich nur zu bemerken, daß, soweit unsere Erfahrungen reichen, die Kaffern der Ostküste, die wir eben verlassen haben, an Muth und allen andern guten Eigenschaften den übrigen weit überlegen sind. Habe ich mich verständlich gemacht, Alexander?"

„Vollkommen."

„Dennoch wäre mirs lieb, wir säßen an irgend einem sicheren Plätzchen, statt daß wir jetzt über diesen welken Strich reiten; auch wünschte ich, ich hätte die Karte vor mir, um mich Euch besser verständlich zu machen."

„Ich will die Karte zu Rathe ziehen, sobald ich kann," entgegnete Alexander; „da ich übrigens die Geographie fleißig studirt habe, so vermisse ich den Mangel nicht zu sehr."

„Alle diese Kaffern führen die gleiche Lebensweise. Ihr Reichthum besteht in Vieh. Sie sind zum Theil Feldbauer, zum Theil Hirten, und zum Theil Jäger; auch dient ihr beharrlicher Kampf mit den wilden Thieren des Landes dazu, um sie für den Krieg vorzubereiten. Die östlichen Kaffern, von denen wir herkommen, sind am zahlreichsten; aber da wir ihnen so viel von ihrem Lande abgenommen haben, besitzen sie kaum genug Weideplätze für ihr Vieh. Ich habe gesagt, das Gebiet der östlichen Kaffern erstrecke sich bis Port-Natal; früher ging es bis zu der Delagoa-Bay hinaus, wie es sich denn auch viel weiter im Süden hinzog, ehe wir sie aus ihren Besitzungen vertrieben. Das ganze Land zwischen Port-Natal und der Delagoa-Bay war früher von Kaffernstämmen bewohnt. Ich glaube, Alexander, Mr. Fairburn hat Euch die Geschichte Chakas, des berühmten Königs der Zulus, mitgetheilt?"

„Ja."

„Gut, also; es war Chaka, welcher das Land, von dem ich jetzt spreche, überströmte und sowohl die Stämme, die darin wohnten, als auch einen großen Theil der Bedschuana-Stämme, welch mehr im Norden saßen, vertrieb. Die Einfälle, welche in das

Land der Kaffern uud der Bedschuanas, welches an die Colonie grenzt, geschahen, wurden ganz durch Chakas Verheerungen herbeigeführt. Ich meine damit natürlich nur diejenigen, welche stattfanden, seit wir das Kap kennen und im Besitz haben, denn ohne Zweifel haben sie sich stets wiederholt und sind vielleicht in jedem Menschenalter wenigstens einmal vorgekommen. Ihre Ursache ist in dem Umstande zu suchen, daß sich die Bevölkerung über das Maß ihrer Subsistenzmittel vermehrt hat, und die Einfälle fanden statt, sobald der Ueberfluß an Menschen es nöthig machte.

„Die Wanderungen der Springböcke, dergleichen wir gestern mitansahen, mögen noch häufiger seyn, sind aber eben so unsicher, als die der Centralbevölkerung Afrika's. Die Kaffern selbst geben an, sie seyen früher aus dem Norden gekommen und haben ihr Gebiet durch Eroberungen gewonnen; auch tragen sich die Hottentoten in Hinsicht auf ihre Herkunft mit derselben Ueberlieferung.

„Der Einfall der Mänteties, wie sie genannt werden (bei den östlichen Kaffern heißen sie Ficani), war nichts weiter, als der eines Volkes, das seines Eigenthums beraubt und unter Chaka durch die Zulus aus seinem Gebiete vertrieben wurde; überhaupt läßt sich auch das Vorrücken des Heeres unter Quitu, das erst im Laufe dieses Monats vernichtet wurde, aus einer ähnlichen Ursache ableiten. Nachdem sich Quitu von Chaka getrennt hatte, konnte er keinen Ruheplatz finden, weßhalb er nach Süden kam, um den Kaffern ihr Gebiet zu entreißen — ein Unternehmen, das ihm übrigens fehlschlug. Hätte er den Sieg davon getragen, so würde er ein Blutbad angerichtet und sich für seine eigenen Leute Platz gemacht haben.“

„Natürlich, denn das Ende aller dieser Einfälle und Wanderungen muß auf ein derartiges Opfer von Menschenleben hinausgehen, um den Bleibenden die Mittel für ihren Unterhalt zu bieten,“ bemerkte der Major.

„Und so muß es wohl auf diesem Continent fortgehen, bis die Menschen durch Civilisation und Künste so weit herangezogen sind, um die Mittel für ihren Unterhalt zu vergrößern. Für diesen Zweck gibt es nichts Geeigneteres, als die Einführung des Christenthums, denn dieses geht Hand in Hand mit der Civilisation."

„Aber die Mäntetie oder Ficanies, wer sind diese?"

„Ich habe bereits gesagt, sie seyen nördliche Kaffernstämme, die von Chaka ihres Gebiets beraubt wurden. Die Namen der Stämme kennen wir nicht. Mäntetie und Ficani bedeutet in der Kaffersprache Eindringlinge; beide diese Ausdrücke passen wohl auf das Volk, sind aber zuverlässig nicht die Namen der Stämme.

„Ich glaube nun genug gesagt zu haben, um auf die Geschichte dieses letzten Einfalls eingehen zu können; aber offen gestanden, die Hitze ist so überwältigend, und ich fühle meine Zunge dermaßen vertrocknet, daß Ihr mich entschuldigen müßt, wenn ich meine Mittheilung auf eine andere Gelegenheit verschiebe. Sobald wir's ein bischen gemächlicher haben, will ich Euch die Geschichte der Mänteties geben."

„Wir sind Euch sehr für Eure Belehrung verbunden, Swinton, und wollen Euch vorderhand schonen," entgegnete Alexander. „Was sind dort für Thiere? — Schaut!"

„Das sind Gnus," entgegnete Swinton. „Es gibt zwei Arten davon, das gemeine Gnu und das gefleckte Gnu. Sie bilden ein Mittelglied zwischen der Antilopen- und der Rinderfamilie; auch sind sie sehr gut zu essen."

„Dann wünschte ich nur, wir könnten uns über sie hermachen. Sie scheinen sich nicht vor uns zu fürchten und nähern sich uns im Galopp."

„Ja, denn obgleich sie sehr scheu sind, besitzen sie doch einen guten Theil Neugierde," entgegnete Swinton. „Gebt jetzt Acht auf sie."

Während Swinton sprach, sprangen die Thiere hinweg und

näherten sich dann wieder, um die Karavane zu betrachten; dabei scharrten sie mit ihren Hufen den Staub auf, schüttelten die Mähnen, peitschten sich die Seiten mit ihren langen Schwänzen, brüllten und schüttelten die Köpfe, stampften bisweilen wie im Trotze und flogen dann mit Windeseile von hinnen, als ob sie sich fürchteten.

„Für heute sind sie sicher," bemerkte Major Henderson; „aber ein andermal wollen wir ihren Muth versuchen."

„Ihr werdet sie wild und gefährlich finden, Sir, wenn sie verwundet sind," sagte Bremen, der jetzt herangeritten war. „Wir sind nicht mehr weit von dem Flusse, denn das Vieh beginnt zu schnüffeln."

„Freut mich, dieß zu hören, denn dann muß Wasser in der Nähe seyn; aber der Nebel und das blendende Licht sind von der Art, daß man auf eine halbe Stunde hin kaum etwas zu unterscheiden im Stande ist."

„Wohl, Sir," versetzte der Hottentot; „aber ich kann sie doch gut genug sehen." Er deutete dabei mit seinem Finger auf einen sich hebenden Grund, der rechts von ihnen etwa hundert Schritte abgelegen war. „Eins, zwei, drei — es sind ihrer fünf."

„Was gibts?" fragte der Major, in die angedeutete Richtung blickend. „Ah, ich sehe, es sind Löwen."

„Ja, Sir, aber wir brauchen keine Notiz von ihnen zu nehmen, denn sie werden uns nicht belästigen. Sie sind nicht hungrig."

„Ihr habt Recht," sagte Swinton; „wir müssen gerade ausgehen und weder Halt machen, noch unsere Eile beschleunigen. Der Treiber soll auf seine Ochsen Acht haben, denn so müde sie auch sind, reicht doch die Witterung der Löwen zu, ihnen für den Augenblick eine fast unbewältigbare Kraft zu geben."

„Bringt uns unsre Gewehre, Bremen," versetzte der Major. „Ich bin geneigt, deine bewaffnete Neutralität anzunehmen, wenn sie damit einverstanden sind."

Die Karavane zog weiter, und die Löwen blieben liegen; sie

sahen zwar den Reisenden nach, erhoben sich aber nicht von der Stelle. Die Ochsen dagegen, sey es aus Furcht vor den Löwen, oder weil sie das nahe Wasser witterten, wurden weit rascher in ihren Bewegungen, und nach einer halben Stunde bemerkte man vorne eine Reihe von Bäumen, woraus unsre Reisenden entnahmen, daß das Flußbette des Nu Gareip oder Cradock nahe war.

Die armen Thiere verdoppelten ihre Anstrengungen und erreichten bald das Ufer. Bremen war vorausgeritten und meldete, daß noch Wasser im Fluß sey, aber nur stellenweise. Da diesseits alle Vegetation aufgezehrt war, so wollten unsre Reisenden erst ausspannen lassen, wenn sie das jenseitige Ufer erreicht hätten; aber sie fanden dieß unmöglich. Die Thiere lechzten so sehr nach Wasser, daß sie die Wagen zerbrochen haben würden, wenn man sie nicht losgemacht hätte.

Pferde, Ochsen und Schafe stürzten sich bunt durch einander in das Wasser, und einige Minuten gewann es den Anschein, als ob sie gar nicht genug kriegen könnten. Endlich kamen sie wieder heraus, kehrten aber bald wieder zurück und tranken, bis ihre Seiten von dem eingesogenen Elemente ausgedehnt waren.

Man ließ die Thiere eine Stunde ausruhen und sich gütlich thun; dann wurden sie wieder eingespannt, um die Wagen nach der andern Seite des Flusses zu ziehen, wo hinreichend Weidegrund und Holz zum Anmachen von Feuer vorhanden war.

Da unsere Reisenden hier ein paar Tage Halt zu machen gedachten, so wurden die Wagen in einiger Entfernung von dem Flusse aufgefahren, damit das Lager aus den Pfaden der Thiere komme, welche sich zum Trinken an dem Flusse einfanden. Die Fährten der Löwen, der Büffel und anderer Thiere waren so zahlreich, daß diese Vorsicht als höchst nöthig erschien. Sobald di Wagen in der gewöhnlichen Weise geordnet waren, ließ man das Vieh bis zum Abend weiden und sammelte es sodann, um es wieder innerhalb und außerhalb der Wagen anzubinden. Unsere Abenteurer

hielten ihr Abendmahl an dem Ueberreste eines Springbocks, der allerdings nicht mehr sonderlich gut schmeckte; da jedoch die Pferde und die Leute von der Anstrengung der Reise zu erschöpft waren, so wurde eine neue Jagd auf den morgigen Tag verschoben.

Sie wurden im Laufe der Nacht nicht von Löwen beunruhigt; dagegen gelang es, den Hyänen unter die Wagen zu kriechen und, nachdem sie einen der Ochsen schwer gebissen, ein Schaf zu entführen. Unsere Reisenden waren von diesen Thieren so oft belästigt worden, daß wir ihrer nie Erwähnung thaten; aber am folgenden Morgen stellte sich heraus, daß der Ochse schwer beschädigt worden war und geschlachtet werden mußte.

„Wenn der Muth der Hyäne ihrer Kraft gleichkäme, so wäre sie ein sehr furchtbares Thier," bemerkte Swinton; „aber es ist Thatsache, daß sie selten oder nie den Menschen angreift, und wenn ihrer zwanzig in einem Rudel beisammen wären. Gleichwohl dringen sie unter den Kaffern sehr oft in die Hütten der Eingebornen und erwürgen hin und wieder Kinder und gebrechliche Leute. Hieran ist übrigens nur der Brauch der Kaffern Schuld, welche ihre Todten diesen Thieren zum Fraß überlassen; sie gewinnen dadurch eine Vorliebe für Menschenfleisch und machen deßhalb hin und wieder einen dreisteren Versuch, um es zu erhalten."

„Sie müssen eine furchtbare Kraft in ihren Kinnladen haben," bemerkte Alexander.

„Allerdings, und sie ist ihnen gleichfalls zu sehr weisen Zwecken verliehen. Die Hyänen und die Geier sind die Wasenmeister der tropischen Gegenden; letztere verzehren, was die ersteren übrig lassen, nämlich die Haut und das Gerippe eines todten Thiers. Die Kraft ihrer Kinnbacken ist von der Art, daß sie den größten Knochen mit Leichtigkeit zermalmen können."

„Gibt es von diesen Thieren mehrere Spielarten?"

„In Afrika zählt man vier: die gemeine gefleckte Hyäne oder den Wolf der Colonisten, deren Geruch so abscheulich ist, daß

die Hunde sie liegen lassen, nachdem sie die Bestie getödtet haben; dagegen kommen dann ihre eigenen Kameraden und fressen sie augenblicklich auf. Ferner die gestreifte oder wilde Hyäne, welche auch der Löcherwolf heißt, und eine andere, die von den Colonisten der braune Wolf genannt wird; letztere ist auch, glaube ich, die Varietät, welche unter dem Namen „die lachende Hyäne" bekannt ist. Eine weitere Spielart, welche ein Mittelglied zwischen der Hyäne und dem Hunde bildet, heißt die Venatica. Sie jagt in Rudeln und die Colonisten nennen sie den wilden Hund. Sie wurde zuerst von dem Reisenden Burchell beschrieben und ist zwar kleiner, aber viel wilder, als die übrigen."

„Ich weiß, daß es im Lande Leoparden gibt, aber dennoch sind wir noch nie mit einer derartigen Bestie zusammengetroffen. Sind sie gefährlich?"

„Der Leopard scheut den Kampf mit dem Menschen; wenn man ihn übrigens zur Verzweiflung treibt, wird er ein furchtbarer Gegner. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie einmal zwei Boern einen Leoparden angriffen. Das Thier war verwundet und wandte sich in seiner Bedrängniß gegen die Verfolger, indem es auf den nächsten zusprang, ihn zu Boden riß, seine Zähne in dessen Schultern schlug und ihn mit seinen Klauen zerfleischte. Als der andere die Gefahr seines Kameraden sah, sprang er von seinem Pferde und versuchte das Thier durch den Kopf zu schießen. Der Schuß ging fehl und der Leopard verließ nun seine erste Beute, um auf seinen zweiten Feind zuzuspringen, dem er mit einem Schlage ins Gesicht die Stirnhaut über die Augen herunterzog. Der Jäger rang mit dem Thiere, und endlich rollten sie mit einander eine steile Anhöhe hinab. Sobald der erste Boer sein Gewehr wieder geladen hatte, eilte er hinab, um seinen Freund zu retten. Aber es war zu spät; das Thier hatte ihn an der Kehle gefaßt und so furchtbar verstümmelt, daß der Tod unvermeidlich war; so konnte

also der Andere nichts weiter thun, als den Tod seines Kameraden dadurch rächen, daß er den Leoparden erschoß."

„Ein maßgeblicher Beweis, daß der Leopard nicht mit sich spielen läßt."

„Dieß ist bei jedem Thiere der Fall, wenn es zur Verzweiflung getrieben wird. Ich habe einmal mit angesehen, wie ein Quagga, das durch einen berittenen Jäger an den Rand eines Absturzes gehetzt wurde, den Fuß seines Feindes mit den Zähnen faßte und ihn förmlich abriß, so daß der Mann am Blutverluste sterben mußte, obschon ärztliche Hülfe in der Nähe war."

„Wer hätte sich auch eines so tragischen Ausgangs von der Jagd auf einen wilden Esel versehen?" bemerkte der Major.

„Mitten im Leben sind wir im Tode, und wir wissen nie, von wannen der Streich kommen wird. Vorher würde man ein derartiges Ereigniß für unmöglich gehalten und schon die Idee verlacht haben. Beiläufig, einer unserer Missionäre war gleichfalls sehr nahe daran, sein Leben durch einen Leoparden zu verlieren. Er wollte einem Hottentoten beispringen, welchen die Bestie gepackt hatte, und wurde nun selbst von dem Leoparden angegriffen, der, wie in dem vorigen Beispiele, seinen ersten Gegner verließ, um es mit dem zweiten aufzunehmen. Zum Glücke war Mr. S. ein sehr kräftiger Mann, und man leistete ihm früher Beistand, als in dem vorhin berührten Falle. Freilich trug sowohl er, als der Hottentote schwere Wunden davon, an denen sie viele Wochen darnieder lagen."

„Kennt man mehrere Spielarten von Leoparden, Swinton?

„Ja; da ist zum Beispiel der gemeine Leopard und der Jagdleopard — außerdem gibt es, glaube ich, noch zwei oder drei kleinere Varietäten, nämlich die Tigerkatze und die wilde Katze. — Was habt Ihr für heut im Sinne? Wollt Ihr hier bleiben oder vorrücken, Wilmot?"

„Der Major möchte gern einen Schuß auf die Gnus thun, da er bis jetzt noch kein derartiges Thier erlegt hat. Auch werden

die Ochsen wohl einen Tag Ruhe brauchen können, um sich wieder zu erholen, und da wir keine Eile haben, so glaube ich, wir können eben so gut Halt machen und unser Lager für einige Tage verproviantiren."

„Von Herzen gern; es thut mir leid, daß die Hyäne unsern Mundvorrath vermehrte, indem sie uns nöthigte, den armen Ochsen zu schlachten. Doch da ist nicht zu helfen. Unter jenem kleinen Berge in Westen gibt es eine große Heerde von Gnus und Quaggas; wenn wir übrigens weiter nach Norden kommen, werden wir bessere Thiere für die Tafel finden."

„Und die wären?"

„Das afrikanische Elent, das größte Thier der Antilopen-Species, welches bisweilen mehr als tausend Pfund wiegt. Diese Thiere sind sehr fett, leicht zu erlegen und bieten eine vortreffliche Speise. Als ich in dem Lande der Nemaqua war, zogen wir sie jeder andern Kost vor; aber ich sehe auf der Ebene dort eine andere Art von Wild."

„Welches?"

Omrah deutete danach hin.

„Es sind entweder Buschmänner (zahme Buschmänner, wie man sie im Gegensatz zu den andern nennt) oder Korannas — wahrscheinlich das letztere. Sie kommen geraden Weges auf uns zu; aber Mahomed kündigt das Frühstück an."

Nach Beendigung des Frühstücks fanden unsere Reisenden, daß sich ein Häuflein von zwölf Korannas der Karavane angeschlossen hatten. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie hungrig seyen, indem sie auf die Riemen deuteten, womit sie in der Magengegend ihren Leib eingeschnürt hatten. Der Dolmetscher bedeutete ihnen, daß es jetzt auf die Jagd gehe und sie etwas von dem Wilde erhalten sollten, worüber sie sehr erfreut waren.

„Wißt Ihr auch, wie man die Riemen nennt, welche sie um den Leib tragen, Wilmot?" fragte Swinton. „Sie heißen Hungergürtel, und alle Eingeborene tragen sie, wenn sie sehr vom Hunger

gequält werden. Sie meinen, durch das Einschnüren des Magens Erleichterung zu erhalten, und ich zweifle nicht, daß es auch wirklich der Fall ist."

„Gut," versetzte der Major. „Ich hoffe bald im Stande zu seyn, den armen Teufeln ihre Gürtel zu lösen und ihre Magen zu füllen, daß sie so angespannt sind, wie eine Trommel. Sattlet die Pferde, Bremen. Du, Omrah, reitest mein anderes Pferd und trägst meine zweite Büchse."

Omrah, welcher jetzt Englisch verstand, obschon er nur wenige Worte sprechen konnte, nickte mit dem Kopf und begab sich nach dem Wagen, um die Gewehre des Majors zu holen.

Neunzehntes Kapitel.

Sobald die Pferde bereit waren, traten unsere Reisenden ihren Feldzug gegen die Gnus und Quaggas an, welche sich westlich von der Karavane gesammelt hatten. Bremen, Swanevelt und Omrah waren beritten, zehn Hottentoten folgten mit ihren Gewehren zu Fuß und die Korannas schlossen sich gleichfalls der Partie an. Unter den Theilnehmern an der Jagd befand sich auch der große Adam, welcher denen, die noch nie ein Gnu gesehen hatten, die Art und Weise auseinandersetzte, wie er sie zu tödten pflegte.

Die Heerde ließ die Jäger auf ungefähr zweihundert Schritte herankommen; dann aber machten die Thiere Sprünge, schlugen aus, galoppirten in kleinen Kreisen und blieben etwa in der gleichen Entfernung wieder stehen, mit einem Gemisch von Neugierde und Zorn nach den Reitern hinblickend. Bald darauf flüchteten sie sich abermals weiter und schossen etliche tausend Schritte über die Ebene dahin, worauf sie auf's Neue Halt machten, Kopf und Mähnen schüttelten und wie zum Trotze den Boden stampften.

Die Reiter verhielten sich ruhig, bis die Fußgänger der Heerde wieder nahe gekommen waren. Nun fingen die Hottentoten an zu feuern und trieben die Thiere unsern Reisenden in Schußweite. Drei von den Gnus fielen, während die übrigen sich weiter flüchteten; aber als sie sich der Karavane näherten, stutzten sie abermals und wurden nun auf's Neue von den Jägern eingeschlossen.

Die Hottentoten rückten jetzt vorsichtig vor und schlichen sich so nahe als möglich an die Thiere hinan, deren Aufmerksamkeit auf die Reiter gerichtet war. Die Hottentoten befanden sich fast in Schußweite, als Omrah, welcher das zweite Pferd des Majors ritt, an den Büchsenladstock ein rothes Bandana-Schnupftuch, das er gewöhnlich um den Kopf trug, befestigte, sich rasch von den übrigen Reitern trennte und sein Thier nach der Stelle lenkte, wo der große Adam dahin schlich, um einen Schuß zu thun. Hinter seinem Feinde aufgestellt, begann er nun das rothe Tuch gegen die Thiere zu schwenken, denn er wußte wohl, daß ein Gnu eben so reizbar ist gegen die rothe Farbe, wie ein Ochse; sobald er daher sein Manöver begonnen hatte, trat eins der größten Männchen aus dem Haufen heraus, scharrte die Erde und bereitete sich zu einem Angriffe vor. Der große Adam, welcher sich nicht träumen ließ, wie Omrah hinter ihm beschäftigt war, stand jetzt auf, um zu schießen: aber wie er sich erhob, nahm das Gnu seinen Anlauf. Er stand jetzt zwischen dem Thiere und Omrahs Pferd, so daß natürlich die Wuth des ersteren zuvörderst gegen ihn losbrechen mußte.

Omrah hatte, sobald das Thier seinen Anlauf genommen, sich umgewandt und galoppirte davon; der große Adam aber verlor, sobald er einen solchen Feind auf sich zustürzen sah, alle Geistesgegenwart, fehlte in seinem Schlusse und ergriff die Flucht. Die Hörner des Gnus standen ihm schon ganz nahe, als der große Adam plötzlich zum Erstaunen aller Zuschauer verschwand und das Gnu über der Stelle, wo er unsichtbar geworden war, wegschoß.

„Was ist aus ihm geworden?" fragte Alexander lachend.

„Ich weiß es nicht, glaube aber, daß er durch ein wahres Wunder gerettet worden ist," versetzte der Major; „er verschwand wie ein Geist durch eine Fallthüre."

„Aber ich sehe seine Fersen," sagte Swinton lachend. „Verlaßt Euch darauf, er ist in ein Ameisenfresserloch gefallen. Die boshafte Schadenfreude dieses kleinen Knirps hätte ihm leicht den Tod bringen können."

„Er wollte ihn bloß zwingen, daß er sich wirklich als den sicheren Zieler erweise, für den er sich prahlerisch ausgibt," versetzte der Major. „Doch halt einen Augenblick, ich will dieses schöne Thierlein niederstrecken, und dann können wir nach dem großen Adam sehen."

Aber ehe der Major dem Gnu, welches noch immer in der Erde scharrte und sich nach seinem Gegner umsah, nahe genug rücken konnte, war Omrah, der das Tuch beseitigt hatte, mit des Majors Büchse herangekommen und hatte das Thier erlegt. Zu gleicher Zeit ließen die Hottentoten eine Salve auf die Heerde krachen, und drei weitere Thiere fielen, worauf die übrigen davon galoppirten und bald nicht mehr zu sehen waren.

Sie ritten nun nach der Stelle hin, wo der große Adam verschwunden war, und fanden ihn, wie Swinton vermuthet hatte, in einem tiefen Ameisenfresserloch, in welchem er kopfabwärts stack und kläglich um Hülfe schrie. Seine Füße sahen oben heraus, aber dieß war Alles. Die Hottentoten halfen ihm aus dem Loche; er fiel zu Boden und schien vor Schrecken und in Folge seiner Köpflingslage ganz erschöpft zu seyn — auch ärgerte er sich sehr über das Gelächter, das gegen ihn erhoben wurde.

Die Gnus waren bald zerlegt; die Hottentoten nahmen so viel, als sie brauchten, und das übrige wurde den hungrigen Korannas übermacht. Swinton schüttelte seinen Kopf gegen Omrah, der seinerseits ganz unschuldig that, bis sich endlich auch der Naturforscher dem Gelächter des Majors und Alexanders anschloß.

Da die Pferde durch die Jagd sehr erschöpft worden waren, so beschloßen unsere Reisenden nach der Karavane zurück zu kehren, um ihre Thiere nicht für den künftigen Dienst unbrauchbar zu machen. Ihr Mittag- und Nachtessen bestand aus dem Fleische der Gnus, welches großen Beifall erhielt, und als das Souper vorüber war, sagte Alexander:

„Nun, Swinton, wenn Ihr Lust habt, so sind wir beide, der Major und ich mit Freuden bereit, Eure Geschichte der Mänteties anzuhören."

„Recht gerne," versetzte Swinton. „Die Anzahl von Stämmen, die unter dem Namen Mänteties oder Eindringlinge bekannt ist, wohnte den besten Autoritäten zufolge in den Strichen westlich vom Zulu-Gebiet und in gleicher Breite mit der Delagoa-Bay. Da sie insgesammt fast blos von dem Fleisch und der Milch ihres Viehes leben, müssen sie, wenn sie desselben beraubt und dadurch zur Verzweiflung getrieben werden, entweder sich selbst aufs Plündern legen oder Hunger sterben. Dies war bei den Mänteties der Fall. Außer Stande, den Angriffen der Zulus Widerstand zu leisten, wurden sie aus ihrem Lande vertrieben und vereinigten ihre Streitkräfte mit Anderen, welche das gleiche Schicksal getroffen hatte.

„Dies war der Ursprung der Mänteties, welche, obschon sie nicht Muth genug hatten, die Angriffe der Zulus zurückzuweisen, durch Hunger und Verzweiflung in ihren Einfällen auf andere Gebiete zu den außerordentlichsten Kraftäußerungen gespornt wurden.

„Sie bildeten, nachdem sie sich gesammelt hatten, mit ihren Weibern und Kindern eine ungeheure Masse, und da sie außer Stand waren, sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, so veränderte sich ihre Lebensweise dermaßen, daß sie zuletzt Kannibalen wurden und die Leichen ihrer Feinde oder das Fleisch ihrer in dem Kampfe gefallenen Kameraden verzehrten.

„Die Bedschuana-Stämme oder die Kaffern des Innern wurden zuerst angegriffen, ihre Städte geplündert und verbrannt, ihre Vieh-

heerden weggeführt und verzehrt. Dann fielen die Mänteties auf die Wenkiets, einen der Demara-Stämme, welche, nördlich von dem Nemaqua-Land, an der Ostküste wohnen. Aber die Wenkiets waren ein tapferes Volk und auf den Einfall gefaßt, so daß die Mänteties unter großem Gemetzel zurückgeschlagen wurden. Ueber ihre Niederlage erstaunt, wandten sie sich nach dem Süden und fielen in das Bedschuana-Land ein.

„Mittlerweile hatten unsere Missionäre sich in dem Koranna-Lande niedergelassen, und als das Vorrücken der Mänteties ruchbar wurde, geriethen die Bedschuanen in große Bestürzung; denn obgleich sie schöner aussehen, als die östlichen Kaffern, sind sie doch keineswegs so tapfer und kriegerisch.

„Da das Vorrücken dieses Volkes sowohl die Mission zerstört, als auch den bedrohten Stamm vernichtet haben würde, so beschloß der Missionär Mr. M., die bereits erwähnten Griquas, die nicht nur Pferde hatten, sondern auch wohl bewaffnet waren, um Beistand anzugehen. Die Griquas kamen unter ihrem Häuptling Waterboer und zogen gegen den Feind; ihnen schloß sich ein großes Heer Bedschuanen an, welche, durch die Anwesenheit der Griquas ermuthigt, jetzt gleichfalls ins Feld rückten.

„Die Mänteties hatten aber bereits die Bedschuanen-Stadt Liteku, welche 16,000 Einwohner enthielt, in Besitz genommen, und ich will nun, so gut ich mich noch erinnern kann, den Bericht des Missionärs zu Kuruman, Mr. M., geben, der die Griquas begleitet hatte, um wo möglich ein gütliches Abfinden mit den Eindringlingen zu erwirken.

„Er erzählte mir, als er mit einem kleinen Häuflein dem Griquaheere vorausgezogen sey, um diesen Zweck zu erreichen, habe er Schaaren des Feindes gesehen, welche nach den Lagunen kamen, um zu trinken, aber dort niedersanken und vor Hunger starben. Als sie sich dem Haupthaufen des gegnerischen Heeres näherten, fanden sie, daß das geraubte Vieh in dem Centrum einer ungeheuren Menschenmasse eingeschlossen war. Sie versuchten zu parlamentiren, aber

der Feind schleuderte in der wildesten Wuth seine Speere nach ihnen, so daß sie sich zum Rückzuge genöthigt sahen, ohne daß sie hoffen konnten, einen Vergleich zu erzielen.

„Am nächsten Tage sollten die Griquas vorrücken: sie bestanden aus ungefähr hundert wohlberittenen und wohlbewaffneten Kriegern. Der Feind stürzte mit schrecklichem Geheul auf sie zu und schleuderte seine Wurfspieße und Keulen auf sie; das schwarze, garstige Aussehen der Mänteties, ihre wilde Wuth und ihre heiseren, lauten Stimmen übten einen seltsamen Eindruck. Die Griquas zogen sich weislich zurück, um nicht umringt zu werden.

„Endlich wurde der Beschluß gefaßt, daß die Griquas Feuer geben sollten; man hoffte, die Mänteties, welche noch nie Zeuge von der Wirkung der Feuerwaffen gewesen waren, würden dadurch eingeschüchtert, und es könne auf diese Weise weiteres Blutvergießen verhindert werden. Viele der Feinde blieben; aber obschon die Ueberlebenden mit Staunen auf ihre Todten blickten und die verwundeten Krieger sich im Staube wälzten, stürzten sie doch mit löwengleicher Wuth auf die Reiter los und rissen die Waffen aus den Händen ihrer sterbenden Kameraden, um diejenigen zu ersetzen, welche sie bereits auf ihre Gegner geschleudert hatten.

„Da Diejenigen, welche aus dem Hauptheere hervorgetreten waren, um die Griquas anzugreifen, die Häuptlinge der Mänteties waren und einer nach dem andern stürzte, so wurde das übrige Heer muthlos.

„Nachdem die Griquas in dieser Weise den Kampf begonnen, rückte die Bedschuana-Armee nach und unterstützte die Reiter mit ihren vergifteten Pfeilen, die sie gegen die Feinde entsandten; aber nun brach ein kleiner Haufen der muthigsten Mäntetie-Krieger heraus und schlug das gesammte Heer der Bedschuanas in die Flucht.

„Der Kampf hatte dritthalb Stunden gedauert, als die Griquas finden mußten, daß ihre Munition auf die Neige ging, weshalb sie sich vornahmen, auf jede Gefahr hin, die ganze Macht des Feindes

anzugreifen. Dies geschah, und die Mänteties flüchteten sich gen Westen; sie wurden aber von den Griquas eingeholt, und es begann ein abermaliger Angriff, der das wildeste Handgemenge zur Folge hatte.

„Mr. M. sagte, die Scene, die sich nun darbot, sey fürchterlich und der Zustand der Spannung im höchsten Grade peinlich gewesen. Das wellenförmige Land war nach allen Richtungen hin mit Kriegern bedeckt — Griquas, Mänteties und Bedschuanas, Alles in Bewegung, so daß es unmöglich war, zu sagen, wer die Freunde und wer die Feinde waren. Staubwolken umhüllten die ungeheuren Massen, die da sich flüchteten, dort den Feind verfolgten; und in ihr Zetergeschrei mischte sich das Brüllen der Ochsen, der Kriegsruf der noch unbesiegten Streiter, das Stöhnen der Sterbenden und das Wehgeheul von Weibern und Kindern. Endlich zog sich der Feind nach der Stadt zurück, die jetzt, um den Schrecken der Scene zu erhöhen, in Flammen gesetzt wurde.

„Dann folgte ein abermaliger verzweifelter Kampf. Die Mänteties versuchten die Griquas in die brennende Stadt einzuschließen, ergriffen aber, da ihnen dies nicht gelang, in größter Verwirrung die Flucht. Es ist eine seltsame Thatsache, daß die Mäntetie-Streitkräfte in zwei Heerhaufen getheilt waren, und während die Griquas mit dem einen stritten, blieb der andere in der Stadt; denn der letztere setzte so großes Vertrauen in den ersteren, daß er ihm nicht zu Hülfe kam.

„Nachdem die Stadt in Brand gesteckt war, vereinigten sich beide Abtheilungen und zogen sich, nicht weniger als vierzigtausend Streiter stark, nach dem Norden zurück; aber mit dem Rückzug der Mänteties begannen auch die Bedschuanas das Werk des Gemetzels. Weiber und Kinder wurden ohne Erbarmen geschlachtet; was übrigens die verwundeten Mänteties betraf, so schien es, als ob nichts sie zur Ergebung zwingen konnte. Es kam oft vor, daß ein einziges Individuum von fünfzig Bedschuanas umringt war und so lange fortfocht, als noch Leben in ihm war.

„Mr. M. sagt, er habe mehr als einmal mitangesehen, wie ein Mäntetie, der schon zehn oder zwölf Pfeile und Speere in seinem Leibe stecken hatte, sich wild gegen ganze Schaaren wehrte. Männer, die mit dem Tode rangen, rafften sich vom Boden auf und schleuderten noch ihre Waffen, ehe sie todt zusammenbrachen, denn ihr kriegerischer, feindseliger Geist erlosch erst mit dem Leben.“

„Und doch ließ sich dasselbe Volk sein eigenes Land von den Zulus entreißen?“

„Ja; aber durch Mangel und Noth waren sie in verzweifelte Krieger umgewandelt worden.“

„Es nimmt mich Wunder, daß sie nie daran dachten, ihr eigenes Land wieder zu erobern, da sie den Zulus doch gewiß gewachsen seyn mußten. Ist dies das Ende ihrer Geschichte, Swinton?“

„Nicht ganz. Aber vielleicht seyd Ihr müde.“

„O nein, ich bitte, fahrt fort.“

„Die Mänteties, obgleich von den Griquas geschlagen, ermuthigten sich bald wieder, und es verbreitete sich die Nachricht, daß sie im Begriffe wären, nach Kuruman herunter zu kommen, wo die Missionäre ihre Station hatten. Sobald sie nämlich in Erfahrung brachten, die Griquas seyen nach Hause gezogen, faßten sie den Entschluß, sich an den Bedschuanas zu rächen, welche sie nur wie den Staub unter ihren Füßen betrachteten.

„Auf diese Nachricht hin schrieb Mr. M. an Waterboer, den Häuptling der Griquas, und bat ihn, er möchte unverweilt wieder zurückkehren; dieser aber erwiederte, ein großer Haufen von Mänteties bedrohe von dem Vaal oder gelben Flusse her die Griquas mit einem Angriffe, weshalb sie bleiben müßten, um ihr Eigenthum zu vertheidigen; Mr. M. solle übrigens mit seiner Familie nach der Griqua-Stadt kommen und sich unter ihren Schutz begeben.

„Da die Missionäre unter solchen Umständen nicht länger bleiben konnten, so wurden die Posten verlassen, und sie flüchteten sich mit ihren Frauen und Familien nach Griqua-Stadt, wo sie übrigens

noch nicht lange eingetroffen waren, als sich schon die Kunde verbreitete, daß die beiden Mäntetiehaufen ihre Routen geändert hätten. Der eine Theil zog nach Osten und in das Land, aus dem sie von den Zulus vertrieben worden waren, der andere aber nahm, wie es scheint, Besitz von dem Striche in der Nähe der Quellen des Orange-Flusses, wo sie viele Jahre einen Plünderungskrieg gegen die Stämme dieses Distrikts führten. Endlich vermischte sich ein Theil derselben mit den Bewohnern des Striches, der jetzt den Namen „neues Mäntetie-Land" führt. Die übrigen machten einen Einfall in das Gebiet der östlichen Kaffern, unter denen sie als die Ficani bekannt waren."

„Und was wurde aus ihnen?"

„Sie erschlugen einige Kaffernhäuptlinge, und die Kaffern boten nunmehr den Beistand der englischen Kolonisten auf, welche ihrem Gesuche Gehör schenkten und eine starke bewaffnete Macht gegen die Eindringlinge marschiren ließen. Man fand sie angesiedelt, denn sie hatten eine Stadt in der Nähe der Quellen des Umtata-Flusses gebaut. Die Kaffern schlossen sich mit all' ihren Streitkräften den englischen Truppen an, und die Ficani wurden überrascht. Es fand ein schreckliches Blutbad Statt. Musketen, Artillerie und congrevische Raketen übten ihr zerstörendes Werk an den unglücklichen Elenden, die von allen Seiten durch die Kaffern eingeschlossen waren, und so wurden die Ficani ausgerottet, denn die Kaffern schonten weder Mann noch Weib oder Kind. Dies ist die Geschichte der Mänteties; ihr Untergang war schrecklich, aber vielleicht unvermeidlich."

„Sehr wahr," bemerkte Alexander; „ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß derartige verheerende Kämpfe von einer leitenden Vorsehung als Strafen zugelassen werden, die aber doch eine wohlwollende Absicht zur Grundlage haben; denn gewiß ist ein schneller Tod viel besser, als der langsame durch Hunger und Elend. So viel ist gewiß, daß sie vernichtet, oder Andere aufgerieben werden

mußten, um ihnen Platz zu machen, und in beiden Fällen war das Opfer zahlloser Menschenleben nicht zu umgehen. So schrecklich auch der Krieg in seinen Einzelnzügen ist, gehört er doch augenfällig zu den nothwendigen Uebeln des menschlichen Daseyns und ist ein Vorbeugungsmittel, daß sich die Menschen nicht so schnell vermehren, um sich gegenseitig auffressen zu müssen.

„Ich weiß nicht, ob es Euch gleichfalls aufgefallen ist, aber mir kömmt es vor, als ob die Pest und die Cholera in den Ländern, wo diese Uebel ausbrechen, fast gleich nothwendig sind. Auch ist es gewiß sehr merkwürdig, daß die letztere Krankheit erst in Europa auftrat (wenigstens darf ich sagen, daß man in Jahrhunderten nichts von ihr hörte), nachdem unter dem langen Frieden eine so rasche Vermehrung der Menschenmassen stattgefunden hatte.

„Während der vielen Kriegsjahre, die in Europa die Bevölkerung lichteten, hatten wir keine Cholera und nur selten eine von den paar andern Epidemieen, die seitdem so verhängnißvoll geworden sind. Ich glaube hieraus wohl den Schluß ziehen zu dürfen, daß sich in allen derartigen Dingen der Finger der Vorsehung blicken läßt. Also auch die blutigsten Kriege und die verheerendsten Seuchen, so sehr sie an sich schwere Heimsuchungen und vielleicht herbe Strafen für die Sünden der Völker sind, können in manchen Fällen die Wirkung haben, dem Elend vorzubeugen, das aus einer übermäßigen Bevölkerung hervorgehen müßte!“

„Ihr mögt wohl vollkommen Recht haben, Alexander,“ bemerkte Swinton; denn die Wege der Vorsehung sind unerforschlich geheimnißvoll, und wenn wir um Abwendung eines scheinbar schweren Unglücks bitten, wünschen wir vielleicht die Entfernung einer Sache, die sich zuletzt als ein Werk der Gnade ausweist.“

„In Eurer Erzählung ist mir etwas aufgefallen, Swinton,“ bemerkte der Major, „was Ihr nur leichthin berührtet: ich meine die Lage der Missionäre während dieser Schreckensscene, die gewiß höchst peinlich gewesen seyn muß.“

„Gewiß.“

„Und dennoch habe ich viele Einwendungen gegen sie nicht nur gelesen, sondern auch gehört; von manchen Seiten her sucht man den Beiträgen, welche zu ihrer Unterstützung gesammelt werden, Abtrag zu thun.“

„Ich gebe es zu; dies geschieht übrigens deshalb, weil den Leuten nur bekannt ist, daß viel Geld unterzeichnet wird, ohne daß sie wissen, für welche Zwecke es in Anwendung kömmt. Man hört Berichte verlesen und findet vielleicht, daß das Licht des Evangeliums nur an einem oder dem andern Orte zu glimmen beginnt, während an andern vorderhand noch alle Mühe vergeblich war. Dabei vergißt man freilich, daß das Senfkörnlein erst allmählig zu einem großen Baume werden kann, der seine Zweige ausbreitet — die Leute wollen augenblicklichen Erfolg und sehen sich dafür getäuscht. Natürlich habe ich kein Urtheil über die Art und Weise, wie die Missionen in anderen Ländern behandelt werden; nach dem aber, was ich von den Missionären in diesen Theilen der Erde, die mir meist durch den Augenschein bekannt sind, gesehen habe, kann ich ehrlich versichern — und ich glaube, Ihr habt Euch gleichfalls zur Genüge überzeugt, um mit mir übereinzustimmen, — daß das Geld, welches man den Gesellschaften anvertraut, nicht weggeworfen ist oder verschwendet wird. Die Missionäre treiben zugleich Handarbeit und schaffen sich so fast ganz ihr eigenes Auskommen.“

„Ihr habt vollkommen Recht, Swinton,“ entgegnete Alexander; „aber welche Einwendungen werden denn eigentlich gegen die Missionäre erhoben? Nach dem, was mir die eigene Anschauung gab, kann ich mir nicht denken, was man gegen sie vorzubringen im Stande wäre.“

„Die Einwendungen, die ich vorbringen hörte und so oft zurückzuweisen versuchte, bestehen darin, daß die Mehrzahl der Missionäre eine fanatische Menschenklasse sey, die sich's mehr angelegen seyn lasse, die Lehrsätze ihrer eigenen Sekten und Glaubensbekenntnisse,

als die Religion unseres Erlösers zu verbreiten — sie beständen vorzugsweise aus ungebildeten, gemeinen Menschen — viele davon seyen sehr leidenschaftlich und unverständig — einige besäßen sogar einen schlechten, moralischen Ruf — und ihre Anstrengungen, mochten sie nun dieselben zu Verbreitung der Civilisation oder des Christenthums aufbieten, hätten nicht die entsprechenden Resultate zur Folge gehabt."

„Laßt uns nun hören, was Ihr auf diese vielen Vorwürfe erwiedert habt."

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Missionäre, welche unter den Wilden des Innern arbeiten, häufig, wo nicht meistentheils Leute von sehr beschränkter Erziehung sind, denn viele davon waren ursprünglich für ein Handwerk bestimmt; aber es frägt sich sehr, ob Leute von höherer Bildung besser geeignet seyn würden, das Fassungsvermögen einsichtsloser Barbaren anzusprechen. Ein hochgebildeter Mann wird allerdings seine Würdigung unter denen, die selbst gebildet sind, finden, aber wird wohl unter den Wilden derselbe Fall Statt haben? Im Gegentheil — dieser blickt mit weit mehr Achtung auf einen Mann, der in Eisen arbeiten, seine Waffen ausbessern und durch das sinnreiche Werk seiner Hände sein Erstaunen erregen kann. Nur unter solchen Umständen bemerkt der Wilde die Ueberlegenheit des Missionärs und schenkt ihr Anerkennung; an dem Studirten würde er sie nie entdecken.

„Wollten wir übrigens auch zugeben, daß es besser wäre Männer mit höheren geistigen Gaben zu verwenden — wo wären diese zu finden? Man bedarf so vieler Arbeiter im Weinberge des Herrn — läßt sich wohl erwarten, daß sich unter den jungen Männern, die auf Universitäten erzogen wurden, eine zureichende Anzahl zur Verfügung stellen würde? Wären sie überhaupt im Stande, die Entbehrungen und Mühseligkeiten durchzumachen, denen die afrikanischen Missionäre ausgesetzt sind? Könnten sie sich schweren Geschäften unterziehen und für ihr tägliches Brod arbeiten — oder wären sie wohl geneigt, sich den vielen Mühen und Gefahren zu

unterwerfen, welche Diejenigen zu bestehen haben, die hieher geschickt werden? Ich fürchte, nein. Auch möchte ich mir hier die Bemerkung erlauben, daß das Christenthum im Anfang nicht von den Talentvollen und Gebildeten gepredigt wurde, denn von den Zwölfen, welche unser Erlöser ausgewählt hatte, war nur der einzige Apostel Paulus ein Gelehrter.

„Wenn wir gesehen hätten, wie die galiläischen Fischer ihre Netze ausbesserten, würden wir wohl je geglaubt haben, daß diese bescheidenen Arbeiter die Männer waren, welche später die Welt umbilden, den Götzendienst stürzen und den Aberglauben alter Reiche in den Staub treten sollten? Hätte man sich damals wohl träumen lassen, daß die Lehre dieser Männer, welche aller Erziehung entbehrten — freilich müssen wir zugeben, daß sie die göttliche Begeisterung unterstützte — mit Freuden aufgegriffen werden könnte, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne und bis zu den äußersten Grenzen der Erde, wie es jetzt wirklich der Fall ist?"

„Sehr wahr und ganz bewunderungswürdig bewiesen, Swinton," versetzte Alexander. „Der Allmächtige hat, als wolle er damit zeigen, wie unbedeutend in seinen Augen alle menschliche Macht ist, sich oft der geringsten Werkzeuge bedient, um das Größte zu vollbringen. Wer weiß, ob nicht sogar unser Sabbathhalten in der Wüste einiges Gute hervorbringen kann und ein bescheidenes Mittel wird, um der göttlichen Sache Vorschub zu leisten? Wir müssen stets die Lehre im Gedächtniß tragen: ‚am Morgen säe deine Saat und am Abend halte Deine Hand nicht zurück, denn du weißt nicht, ob dieß oder das gedeihen, oder ob Beides gleich gut ausfallen wird.'"

„Zuverlässig." erwiederte Swinton. „Die Eingebornen halten uns für eine überlegene Raſſe, und wenn sie unsre Gottesverehrung sehen, so sind sie leicht auf den Gedanken zu bringen, das, was sie uns thun sehen, müsse auch recht seyn. Sie nehmen vielleicht Anlaß daraus, sich zu erkundigen, treffen auf die geeignete Belehrung und lassen sich zuletzt unter die Jünger unsers Erlösers aufnehmen,

Es ist übrigens nicht in Abrede zu ziehen, daß hin und wieder Personen zu Missionären gewählt wurden, die eines solchen Amtes unwürdig waren — doch wo ließe sich dies vermeiden, wo die Wirksamkeit des Menschen in Anwendung kommen muß? Immerhin liefern derartige Ausnahmen eben so wenig einen Gegenbeweis gegen die allgemeine Achtbarkeit und den Nutzen der Missionäre überhaupt, als die Aufnahme des Verräthers Judas unter die Apostel der Verbreitung des Christenthums Abtrag thun konnte. Von den Früchten ihres Wirkens und ihres Eifers kann ich, da ich die Stationen besucht habe, getrost das beste Zeugniß ablegen, wie denn überhaupt ihr musterhafter Muth, ihre Geduld und ihre Beharrlichkeit alle Bewunderung verdienen.

„Man findet diese aufopferungsvollen Männer in den entlegensten Einöden; sie begleiten die unstäten Wilden von Platz zu Platz, unterwerfen sich bereitwillig den Beschwerden des Hungers und des Durstes, entbehren fast jeder Bequemlichkeit und können mitunter nicht einmal über die nöthigsten Lebensbedürfnisse verfügen. Manche haben ohne Murren ihr ganzes Leben in einem derartigen Dienste verbracht, und doch erklären Leute, die nie ihren heimischen Heerd verlassen haben, ihren Eifer als Fanatismus und behaupten, das für ihre Ausstattung beigetragene Geld sey weggeworfen. Zum Glück erwarten diese Gottesmänner ihren Lohn nicht von dieser Welt, sondern bauen ihre Hoffnungen auf die künftige."

„Daß diejenigen, welche sich die Missionsstationen zu Nutzen machten, gesitteter und viel verständiger werden, als ihre Landsleute, ist bewiesen," bemerkte der Major; „aber habt Ihr schon Beweise gesehen, daß das Christenthum unter den Eingeborenen besondere Früchte getragen hätte? — Ich meine, ob sich Fälle aufbringen lassen, die auch diejenigen überzeugen müßten, welche sich bisher in der Sache lau oder gar feindselig gezeigt haben."

„O ja, und namentlich gehört hieher die Geschichte Afri-

kaners," entgegnete Swinton. „Es gibt zwar noch andere Belege, aber der, den ich meine, ist der augenfälligste."

„Da müssen wir Euch schon wieder in Anspruch nehmen, Swinton. Erzählt uns Afrikaners Geschichte."

„Mit Vergnügen; Ihr könnt sodann von ihr Gebrauch machen, wenn es gilt, den Missionen das Wort zu reden. Afrikaner war ein Häuptling und ein Abkömmling von Häuptlingen der Hottentoten-Nation, welche vordem im Bereiche von etwa zwanzig Meilen um die Kapstadt ihre Heerden auf ihren eigenen heimischen Bergen weideten. Wie sich die holländischen Kolonisten am Kap vermehrten, beraubten sie auch, wie Mr. Fairburn Alexandern erzählt hat, die Hottentoten ihrer Ländereien, und diese, welche nicht im Stande waren, den Eindringlingen Widerstand zu leisten, wurden mehr und mehr aus den Besitzungen ihrer Väter verdrängt.

„Bald sah sich Afrikaner und sein verminderter Stamm genöthigt, bei einem holländischen Boer Dienste zu nehmen, dem er einige Zeit mit aller Treue als Schafhirte diente. Hätte sich nun der Holländer nur mit gewöhnlicher Menschlichkeit — von Dank will ich nicht reden — gegen diejenigen benommen, die ihm so gute Dienste leisteten, so könnte er noch am Leben seyn; er betrachtete jedoch, wie alle seine Landsleute, die Hottentoten als bloße Lastthiere, die er im augenblicklichen Zorne ermorden und wie wilde Thiere todt hetzen durfte.

„Afrikaner sah seinen Stamm durch die Grausamkeit seines Lehnsherrn mit jedem Tage mehr zusammenschmelzen und beschloß deßhalb endlich, sich nicht länger zu unterwerfen. Da die Buschmänner unaufhörlich das Vieh der Boers zu rauben suchten, so waren Afrikaner und seine Leute nicht nur gut an den Gebrauch der Feuerwaffen gewöhnt, sondern befanden sich auch stets im Besitz derselben. Der Holländer, welcher sich vorstellte, daß eine Verschwörung im Werke sey, beschloß, einen Theil von Afrikaners Leuten nach einem entlegenen Orte zu schicken, wo er sie einzu-

sperren und durch ihre Vernichtung die Macht des Stammes zu schwächen gedachte.

„Da er eine Art obrigkeitlichen Postens begleitete, so war er auch im Stande, diesem Entschluß Nachdruck zu geben; aber Afrikaner, der Verdacht schöpfte, nahm sich vor, den Anschlag zu vereiteln. Befehl um Befehl erging nach den Hütten Afrikaners und seiner Leute, aber sie verweigerten entschieden den Gehorsam, verlangten Bezahlung für ihre langen Dienste und wollten entlassen werden, um sich weiter nach dem Innern zurückzuziehen. Die Antwort war eine entschiedene Weigerung, und sie erhielten die Weisung, in dem Hause des Boers zu erscheinen. Zwar Gewalt befürchtend, aber doch daran gewöhnt, den Befehlen zu gehorchen, ging Afrikaner mit seinen Brüdern hinauf, aber einer der letzteren verbarg sein Gewehr unter dem Mantel. Als sie anlangten, kam der Boer heraus und schlug Afrikaner zu Boden. Jetzt zog sein Bruder das Gewehr hervor und schoß den Holländer auf der Stelle nieder. Der Elende hatte in dieser Weise die gerechte Belohnung für seine Schändlichkeiten und Blutthaten erhalten.

„Das Weib des Boers, welche die Ermordung ihres Gatten mit angesehen hatte, schrie und flehte um Gnade. Man bedeutete ihr, sie brauche nicht unruhig zu seyn, forderte sie aber auf, sämmtliche Gewehre und Munition im Hause auszuliefern, was denn auch augenblicklich geschah. Afrikaner eilte sodann zu seinen Leuten zurück, sammelte sie mit all seinem Vieh und den Geräthschaften, welche sie mit sich nehmen konnten und wandten sich nach dem Orange-Fluß.

„Er war bald aus dem Bereiche seiner Verfolger, denn in einem Distrikt mit so zerstreuter Bevölkernng war Zeit erforderlich, um eine zureichende Streitmacht zu sammeln. Afrikaner schlug seinen Wohnplatz an den Ufern des Orangeflusses auf, und da später ein Häuptling im großen Nemaqua-Land sein Gebiet an ihn abtrat, so fiel es sowohl auf dem Wege Rechtens, als durch

Eroberung ihm zu. Doch wir wollen jetzt abbrechen — es wird spät und wir müssen zu Bette gehen, wenn wir morgen zeitig aufbrechen wollen."

„Wir wollen Erbarmen mit Euch haben, Swinton, und unsere Ungeduld verschieben," sagte der Major. — „Gute Nacht, und möge Euch keine Löwenserenade aus dem Schlummer wecken."

„Wir wollen nicht hoffen; die Musik ist zu laut, um angenehm zu seyn. Gute Nacht."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen früh wurden die Wasserfässer gefüllt, die Ochsen angespannt und die Karavane brach von den Ufern des Cradock oder schwarzen Flusses auf, um durch das Land der Buschmänner mehr nach Norden zu ziehen. Da übrigens unsre Reisenden wohl wußten, sie könnten, wenn sie den Strom ganz verließen, kein Wasser finden, bis sie den Vaal oder gelben Fluß erreichten, so beschlossen sie, eine Zeitlang in westlicher Richtung dem Laufe des Cradock zu folgen und erst später sich dem Vaal zuzuwenden, in dessen Nähe sie viel Wild, namentlich aber die Giraffe und das Rhinozeros zu finden erwarteten.

Obschon um diese Jahreszeit der Fluß fast ganz ausgetrocknet war, wuchs doch am Ufer einiges Gras, streckenweise mit Binsen und hohem Rohr untermischt. Dieß reichte für das Vieh zu; aber die Gegend wurde durch Löwen und andere Raubthiere unsicher, die sich in der trocknen Jahreszeit wegen des Wassers in der Nähe der Flußufer aufhielten.

Bis Mittag waren sie ungefähr sechs Stunden westwärts ge-

kommen. Je weiter sie vorrückten, desto mehr Wasser fanden sie im Flusse, weßhalb sie ihr Vieh ausspannten, um es bis zum Abend weiden zu lassen, denn es war zu gefährlich, es Nachts loszubinden. Da sie keine Eile hatten, so beschloßen sie, fortan blos von Tagesanbruch bis Mittag zu reisen; der Nachmittag und der Abend sollten zur Jagd verwendet, Nachts aber das Lager gesichert, und das Vieh wie früher untergebracht werden.

In Folge dieser Maßregel wurden die Gespanne nicht durch übermäßige Anstrengung erschöpft, und unsere Abenteurer fanden Zeit, den Zweck ihrer Reise zu verfolgen — nämlich der Jagd auf die wilden Thiere obzuliegen, von denen es in der Gegend wimmelte, wodurch sie nebenbei einen beharrlichen Proviantzuwachs für sich und ihr Gefolge gewannen.

Nachdem sie nun so weit gewandert waren, als sie wünschten, machten sie an dem Fuße eines ansteigenden Grundes Halt; die Stelle lag einige tausend Fuß von dem Flußufer entfernt und grenzte an eine lange Gruppe von Mimosen und andern Bäumen. Sobald das Vieh ausgespannt und an den Fluß zur Tränke geführt war, ließen unsere Reisenden ihre Pferde satteln. Das Ufer war auf ihrer Seite niedrig, weßhalb sie die Anhöhe hinanritten, um das jenseitige Land zu betrachten und sich zu überzeugen, welche Art von Wild sich blicken ließe.

Sobald sie die Höhe erreicht hatten und die Bäume hinter sich hatten, deutete Omrah auf einen abgebrochenen Zweig, indem er sagte:

„Hier nicht lang Elephant gegangen."

Bremen erklärte, daß Omrah Recht habe, und die Thiere vor nicht mehr als einer Woche aufgebrochen seyn müßten; wahrscheinlich hatten sie die Richtung des Stromes verfolgt. Jetzt bemerkte Omrah den Abdruck eines andern Fußes und deutete darauf hin. Da er aber den Namen des Thieres weder in englischer noch in

holländischer Sprachen anzugeben wußte, so ahmte er dessen Bewegungen nach.

„Meint er ein Gnu?“ fragte Alexander.

Omrah schüttelte den Kopf, erhob seine Hände, und deutete durch Zeichen an, daß das Thier zweimal so groß sey.

„Kommt her, Bremen — welche Spur haben wir hier?“ fragte Swinton.

„Die eines Büffels, Sir — frischer Abdruck — war erst letzte Nacht da.“

„Das ist ein Thier, welches ich gar zu gerne erlegen möchte,“ sagte der Major.

„Nehmt Euch aber sehr in Acht, daß es nicht Euch erlegt,“ versetzte Swinton, „denn es ist eine sehr gefährliche Bestie — fast eben so gefährlich wie ein Löwe.“

„Jedenfalls dürfen wir nicht ohne eine derartige Jagdbeute zurückkehren,“ sagte Alexander; „auch nicht ohne einen Löwen, sobald wir einen allein finden können. Diejenigen, welche wir bisher bei Tag gesehen haben, waren stets zu drei und vier, und ich glaube doch, daß dies zu viel ist für unsere Partie. Wie wir aber den ersten einzelnen Löwen treffen, so wollen wir, ich lege das feierliche Gelübde ab, einen Versuch auf seine Haut machen.“

„Ich bin dabei,“ entgegnete der Major. „Was sagt Ihr dazu, Swinton?“

„Ich muß wohl gleichfalls ja sagen. Da ich übrigens hieher gekommen bin, um mich nach andern Dingen umzusehen, als nach Löwen, so möchte ich doch für meine Person bemerken, daß der bessere Theil der Tapferkeit in der Klugheit liegt. Doch verlaßt Euch darauf, wenn Ihr einem Löwen nachgeht, werde ich dabei seyn. Ich habe oft der Löwenjagd angewohnt, wie sie von den Boern betrieben wurde; da wir aber keine Pferde übrig haben, so dürfen wir uns nicht gerade ihre Methode zum Muster nehmen.“

„Und wie jagen sie die Löwen?“ fragte Alexander.

„Es geschieht mehr zur Selbstvertheidigung, als um des Vergnügens willen,“ antwortete Swinton; „aber an den Grenzen der Colonie werden die Löwen den Heerden so schädlich, daß die Colonisten sie vertilgen müssen. Sie ziehen in der Regel zu zehn oder zwölfen — wo möglich nie weniger — aus und nehmen ihre langen Gewehre mit. Ihr müßt dabei bemerken, daß die Boern nicht nur sehr kaltblütige, muthige Leute, sondern auch vortreffliche Schützen sind, und ich fürchte, wir werden die genannte Zahl unter unsrer Partie nicht auffinden können. Da sind einmal wir drei, dann Bremen und Swanevelt — aber ich glaube nicht, daß unter den Uebrigen nur ein einziger Mann ist, der einem Löwen stehen würde. Wenn wir also diesen Wüstenkönig angreifen, wird es unter nachtheiligen Verhältnissen stattfinden müssen.

„Sobald sich die Boern überzeugt haben, wo der Löwe liegt, nähern sie sich dem Gebüsch bis auf mäßige Entfernung, steigen dann ab und binden ihre Pferde mit den Zügeln an einander. Das ist gefährlich, denn bisweilen springt der Löwe plötzlich heraus, und wenn dies der Fall ist, werden wahrscheinlich nicht nur Pferde sondern auch Menschenleben zum Opfer. Bleibt übrigens der Löwe ruhig, was gewöhnlich der Fall ist, so nähern sich ihm die Pflanzer bis auf ungefähr dreißig Schritte, denn bekanntlich macht er in der Regel seinen Sprung auf die Hälfte dieser Entfernung; aber beim Vorrücken decken sie sich durch die Pferde, die sie vor sich hintreiben, damit der Löwe zuerst auf die Rosse springe.

„Der Löwe faßt sie anfangs ganz ruhig ins Auge und wedelt sehr oft, wie in scherzhafter Laune, mit dem Schwanze; aber wie sie näher kommen, brüllt er, gleichsam um sie zu warnen. Kommen sie noch näher, so zieht er allmählig seine Hinterbeine unter den Körper und macht sich zum Sprunge fertig. Man sieht dann nichts von ihm, als seine borstende Mähne und die wie Feuer funkelnden Augen; denn er ist jetzt in voller Wuth und darauf gerüstet, im nächsten Augenblicke seinen Satz zu machen.“

„Dies ist ein kritischer Augenblick, und die Hälfte der Jäger erhält jetzt das Signal, Feuer zu geben. Glückt es nicht, ihn mit der ersten Salve zu tödten, so stürzt er wie ein Donnerkeil auf die Pferde los. Jetzt gibt die andere Hälfte Feuer und trifft ihn in der Regel so, daß ihm der Garaus gemacht ist; aber oft kommen dabei einige Pferde um oder werden doch so verwundet, daß der Tod unausbleiblich ist. Bisweilen, obschon selten, trifft sichs auch, daß einer oder mehrere Jäger das gleiche Schicksal theilen. Ihr seht also, auch unter den vortheilhaftesten Umständen ist der Feldzug mit großer Gefahr verbunden, weßhalb man ihn nicht ohne gebührende Vorsicht unternehmen sollte."

„Sehr wahr, Swinton; aber es geht nicht an, daß wir nach dem Kap zurückkehren, ohne einen Löwen geschossen zu haben."

„Nun, meinetwegen; aber selbst dies würde weit besser seyn, als von einem Löwen umgebracht zu werden und gar nicht zurückzukehren. Meine Ansicht ist übrigens, Ihr werdet einen Löwen zu schießen kriegen, ohne daß Ihr ihn aufsucht, und zwar ehe Ihr noch viel weiter gewandert seyd. Sie sind hier herum dem Hundert nach zu treffen — wohl in eben so großer Menge, wie in dem Nema-qua-Land."

„Schaut Meister!" rief Bremen, indem er auf sieben oder acht herrliche Antilopen deutete, die etwa eine halbe Stunde entfernt waren."

„Ich sehe," versetzte der Major. „Was ist dies?"

„Gemsböcke," entgegnete Swinton. „Na, ich werde es Euch Dank wissen, wenn Ihr mir eines dieser schönen Thiere kriegen könnt. Wir müssen absteigen und unsere Pferde hier lassen; dann kriechen wir von Baum zu Baum und von Busch zu Busch, bis wir in Schußweite kommen."

„Es sind in der That edle Thiere. Betrachtet nur einmal jenes große Männchen, das der Führer und König der Heerde zu seyn scheint. Welch herrliches Gehörn!" rief Alexander.

„Ueberlaßt Omrah und Swanevelt die Pferde. Bremen soll mit uns gehen. Bst — nicht ein Wort; sie schauen in unsere Richtung," sagte der Major.

„Vergeßt mir nicht, es auf das große Männchen abzuheben, das ich besonders gerne haben möchte," bemerkte Swinton.

„Meister," sagte Bremen, „wir müssen kriechen, bis wir jenes Gebüsch zwischen uns und dem Wilde haben. Dann können wir durch das Dickicht schleichen und gut zu Schuß kommen."

„Ja, das wird der beste Plan seyn," entgegnete Swinton. „So leise, als wir nur können, denn es sind sehr scheue Thiere."

Sie krochen etwa dreihundert Schritte weit hinter einander her bis sie das Gebüsch und die Ebene zwischen sich und die Heerde gebracht hatten, worauf sie ein wenig Halt machten, um zu recognosciren. Die Antilopenheerde hatte zu weiden aufgehört, und die Thiere richteten jetzt ihre Köpfe nach dem Gebüsch in derselben Richtung, in welcher sie verborgen lagen. Das große Männchen stand ein wenig vor den übrigen; seine langen Hörner waren vorwärts gestreckt, und seine Nase schnupperte an dem Boden. Unsere Partie hielt sich eine Weile still und beobachtete die Heerde; keines der Thiere rührte sich von dem Platze, und das Männchen stand so unbeweglich da, wie eine Statue.

„Sie müssen uns gewittert haben," flüsterte Alexander.

„Nein, Sir," versetzte Bremen, „denn der Wind bläst von ihnen gegen uns her. Ich kann mir nicht denken, was ihnen ist; aber vielleicht haben sie uns gesehen."

„Jedenfalls gewinnen wir nichts damit, wenn wir hier bleiben," bemerkte der Major. „Wir werden noch mehr verborgen seyn, wenn wir hinabsteigen und ihnen näher rücken."

„Das ist wahr; kommt also mit, aber schleicht wie die Mäuse," sagte Swinton.

Sie thaten dies und erreichten endlich das letzte Gebüsch, das zwischen ihnen und den Antilopen lag. Sie schauten eben durch

die Zweige und krochen umher, um eine Oeffnung zu finden, durch welche sie feuern konnten, als sich von Innen ein Rasseln vernehmen ließ. Bremen berührte den Aermel des Majors und winkte ihm, wie den Uebrigen zum Rückzug; aber noch ehe sie zu einem Entschluß kommen konnten, da sie nicht wußten, warum der Hottentot diesen Vorschlag machte — denn er sprach nicht, sondern legte nur die Hand an seinen Mund, um sie zum Schweigen aufzufordern, — ließ sich aus einer Entfernung von etwa drei Schritten aus dem Gebüsche ein donnerartiges Brüllen und ein rauschendes Getöse vernehmen, das sich nicht verkennen ließ. Es war das Brüllen und der Sprung eines Löwen. Erstaunt und betäubt blickten sie umher, um zu sehen, wer das Opfer sey.

„Barmherziger Himmel!" rief Alexander. „Und Niemand verwundet!"

„Nein, Meister, der Löwe sprang nach der Antilope. Wir werden ihn jetzt auf der andern Seite des Gebüsches finden und ihn leicht tödten können, wenn seine Augen geschlossen sind."

Bremen ging um das Gebüsch voran, und unsere Reisenden folgten ihm. Sie gelangten bald mit bereit gehaltenen Gewehren auf die andere Seite; wie sie aber ankamen, bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, daß der Löwe und der Gemsbock neben einander lagen. Die Antilope war todt, der Löwe aber noch am Leben, obschon die Hörner des Gemsbocks durch seinen Leib gedrungen waren. Bei dem Anblick der Jäger erhob der Löwe, durchbohrt wie er war, mit lautem Gebrüll den Kopf, holte mit den Tatzen aus, als wolle er sie an sich heranziehen, und seine Augen glänzten wie glühende Kohlen, während er seine furchtbaren Zähne zeigte. Alexander feuerte zuerst und die Kugel drang durch das Gehirn des edlen Thieres, so daß es todt auf den Körper der Antilope niedersank.

„Das ist der schönste Anblick, der mir je vorgekommen ist," bemerkte Swinton. „Ich habe wohl schon gehört, daß die Hörner

des Gemsbocks dem Löwen bisweilen verderblich werden, konnte es aber kaum glauben. Sie haben fast den ganzen Körper durchrannt, denn die Spitzen sind unter der Haut fühlbar."

„Wir wissen nun, Meister, warum der Gemsbock seine Nase an den Boden hielt und sein Gehörn vorstreckte," sagte Bremen. „Er sah den Löwen und focht mit ihm, um seine Heerde zu retten."

„Ich bin noch immer ganz betäubt," bemerkte Alexander. „Welch ein edles Thier! Nun, jedenfalls kann ich jetzt sagen, ich habe einen Löwen geschossen, und das ist mehr, als Ihr Euch nachzurühmen vermögt, Major."

„Ich wünsche nur, daß ich, wenn ich einmal zum Schuß komme, nicht mehr Gefahr dabei zu erstehen habe. Welch einen ganz andern Begriff erhält man von dem Löwen in seinem freien Naturzustande, wenn man ihn früher nur in einer Menagerie kennen gelernt hat. Die Menagerie-Löwen können gar nicht einmal brüllen und sind weiter nichts als große Katzen in Vergleichung mit denen in der Wüste."

„Das ist sehr wahr," bemerkte Swinton. „Indeß bin ich jetzt eben froh, denn ich habe nicht nur einen Gemsbock, der ein unbezahlbares Kleinod ist, sondern eine so schöne Löwenhaut, wie ich nur je eine gesehen habe. Ich möchte sie in der Lage ausstopfen, wie wir sie trafen, ehe Alexander den Löwen erschoß. Seine Wuth und sein Schmerz gewährten einen höchst großartigan Anblick. Der Löwe ist im Grunde doch der König der Thier. Bremen, schickt Swanevelt nach der Karavane, daß er einige Leute herbeihole. Von der Antilope muß ich die Haut und das Skelett, von dem Löwen aber die Haut haben."

Unsre Reisenden waren völlig zufrieden mit der Jagd des Tages und warteten noch eine Weile, bis die Hottentoten den Thieren die Haut abgezogen hatten, worauf sie nach der Karavane zurückkehrten,

Omrah nahm eine Portion Fleisch von dem Gemsbock mit, um es unsern Reisenden beim Nachtessen auftischen zu lassen.

Auf dem Rückwege bemerkten sie in großer Entfernung eine Büffelheerde; sie nahmen sich daher vor, am andern Tage von ihrem Haltplatze aus Jagd auf diese Thiere zu machen, falls sie dieselben in thunlicher Entfernung träfen. Beim Nachtessen wurde das Fleisch der Antilope für besser erklärt, als das des Gnu. Nachdem das Vieh besorgt und die Feuer angezündet waren, machte Alexander den Vorschlag, daß Swinton Afrikaners Geschichte beendigen solle.

„Wenn ich mich recht erinnere, brach ich ab, als Afrikaner und seine Leute nach dem Nemaqua-Land entwichen, wo er ein Häuptling wurde. Man machte verschiedene Versuche, ihn gefangen zu nehmen und nach der Kolonie zu bringen, aber ohne Erfolg. Eine Expedition um die andere schlug fehl und Afrikaner wagte es sogar, sich dem Gebiete der Kolonisten zu nähern. Endlich wandten sich letztere an die Griquas und boten ihnen eine große Belohnung, sie Afrikaner einbrächten.

„Die Griquas, die unter einem berühmten Häuptling, Namens Behrend, standen, machten mehrere Versuche, in deren Folge ein grausamer Krieg zwischen Behrend und Afrikaner entstand, ohne daß eine oder die andere Partie besondere Vortheile erzielte. Sobald übrigens Afrikaner die Entdeckung machte, daß die Kolonisten Behrend zum Krieg gegen ihn bestochen hatten, wandte er seinen Zorn gegen diese. Ein holländischer Boer fiel als Opfer seiner Wuth; auch raubte Afrikaner den Kolonisten viel Vieh und wurde zuletzt der Schrecken der ganzen Kolonie. Nun begannen auch die Eingebornen des Nemaqua-Landes, an ihm Plünderung zu üben, aber er gab es ihnen mit Wucherzinsen zurück, so daß endlich jeder Stamm vor seiner Annäherung floh und sein Name allenthalben Entsetzen verbreitete. Afrikaner und seine Brüder entfalteten in

ihren verschiedenen Gefechten einen höchst merkwürdigen Muth, aber es würde zu viel Zeit wegnehmen, wenn ich alle seine Abenteuer erzählen wollte. So viel ist gewiß, daß er nicht nur gefürchtet, sondern auch um der Schonung willen, die er bei mehreren Gelegenheiten übte, geachtet wurde.

„Im Jahre 1810 kamen die Missionäre in das Nemaqua-Land und es mußte sich unglücklicherweise treffen, daß sich über Einiges von Afrikaners Eigenthum ein Zwist entspann; man bemächtigte sich desselben und zu gleicher Zeit verlor er auch einiges Vieh. Die Wilden, welche mit Afrikaner in Streit lebten, hatten ihre Wohnplätze in der Nähe des Missionspostens, und unklugerweise wurde auch denen, welche zur Mission gehörten, erlaubt, den Andern Beistand zu leisten.

„Dieß weckte Afrikaners Zorn; er gelobte Rache zu nehmen an der Mission und an den Leuten, die in deren Nähe wohnten oder mit derselben in Verbindung standen. Er begann seine Angriffe gegen die Nemaquas und rückte gegen die Station vor, so daß die Missionäre entweichen und nach der Kolonie zurückkehren mußten. Anfrikaner nahm bald nachher von dem Missionsposten Besitz und brannte die Häuser nieder.

„Bei dieser Gelegenheit trug sich ein eigenthümlicher Vorfall zu. Seine Leute suchten allenthalben nach Beute und einige derselben kamen auch nach dem Begräbnißplatze. Sie trafen hier auf ein neu gemachtes Grab, und als einer aus dem Haufen auf dasselbe trat, geriethen sie nicht wenig in Erstaunen, wie sie aus dem Boden hervor leise musikalische Töne vernahmen.

Abergläubisch, wie alle Eingebornen sind, und da noch obendrein die meisten von ihnen früher etwas von den christlichen Lehren gehört hatten, wurden sie betroffen und blieben erstaunt stehen, denn sie erwarteten, die Todten würden sich erheben, wie man ihnen einmal gesagt hatte. Einer von ihnen bot allen seinen Muth auf und setzte den Fuß abermals auf die Stelle; aber die Töne erklangen

wieder eben so leise und musikalisch wie zuvor. Sie eilten nun von hinnen, um Afrikaner mitzutheilen, daß Leben und Musik in dem Grabe sey.

Der Häuptling, welcher weder die Lebendigen, noch die Todten fürchtete, begab sich mit seinen Leuten nach dem Begräbnißgrunde und sprang auf den Platz, der augenblicklich wieder dieselben sanften Töne vernehmen ließ. Er befahl nun, die Stelle augenblicklich aufzugraben, und nun kam die Quelle des Geheimnisses ans Licht: sie bestand in dem Pianoforte der Frau des Missionärs, welches als ein zu beschwerlicher Gegenstand nicht mitgenommen werden konnte, sondern hier eingescharrt worden war, weil man hoffte, es eines Tages wieder erhalten zu können. Afrikaner, der nie zuvor ein derartiges Instrument gesehen hatte, zerschlug es wegen der Messingdrähte, und so wurde das Piano zerstört."

„Ich zweifle, ob es in dem Kafferlande je würde ausgegraben worden seyn," bemerkte Alexander.

„Ich bin gleichfalls dieser Ansicht, denn man würde den Platz als einen Gegenstand des Erstaunens und der Furcht behandelt haben, so lange das Instrument zusammenhielt," entgegnete Swinton. „Doch um fortzufahren:

„Da durch diesen Angriff Afrikaners der Missionsposten für einige Zeit aufgelöst war, so schrieb Mr. C., ein Missionär, welchem darum zu thun war, ihn wieder herzustellen, an den Häuptling einen Brief und erhielt eine günstige Antwort, weßhalb ein gewisser Mr. E. nach Afrikaners Wohnplatz geschickt wurde. Einige Zeit nachher ließ sich der letztere mit seinen zwei Brüdern und einer Anzahl Anderer taufen.

Man muß zugeben, daß ihre Bekehrung zum Christenthum anfänglich keine große Besserung in ihrem Benehmen zur Folge hatte; dies war aber hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß das Missionswerk einem Manne übertragen worden war, der für eine derartige Aufgabe nicht hätte gewählt werden sollen. Nachdem er

abgezogen und ein besser geeigneter Diener des Evangeliums an seine Stelle getreten war, ließ sich an Afrikaner bald eine große Veränderung bemerken; denn früher hatte er schonungslos seiner Rache gelebt — war ein Feuerbrand gewesen, der Zwietracht, Krieg und Feindseligkeit unter den benachbarten Stämmen verbreitete — aber jetzt zeigte er sich äußerst fügsam und war zu jedem Opfer bereit, wo es galt, Kampf und Blutvergießen zwischen feindlichen Stämmen zu vermeiden.

„Obgleich er so mächtig war, daß er nur nöthig gehabt hätte, seinen Arm zu erheben und sie herauszufordern, sie sollten von ihrem Speer oder ihrem Bogen Gebrauch machen, mochte er doch jetzt nur noch bittweise handeln, um das Werk der Versöhnung zu fördern.

„‚Seht mich an,‘ pflegte er zu sagen. ‚Wie viele Schlachten habe ich gekämpft, wie viel Vieh habe ich hinweg genommen; aber was ist mir anders davon geblieben, als das Gefühl der Schaam und des Leidwesens?‘

„Kurz, von dieser Zeit an bis zu seinem Tode war er ein Vermittler des Friedens und ein Christ, beides in Wort und That. Er weihte sein ganzes Leben Handlungen der Liebe und des Erbarmens — der Belehrung und der Ermahnung, in dieser Weise eifrig den Vorschriften Dessen folgend, für den er gläubig lebte und starb.“

„Ihr habt uns hierin in der That einen merkwürdigen Beweis geliefert, Swinton, daß die Missionsarbeiten nicht immer weggeworfen sind, und wir danken Euch, daß Ihr Euch auf unsere Bitte so bereitwillig finden ließet.“

„Das Beispiel ist um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, wie viele Hunderte von Menschenleben wahrscheinlich noch als Opfer gefallen wären, wenn Afrikaner die Laufbahn des Blutvergießens und des Raubes weiter verfolgt hätte. Und wie viele Leben sind dadurch verschont geblieben, daß er als Vermittler des Friedens handelte, während er früher nur dem Krieg und dem Gemetzel Vorschub that.“

„Swinton,“ sagte Alexander, „ich muß Euch eine Frage vorlegen, die ich beinahe vergessen hätte. Ihr erinnert Euch, daß Bremen uns sagte, der Löwe habe den Gemsbock ergriffen — er müsse nun die Augen schließen, ehe man ihn schießen könne.“

„Ja, und er hatte ganz Recht in dieser Angabe, denn ich habe mich durch den Augenschein davon überzeugt. Wenn der Löwe ein großes Thier, z. B. einen Ochsen, ein Pferd oder, wie diesen Nachmittag, einen Gemsbock ergreift, so packt er es mit seinen furchtbaren Krallen und hält es mit seinen Tatzen nieder, bis es todt ist. Sobald er nun seinen Raub erfaßt hat, schließt er die Augen und öffnet sie erst wieder, wenn seine Beute kein Lebenszeichen mehr gibt. Ich erinnere mich eines Hottentoten, der, nachdem ein Löwe in dieser Weise einen Ochsen gepackt hatte, auf die Bestie zuging und in einer Entfernung von zwei Schritten auf sie Feuer gab. Der Löwe achtete jedoch nicht auf den Knall des Gewehrs, sondern fuhr fort, seine Beute festzuhalten. Der Hottentot lud wieder und schoß abermals fehl; erst nachdem er zum dritten Mal geladen hatte gelang es ihm, die Kugel dem Löwen durch den Kopf zu jagen.“

„Wie gar sonderbar.“

„Allerdings, und ich kann keinen Grund dafür angeben; aber die Sache verhält sich einmal so, wie wohl bekannt ist. Vielleicht vertieft sich das Thier nach langem Fasten ganz und gar in den lieblichen Geschmack des Bluts, das ihm in den Mund fließt, während sein Opfer sich unter seinen Krallen windet. Ueberhaupt bietet der Löwe viele auffallende Züge, welche bekunden, daß er ein viel edleres und einsichtsvolleres Thier ist, als die meisten Leute sich denken, und ich habe mir eine Summe von Thatsachen in Betreff Sr. bestialischen Majestät gesammelt, die Euch überraschen würde. Die Buschmänner kennen ihn und seine Gewohnheiten so genau, daß sie selten von ihm beschädigt werden, obschon sie in einem Lande wohnen, in welchem, wie ich glaube, die Löwenbevölkerung weit größer ist, als die menschliche.“

„Hat es seine Richtigkeit, daß sich der Löwe so gut wie andere Thiere vor dem Auge des Menschen fürchtet?“ fragte der Major. „Könnt Ihr mir diese Frage beantworten?“

„Allerdings kann ich dies,“ antwortete Swinton, „und ich muß sagen, daß es zuweilen der Fall ist, zuweilen auch nicht. Ihr werdet übrigens dies besser aus dem entnehmen, was ich Euch aus meinen gesammelten Notizen mittheilen kann. Ich bin der Ansicht, daß der Löwe in diesem Lande, wie überhaupt in allen andern, wo es keine Feuerwaffen gibt, weit gefährlicher ist, als in Gegenden, in welchen man sich der Schießgewehre bedient.

„Es mag sonderbar erscheinen, aber doch lebe ich der Ueberzeugung, daß der Löwe einen Begriff von der tödtlichen Natur der Feuerwaffen hat und daß er sich deshalb mehr vor den Menschen fürchtet. Ihr erinnert Euch einer Geschichte, die ich Euch von einem Löwen erzählte, welcher zwei Tage lang einen Menschen bewachte, ohne ihn zu tödten, obschon er ihm nicht erlaubte, nach seinem Gewehre zu greifen. Auch ist es zur Genüge erwiesen, daß der Löwe an einem Menschen, der eine Büchse in der Hand trägt, vorbeigeht, ohne ihn anzugreifen, wenn dieser nur nicht anzuschlagen versucht; sobald er aber seine Waffe erhebt, thut die Bestie ihren verhängnißvollen Sprung.

„Ein derartiger Fall begegnete dem großen Löwenjäger Dietrich Müller, der mir die Geschichte selbst mittheilte. Er hatte allein in der Wildniß gejagt und traf mit einemmale auf einen großen Löwen, welcher, statt wie gewöhnlich zu entweichen, seiner zornigen Haltung nach geneigt zu seyn schien, ihm das Weitergehen streitig zu machen.

„Müller stieg augenblicklich ab und hielt, seines Zieles sicher, den Lauf seines Gewehrs gegen die Stirne des Löwen, der sich in einer Entfernung von sechzehn Schritten zum Sprunge geduckt hatte. Doch wie er eben abfeuerte, scheute sein Pferd, dessen Zügel er um den Arm hatte, und riß ihn bei Seite, so daß die Kugel fehl ging. Der Löwe stürzte vorwärts, machte aber in der Entfernung von eini-

gen Schritten vor Müller Halt, während dieser wehrlos da stand, denn seine Büchse war abgefeuert und sein Pferd davon galoppirt.

„Der Mensch und das Raubthier standen einander gegenüber, sich eine kurze Weile gegenseitig ins Gesicht fassend. Endlich bewegte sich der Löwe rückwärts, als ob er weggehen wollte. Müller begann sein Gewehr zu laden; der Löwe schaute hinter sich, brüllte und kehrte augenblicklich in seine frühere Stellung zurück. Müller hielt inne und heftete seine Augen auf das Thier, das sich nun wieder vorsichtig von hinnen bewegte, und kaum hatte es sich auf eine gewisse Strecke entfernt, als Müller fortfuhr, seine Kugel mit dem Ladstock niederzustoßen. Der Löwe schaute wieder zurück und brüllte zornig. Müller verhielt sich wieder ruhig und das Thier fuhr fort, auf seinem Rückzug sich umzudrehen und zu knurren, bis es endlich in vollen Sprüngen von dannen jagte."

„Ihr glaubt also, daß der Löwe die verhängnißvollen Wirkungen der Feuerwaffen kenne?" fragte der Major.

„Es scheint wenigstens so — nicht blos deshalb, weil sie so zornig sind, wenn man auf sie anlegt oder in ihrer Nähe nur nach einem Schießgewehre greift, sondern auch, weil sie in Gegenden, wo Feuerwaffen üblich sind, den Menschen mehr respektiren. In der Kolonie zum Beispiel benehmen sie sich gegen den Menschen ganz anders, als in der Wildniß.

„Doch wie ich bereits sagte, der Löwe ist in dem Lande der Buschmänner viel gefährlicher, einmal, weil er stets erfolgreich mit denen kämpft, die ihm keine sehr kräftigen Waffen entgegenzusetzen haben, und deshalb nicht in Furcht gehalten wird — zweitens, weil er hier zu oft Menschenfleisch gekostet hat, das der Löwe jeder andern Nahrung vorzieht, sobald er einmal weiß, wie es schmeckt.

„Man behauptet, wenn es einem Löwen einmal gelungen sey, irgend einen unglücklichen Buschmann aus seiner Höhle zu holen, so versäume er nicht, jede Nacht regelmäßig zurückzukehren, weil er abermals auf einen derartigen Braten hoffe, und dies setze er fort,

bis die Horde so eingeängstigt sey, daß sie aufbreche, um sich eine andere Zuflucht zu suchen. Auch hat man mir versichert, aus Furcht vor derartigen Angriffen pflegen die Buschmänner ihre alten und betagten Leute Nachts vor den Eingang der Höhle zu legen, damit, wenn der Löwe komme, das werthloseste und unnützeste Glied ihrer Gemeinschaft zuerst die Beuteßess Thieres werde."

„Wenn man dem Löwen gestattet, sich in dieser Weise zu bedienen, so kann er natürlich nicht viel Furcht vor den Menschen haben," bemerkte Wilmot; „aber sein nächtliches Umherschleichen thut doch dem edlen Charakter, welchen Ihr ihm beizumessen geneigt seyd, großen Abbruch."

„Keineswegs," entgegnete Swinton. „Allerdings schleicht und lauert der Löwe in der Regel auf seinen Raub, aber dies ist ein charakteristisches Merkmal des Katzengeschlechts, als dessen Haupt er betrachtet werden kann. Auch hat ihn die Natur eben für diese Art zu jagen ausgestattet.

„Der Wolf, der Hund und ähnliche Thiere sind mit einem scharfen Geruche begabt und im Stande, ihre Beute durch eine lange Jagd zu ermüden; die Katzen dagegen können außerordentliche Anstrengungen von Thätigkeit und Eile nur sehr kurze Zeit aushalten. Gelingt es ihnen nicht, ihren Raub auf den ersten Sprung oder nach einigen gewaltigen Sätzen zu erhaschen, so geben sie in der Regel die Verfolgung ganz und gar auf.

„Der Löwe kann neun bis zwölf Fuß weit mit einem Satze springen und einige Sekunden lang diese Sprünge mit so großer Geschwindigkeit wiederholen, daß er die Bewegung des schnellsten Pferdes überbietet; auf die Dauer aber ist ihm dies unmöglich und er versucht es auch nicht. Ueberhaupt ist der Löwe weiter nichts, als eine riesenartige Katze, und muß deßhalb seinen Raub nach Weise der Katzen gewinnen.

In diesen Gegenden nährt er sich hauptsächlich von der Antilopenspezies, den schnellsten Thieren auf der Erde; welche Aussicht

würde er wohl haben, wenn er durch sein Donnergebrüll ankündigen wollte, daß er in der Nähe sey? Nein, er versteht sein Handwerk besser und duckt sich in das hohe Gras oder in das Schilf neben den Pfaden, welche Thiere einschlagen, wenn sie zum Trinken an die Flüsse und Lagunen kommen; sobald sie dann an ihm vorbeiziehen, thut er seinen Sprung."

„Ich sehe nicht ein, warum der Umstand, daß der Löwe seine Nahrung in der Weise sucht, welche ihm die Natur angewiesen hat, seinem wirklich edeln Charakter Abbruch thun sollte; dieser besteht darin, daß er nicht aus bloßer Grausamkeit mordet, sondern wie ich bereits aus einem und dem andern Beispiele gezeigt habe, in Wahrheit edelmüthig ist, wenn ihn nicht der Hunger zwingt, sein Vernichtungswerk zu üben."

„Wir sind überzeugt, mein lieber Swinton," versetzte Alexander. „Aber jetzt laßt uns Eure Ansicht in Betreff der ihm zugeschriebenen Furcht vor dem menschlichen Auge hören."

„Ich bin der Ansicht, daß der Löwe sich im Allgemeinen vor den Menschen zurückzieht; dieß thut er aber nicht in der feigen Weise der Leoparden, der Hyäne und anderer. Er schleicht nie von hinnen, sondern mustert ruhig seinen Gegner, als wolle er dessen Tapferkeit messen. Ich möchte sagen, der Löwe scheint instinktartig zu fühlen, daß der Mensch nicht sein natürlicher Raub ist, und obschon er ihm nicht immer Platz macht, so wird er ihn doch nicht angreifen, wenn der Mensch erstlich keine Zeichen von Furcht und zweitens keine Merkmale von Feindseligkeit blicken läßt.

„Freilich darf man auf diese instinktartige Ehrfurcht vor dem Menschen nicht immer mit Sicherheit rechnen, denn das Thier kann sehr hungrig, sehr zornig, ärgerlich wegen einer entronnenen Beute oder vielleicht von dem Weibchen und den Jungen begleitet seyn. Mit einem Worte, ein Thier hat auch seine Launen, und in diesem Falle wird er gefährlich.

„Ein alter Nemaqua-Häuptling, mit dem ich mich unterhielt,

und der von Kindheit auf an die Löwen gewöhnt war, bestätigte diese Ansichten vollkommen und behauptete außerdem, daß in dem Auge des Menschen Etwas liege, vor dem der Löwe zurückbebe. Er versicherte mir ferner, er greife selten einen Menschen an, wenn er nicht gereizt werde, obschon er sich demselben in der Regel bis auf einige Schritte nähere und ihn mit stätigem Blicke mustere. Bisweilen versucht er, hinter ihn zu kommen, als könne er seinem Blicke nicht Stand halten und wolle deßhalb unversehens auf ihn losspringen. Der Behauptung des Nemaquas zufolge würde der Mensch die größte Gefahr laufen, wenn er in einem solchen Falle zu fliehen versuchte; hat er aber Geistesgegenwart genug, dem Thiere stets die Stirne zu bieten, so wird es sich fast immer nach kurzer Zeit zurückziehen.

„Ich habe bereits erzählt, wie es Müller mit dem Löwen erging, und darin einen Beweis gegeben, welche Wirkung das menschliche Auge auf dieses gewaltige Raubthier übt. Es steht mir übrigens ein noch maßgebenderer Beleg zu Gebot — ein Fall, in welchem die Berührung noch näher war und der Löwe eben Blut gekostet hatte.

„Ein Boer, Namens Gyd, war mit einem seiner Nachbarn auf der Jagd. Als er an eine Quelle kam, die wie gewöhnlich mit hohem Schilfe und Binsen umgeben war, händigte Gyd seinem Begleiter sein Gewehr ein und stieg ab, um zu sehen, ob noch Wasser vorhanden sey; aber wie er sich der Quelle näherte, sprang dicht neben ihm ein ungeheurer Löwe auf, und packte ihn am linken Arm. Obgleich im größten Schrecken, blieb Gyd regungslos stehen, denn er wußte, daß der mindeste Fluchtversuch seinen augenblicklichen Tod zur Folge haben mußte. Das Thier blieb gleichfalls unbeweglich und hielt Gyd mit seinen Krallen am Arm fest, ohne übrigens einen ernstlichen Biß zu thun; zu gleicher Zeit schloß es seine Augen, als könne es den festen Blicken seines Opfers nicht widerstehen."

„Welch' eine schreckliche Lage!"

„Ja; aber Ihr müßt bemerken, daß der Löwe veranlaßt wurde, den Menschen zu packen, weil sie in so nahe Berührung gekommen waren und er in diesem Falle so zu sagen Selbstvertheidigung übte. Wären sie weiter auseinander gewesen, so würde der Löwe wahrscheinlich, wie es gewöhnlich geschieht, von hinnen gegangen seyn; außerdem war ihm das Auge des Menschen so nahe, daß es mehr Macht auf den Löwen üben und ihn deßhalb veranlassen konnte, die eigenen zu schließen. Doch um in unserer Geschichte fortzufahren —

„Während sie so dastanden, hatte Gyd seine Geistesgegenwart wieder gewonnen; er winkte seinem Kameraden heran, daß er den Löwen durch den Kopf schieße. Dieß hätte sich leicht ausführen lassen, denn das Thier hielt noch immer die Augen geschlossen, und Gyds Körper verbarg jeden sich nähernden Gegenstand. Aber der Nachbar war ein elender Feigling, der, anstatt Gyd Beistand zu leisten, vorsichtig einen Felsen hinankletterte, um sich gegen Gefahr zu schützen. Geraume Zeit flehte Gyd seinen Kameraden durch Geberden an, ihm zu Hülfe zu kommen, und der Löwe blieb in der Zwischenzeit vollkommen ruhig, aber der Boer kehrte sich nicht an die stumme Bitte seines bedrängten Kameraden."

„Ha, wie kocht mir das Blut bei dem Benehmen dieses Schurken," sagte der Major. „Selbst zugegeben, daß die erste Furcht überwältigend wirkte, ist es doch ein maßlos schimpfliches Benehmen, einen Kameraden so lange in einer derartigen Lage zu lassen. Ich denke, wenn Gyd entkam, so muß er gute Lust gefühlt haben, den Elenden selbst niederzuschießen."

„Die Löwenjäger versichern, wenn Gyd noch ein wenig Stand gehalten hätte, so würde das Thier zuletzt den Arm losgelassen und Gyd nichts zu Leide gethan haben, denn der Löwe habe mehr aus Furcht, der Mensch werde ihm etwas thun, als weil er wünschte, den Menschen zu beschädigen, angegriffen. Ich glaube, daß sie in dieser Ansicht Recht haben. Gyd aber, der über die Feigheit seines

Kameraden in Zorn gerieth und an dem Löwen die Geduld verlor, zog endlich sein Jagdmesser, das alle Boern stets an ihrer Seite führen, und stieß es mit der vollen Kraft seines rechten Arms dem Löwen in die Brust.

„Der Stoß war tödtlich, denn Gyd war ein kühner, kräftiger Mann und hatte gut gezielt. Dennoch konnte dadurch sein Leben nicht gerettet werden, denn der wüthende Löwe, der in seinem Todeskampfe mit Gyd zu ringen suchte, obschon ihn dieser mit der Kraft der Verzweiflung auf Armeslänge von sich zurück hielt, zerfleischte mit seinen Krallen die Brust und die Arme des unglücklichen Boers, daß die Knochen bloß dalagen.

„Endlich stürzte der Löwe todt zusammen, und Gyd fiel mit ihm. Sein feiger Kamerade, der den furchtbaren Kampf von dem Felsen aus mitangesehen hatte, ermuthigte sich nun so weit, heranzukommen, und trug den verstümmelten Körper nach dem nächsten Hause. Trotz der schnell angewandten ärztlichen Hülfe starb der Unglückliche drei Tage nachher am Wundstarrkrampfe. Dieß war das tragische Ende eines Abenteuers, das nur durch die Feigheit von Gyds Kameraden so unglücklich ausfiel.

„Ich könnte noch viele andere Fälle anführen, in welchen ein Löwe den Menschen in seiner Gewalt hatte, ohne ihm etwas zu Leide zu thun, wenn dieser nicht zu fliehen oder anzugreifen versuchte, glaube aber bereits genug erzählt zu haben, um den Beweis zu liefern, nicht nur daß der Löwe im Allgemeinen schonend gegen den Menschen ist, sondern auch daß im Auge des Menschen Etwas liegt, was der Löwe und — ich glaube — auch andere Thiere scheuen."

„Von dieser bezaubernden Wirkung des menschlichen Auges — oder wie man es nennen mag — kann ich selbst ein Beispiel angeben, aus welchem erhellt, daß es sich nicht blos auf den Löwen beschränkt," sagte der Major.

„Einer unserer Offiziere in Indien, der in den Dschungeln, welche an das britische Lager stießen, umherstreifte, traf mit einem=

male auf einen bengalischen Tiger. Diese Begegnung war augenscheinlich beiden Theilen sehr unerwartet, denn sie machten Halt und sahen sich gegenseitig scharf an. Der Offizier hatte keine Feuerwaffe bei sich, sondern nur seinen Ordonnanzdegen an der Seite, und er wußte wohl, daß diese Wehr werthlos war, wenn es galt, mit einem so furchtbaren Gegner auf Leben und Tod zu kämpfen. Er war jedoch ein Mann von unerschrockenem Muthe und hatte davon gehört, daß sogar ein bengalischer Tiger sich einschüchtern lasse, wenn man ihm stätig ins Auge sehe.

„Seine ganze Artillerie beschränkte sich also, wie die der Damen, auf seine Augen, und er richtete sie scharf auf den Tiger. Eine Büchse wäre ihm freilich unendlich lieber gewesen, da er doch nicht gewiß wissen konnte, ob nicht vielleicht das Feuer seiner Augen versagte. Nach einigen Minuten jedoch, während welcher der Tiger sich zum Sprunge geduckt hatte, schien das Thier unruhig zu werden; es schlich sich auf die Seite und versuchte dann, hinter den Offizier zu kommen.

„Dieß wollte natürlich der Offizier nicht zugeben, und er drehte sich bei jeder Wendung des Tigers mit derselben Beharrlichkeit, mit welcher sich, wie Thomas Moore sagt, die Sonnenblume der Sonne zuwendet. Die Bestie schoß sodann ins Dickicht und versuchte ihren Raub aus einer andern Richtung durch Ueberraschung zu gewinnen; man kann sich übrigens denken, daß unser Offizier sehr auf der Hut war, und als der Tiger fand, daß es nicht gehen wollte, so ging er endlich selbst. Der Offizier folgte seinem Beispiele und eilte, so schnell er konnte, dem Lager zu.“

„Es freut mich, diese Geschichte von Euch zu hören, Major,“ versetzte Swinton, „denn über die Frage in Betreff der Gewalt, welche das menschliche Auge zu üben im Stande ist, sind viele Zweifel erhoben worden, und Euer Fall dient zu einer wesentlichen Bekräftigung.“

„Glaubt Ihr nicht, die Thierbändiger, welche Europa durch-

ziehen, haben von dieser eigenthümlichen Thatsache Vortheil gezogen?"

„Ohne Zweifel liegt darin ihr größtes Hülfsmittel; indeß glaube ich doch, daß sie auch noch andere Maßregeln in Anwendung bringen, welche darauf berechnet sind, die instinktartige Furcht der Thiere vor den Menschen zu steigern. Ich habe oft derartige Schaustellungen mitangesehen und stets bemerkt, daß der Thierbändiger keinen Moment sein Auge von der Bestie verwandte, mit welcher er spielte oder der er Befehle ertheilte."

„Ich habe dieß gleichfalls bemerkt; aber was versteht Ihr unter den andern Maßregeln, die in Anwendung kommen könnten?"

„Ich kann dieß nicht mit Bestimmtheit sagen, sondern nur eine Ansicht darüber ausdrücken. Am schmerzlichsten und betäubendsten wirkt wohl bei Menschen wie bei Thieren ein Schlag auf die Nase. Manche Gattungen, z. B. der Seehund und andere, können augenblicklich dadurch getödtet werden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ein tüchtiger Streich auf diesen zarten Theil fast jedes Thier für eine Weile lähmen und ihm für die Zukunft Furcht einflößen wird. Ich glaube, daß wiederholte Schläge auf die Nase besser als jedes andere Mittel dazu geeignet sind, den Muth einer Bestie zu brechen, und vermuthe deßhalb, daß einige derartige gewaltsame Maßregeln mit in Anwendung kommen dürften. Doch wohl gemerkt, dieß ist nur eine Ansicht von mir, und ich will sie nicht für mehr ausgeben, als sie werth ist."

„Glaubt Ihr nicht, daß sich die Thiere auch durch Güte zähmen lassen, wenn man ihnen das nöthige Verhältniß von Liebe und Furcht beizubringen weiß?"

„Ja; ich wollte fast sagen, dieß sey bei jedem Thiere möglich, glaube aber doch, daß einige ausgenommen werden müssen, und der Grund dürfte am Ende hauptsächlich in ihrer allzu großen Furcht vor den Menschen liegen. Ließe sich diese überwältigen, so wären sie wohl gleichfalls zu zähmen. Natürlich gibt es manche, die für

ein derartiges Werk zu dumm sind; denn wem würde es z. B. je einfallen, einen Skorpion zähmen zu wollen?"

„Ich glaube, daß es ein Thier gibt, welches, wenn es auch ganz jung gefangen wurde, bisher jedem Zähmungsversuche völlig unzugänglich war — ich meine damit den grauen Bären in Nordamerika."

„Das habe ich gleichfalls gehört," versetzte Swinton; „jedenfalls sind bisher alle Experimente fruchtlos geblieben. So viel ist gewiß, daß dieser Bär einen sehr bösartigen Charakter hat, und wenn Alles wahr ist, was man sich von ihm erzählt, möchte ich lieber mit zehn Löwen zusammentreffen, als mit einem von seiner Sippschaft. Doch es ist Zeit, daß wir zu Bette gehen. Die Feuer brennen so schlecht — wer hat die Wache?"

Der Major erhob sich und machte die Runde, um den Hottentoten aufzusuchen, welchem die Unterhaltung des Feuers übertragen war. Der Bursche schlief und mußte durch einige tüchtige Rippenstöße geweckt werden.

„Habt Ihr die Wache?"

„Ja, Mynheer," versetzte der große Adam, indem er aus seiner Karosse herauskugelte.

„Na, Ihr haltet sie so gut, daß Ihr beim nächsten Austheilen keinen Tabak kriegen werdet."

„Gentlemen alle auf und halten Wach'; so ich geh' zu schlafen ein wenig," versetzte Adam, indem er sich auf die Beine half.

„Seht nach Euren Feuern, Mensch," entgegnete der Major, und begab sich sodann nach seinem Wagen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Da sie nicht daran zweifelten, sie würden während ihres Vorrückens mit einer Büffelheerde zusammentreffen, so brachen sie am

folgenden Morgen sehr früh auf. Sie hatten jetzt die Befriedigung, zu finden, daß reichlich Wasser im Fluß war, und aus einigen der großen Löcher, an denen sie vorbei kamen, hörten sie das Schnauben und Blasen des Flußochsen — zur großen Freude der Hottentoten, die sehr begierig waren, eines dieser Thiere, deren Fleisch sie sehr liebten, zu erlegen.

Während ihrer Wanderung trafen sie auf einen kleinen Haufen von Buschmännern, die sich anfangs nur sehr scheu benahmen; als aber endlich ein paar von den Frauen herangetreten waren und einige Geschenke in Schnupf- und Rauchtabak erhalten hatten, so schloßen sich die übrigen bald an. Wie sie übrigens noch außerdem von Omrah und den Hottentoten erfuhren, daß man Nachmittags eine Jagd abzuhalten gedenke, so folgten sie der Karavane, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit gleichfalls Speise zu erhalten.

Das Häuflein war von einem sehr winzigen Menschenschlage, da z. B. die Weiber, ungeachtet ihrer sonstigen guten Bildung nicht über vier Fuß maßen. Die Gesichter der Jüngeren waren angenehm, und eine oder zwei davon hätte man sogar hübsch nennen können, wenn sie nicht so sehr durch Fett und Schmutz verunstaltet gewesen wären. In der That waren ihre Ausdünstungen so unangenehm, daß unsere Reisenden sie gerne in einiger Entfernung hielten. Alexander bemerkte hierauf gegen Swinton:

„Ist es wahr, daß der Löwe und andere Raubthiere um des höheren Wohlgeschmacks willen den schwarzen Menschen einem weißen vorziehe, Swinton, oder beruht diese Angabe nur auf einem Scherze?"

„Es muß wohl einiges Wahre daran seyn," bemerkte der Major; „denn man sagt dem bengalischen Tiger nach, daß ihm ein Eingeborner stets lieber sey, als ein Europäer."

„Es läßt sich, glaube ich, nicht bestreiten," entgegnete Swinton, „daß der Löwe oder andere Thiere auf einen einzigen Europäer vielleicht zehn und mehr Hottentoten oder Buschmänner auffressen; ich

schreibe jedoch die Ursache hievon nicht gerade einem Unterschiede in dem Fleische des schwarzen und des weißen Menschen zu. Der Löwe läßt sich, wie viele andere Raubthiere durch den Geruch sowohl, als durch das Auge nach seinem Wild hinleiten, und ich frage Euch, die ihr eben diese Buschmänner vom Halse gekriegt habt und so gut wißt, wie düstereich die Haut eines Hottentoten ist, ob nicht eine Löwennase durch die Witterung derartiger Personen nothwendig stärker afficirt werden muß, als durch einen von uns. Wie oft haben wir nicht während der Reise unsere Stellung gewechselt, wenn der Wind die Ausdünstungen des ochsentreibenden Hottentoten zu uns heruntertrug—wahrhaftig, der Wind kann sie halbe Stunden weit fortführen, und sie sind ohne Zweifel für den Löwen eben so würzig, wie für uns ein Beefsteak."

„Das kann, glaube ich, keinem Zweifel unterliegen," versetzte Alexander; „aber man sagt, die Löwen wählten einen Hottentoten vor dem Weißen."

„Das geschieht wohl aus keinem andern Grund, als weil sie die Witterung bis zu der Person, von der sie ausgeht, verfolgen. Ich kann Euch ein Beispiel davon geben. Eines Tages reiste ich in Gesellschaft eines holländischen Pflanzers, der seinen Wagen und Hottentoten bei sich hatte. Wir spannten aus, und legten uns zum Uebernachten auf den Sand nieder — nämlich der Pflanzer und ich, zwei Hottentotenmänner und ein Hottentotenweib, die, beiläufig bemerkt, sehr wohlgenährt und deßhalb auch weit erhitzter von der Reise war. In der Nacht kam ein Löwe und holte die Frau hinweg; auch fanden wir am folgenden Morgen an den Spuren, daß die Bestie dicht an dem Pflanzer und mir vorbeigekommen war."

„Wurde das Weib getödtet?"

„Die Nacht war so dunkel, daß wir nichts sehen konnten. Wir wurden durch ihr Geschrei geweckt und griffen nach unsern Gewehren, aber vergeblich. Ich erinnere mich eines andern Falles, der

nicht so tragisch war. Ein Hottentote wurde Nachts von einem Löwen entführt: er hatte sich in seine Schafshaut-Karosse gehüllt und schlief, wie die Hottentoten gewöhnlich thun, mit dem Gesichte auf dem Boden. Als der Löwe mit ihm weiter trabte, gelang es ihm, sich aus seiner Karosse zu wickeln, und so begnügte sich die Bestie, mit dem Mantel von hinnen zu ziehen."

„Man sollte meinen, eine dieser Karossen müsse ein sehr saftiger Bissen für einen hungrigen Löwen seyn," sagte der Major. „Doch ich denke, es ist Zeit zum Ausspannen. Wir müssen nahezu acht Stunden zurückgelegt haben, und diese Wälder dürften wohl das Wild bieten, das wir suchen."

„Ich vermuthe, daß sie nicht nur Büffel, sondern auch Elephanten enthalten. Dieß werden wir jedoch bald ausfindig machen, wenn wir die Pfade nach dem Fluß untersuchen."

„Ich glaube, jener Hügel dort würde ein geeigneter Platz seyn, unser Lager aufzuschlagen, Swinton," sagte der Major. „Er ist von Mimosen beschattet und hängt doch nicht mit dem Hauptwalde zusammen."

„Ei, Ihr seyd ja der Generalquartiermeister; die Entscheidung muß Euch überlassen bleiben."

Der Major beauftragte sofort Bremen, die Wagen wie gewöhnlich zu ordnen und das Vieh auf die Weide zu treiben. Sobald dies geschehen war, sattelten sie ihre Pferde und erwarteten die Rückkehr Swanevelts, der zum Recognosciren ausgegangen war. Dieser ließ sie nicht lange harren, sondern brachte nach kurzer Frist die Nachricht, daß sich am Flußufer von allen Richtungen her die Fährten von Elephanten, Büffeln und Löwen vorfänden. Da nun die Hunde von Nutzen seyn konnten, so wurden sie losgelassen, was selten anders geschah, als wenn das Wild groß war und regelmäßig gehetzt werden mußte. Unsre Reisenden saßen auf und ritten nach dem Walde; sämmtliche Hottentoten mit Ausnahme der Viehhirten und die Buschmänner folgten ihnen. Bremen, Swanevelt

und Omrah waren gleichfalls mit Pferden versehen. Während sie anfangs langsam und bedächtig vorwärts ritten, fragte Swinton den Major, ob er je einen Büffel geschossen habe.

„Ja, in Indien," versetzte der Major, „und sie sind in diesem Lande verzweifelte Thiere."

„Ich wollte Euch nur bemerken, daß Ihr sie hier eben so finden werdet; Ihr müßt daher sehr vorsichtig seyn, Alexander. Zuvörderst richtet eine Bleikugel nicht viel aus gegen ihre zähen Häute und ihre — ich möchte fast sagen — undurchdringlichen Stirnen. Am besten zielt man unter das Schulterblatt."

„Unsere Kugeln sind mit Zinn gehärtet," bemerkte Alexander.

„Ich weiß das," versetzte Swinton, „aber dennoch sind sie höchst gefährliche Thiere, namentlich wenn man mit einem einzigen Büffel zusammentrifft. Es ist weit räthlicher, eine ganze Heerde anzugreifen. Doch wir haben keine Zeit, um die Sache jetzt zu besprechen, und ich will daher nur sagen: — seyd behutsam und nähert Euch nie einem verwundeten Thiere, selbst wenn es schon auf den Knieen liegt. Aber da kommt Bremen mit Neuigkeiten."

Der Hottentot kam herauf und kündigte an, daß eine große Büffelheerde auf der andern Seite des Hügels weide; es dürfte daher gut seyn, sie zu umgehen und nach dem Flusse hinzutreiben.

Dieser Vorschlag wurde für gut erfunden und angenommen. Nachdem sie etwa eine halbe Stunde geritten waren, hatten sie die Stellung erreicht, welche ihnen am wünschenswerthesten erschien. Dann wurden die Hunde losgelassen, und die Hottentoten vertheilten sich nun nach allen Seiten, um die Thiere durch Schreien vor sich herzutreiben. Die Heerde sammelte sich und stand eine Weile, die großen Bullen voran, verlegen da; dann brach sie durch den Wald gegen den Fluß hin auf, und sämmtliche Jäger folgten zu Roß und zu Fuß nach. Nach einer Viertelstunde hatte die ganze Heerde eine Stelle des Flusses erreicht, die mit dem

Schilf, den Binsen und den kleinen Inseln in der Mitte einen langen Strich einnahm.

Der Major, Swanevelt und zwei weitere Hottentoten begaben sich mehr flußaufwärts, um vor dem Beginn des Angriffs auf das andere Ufer hinüberzusetzen; auch hatten sie unter einander ausgemacht, daß die Uebrigen warten sollten, bis Henderson durch einen Schuß das Signal gebe. Sobald sie den Knall hörten, rückten Swinton und Alexander mit ihren Partien gegen das Flußufer vor. Sie stürzten hinein und die Rosse befanden sich bald bis zum Gurt im Wasser, während ihnen das Schilf weit über die Köpfe ging. Man konnte hören, wie die Thiere sich durch das Schilf Bahn brachen; da man aber außer Stande war, etwas zu sehen, so bemerkte Swinton nach einiger schweren Anstrengung:

„Alexander, es wird am besten seyn, wenn wir wieder zurückgehen. Hier ist nichts für uns zu thun, und wir stehen in Gefahr, von unseren eigenen Leuten erschossen zu werden, da sie uns nicht sehen können. Ueberlassen wir es den Hunden oder den Hottentoten und Buschmännern, die Büffel hinauszutreiben; wir aber müssen das Ufer wieder suchen."

Swinton hatte kaum ausgesprochen, als sich ein lautes Rauschen im Schilf vernehmen ließ.

„Seht Euch vor!" rief er; aber ehe er weiter sprechen konnte, theilte sich das Schilf und ein großer Flußochse stürzte auf sie zu, der Alexanders Pferd bei Seite schleuderte, im Vorbeieilen Roß und Reiter tief unters Wasser trat und verschwand. Obgleich der Fluß an dieser Stelle nur vier Fuß tief war, hielt es doch schwer, sich wieder aus dem Schilf herauszuwinden, und als Alexander endlich wieder auftauchte, konnte er kaum mehr zu Athem kommen. Bremen und Swinton sprangen ihm hilfreich bei, und das Pferd wurde wieder auf die Beine gebracht.

„Meine Büchse ist im Wasser," rief Alexander.

„Wir wollen sie später suchen," sagte Swinton; „aber jetzt eilt so schnell wie möglich ans Ufer, denn Ihr seyd wehrlos."

Alexander hielt es für das Beste, Swintons Rath zu folgen, und erreichte mit einiger Schwierigkeit das Ufer, wohin ihm bald darauf Swinton und Bremen, welche seine Büchse wieder gefunden hatten, nachfolgten. Alexander rief Omrah und schickte ihn nach der Karavane, um eine andere Büchse herbeizuholen; dann aber rief er zum erstenmale:

„Ha, welch' eine Bestie! Ich kann von Glück sagen, daß das Wasser tief war, sonst würde sie mir den Kopf eingeklemmt haben, daß ich nie wieder zum Vorschein gekommen wäre."

„Die Vorsehung hat in der That über Euch gewacht," entgegnete Swinton. „Hat Euer Pferd Schaden genommen?"

„Es muß wohl, sollte ich glauben," antwortete Alexander, „denn es wurde von dem Unthier getreten. Freilich für den Augenblick sieht man ihm nichts an."

Inzwischen ließen sich von der andern Seite des Flusses herüber die Schüsse des Majors und seiner Partie vernehmen; hin und wieder sahen auch die Hottentotten, welche bei Swinton und Alexander geblieben waren, den Kopf oder die Hörner eines Büffels aus dem Schilfe auftauchen, aber die Thiere selbst blieben in ihrem Versteck. Omrah hatte eine andere Büchse herbeigebracht und Bremen machte nun den Vorschlag, die Hottentoten, die Buschmänner und die Hunde sollten durch das Schilf dringen, um die Büffel herauszutreiben. Hierin sey keine Gefahr, da die Thiere in dem tiefen Wasser und in dem Binsendickicht keinen wirksamen Angriff machen könnten."

„Vorausgesetzt, daß sie nicht auf einen Flußochsen treffen," rief Alexander lachend.

„Redet nicht davon, Sir," entgegnete Bremen, der sich sodann entfernte und seine Anweisungen gab.

Die Hottentoten und Buschmänner begaben sich nun, von den

Hunden begleitet, in das Schilfdickicht. Das Geschrei und das Bellen trieb bald einige Büffel auf die andere Seite, und man hörte das Knallen von Gewehren.

Endlich kam ein Thier nach der Seite des Flusses, wo Alexander und Swinton standen. Letzterer gab Feuer und der Büffel fiel auf seine Kniee; ein Schuß Alexanders machte ihm vollends den Garaus, so daß er sich auf die Seite legte. Jetzt eilte einer der Buschmänner nach dem gefallenen Thiere und war eben im Begriffe, sein Messer zu gebrauchen, als ein anderer Büffel aus dem Schilf hervorstürzte, den Buschmann mit seinen Hörnern aufgriff und ihn viele Ellen weit in die Luft schleuderte. Der Buschmann fiel hinter dem Büffel ins Schilf, und das Thier sah sich noch immer vergeblich nach seinem Feinde um, als ihn ein Schuß aus Bremens Büchse zu Boden streckte.

Bald nachher tauchte der Buschmann aus dem Schilfe aus; er hatte keinen weitern Schaden genommen, als daß ihm durch die Hörner des Thiers die Haut geschürft und die Rippen gequetscht worden waren.

Die Jagd wurde nun warm, denn das Schreien der Hottentoten, das Bellen der Hunde und das Brüllen der Heerde, welche sich durch das Schilf Bahn brach, wirkte sehr aufregend. Swintons Rath zufolge nahmen sie ihre Stellung auf einem höher gelegenen Grunde, wo die Pferde, im Falle die Büffel einen Angriff machten, gut ausgreifen konnten.

Sobald sie diesen Standort erreicht hatten, erblickten sie auf der andern Seite des Flusses, ungefähr hundert Schritte von ihnen, eine Scene, welche sie mit Schrecken und Sorge erfüllte. Das Pferd des Majors galoppirte ledig dahin, und Henderson selbst war nirgends zu sehen. Swanevelt saß unter einem großen Baume und hielt sich den Leib mit beiden Händen, wie wenn er schwer verwundet wäre; sein Pferd lag an seiner Seite, und gerade vor ihm stand regungslos ein ungeheurer Büffelstier. Das Blut strömte

aus den Nüstern des Thiers, und es war augenscheinlich, daß er vor Schwäche und Blutverlust wankte; endlich fiel er.

„Ich fürchte, es hat ein Unglück gegeben," rief Swinton. „Wo kann der Major seyn — und wo sind die Hottentoten, die bei ihm waren? Swanevelt ist verwundet und sein Pferd todt, das ist augenfällig. Es wird besser seyn, wir rufen sie zurück und lassen die Büffel in Ruhe — mögen sie immerhin entkommen."

„Dort ist der Major," sagte Alexander. „Auch die Hottentoten sind unbeschädigt — seht Ihr sie nicht? Sie hatten sich auf die Bäume geflüchtet — Gott sey Dank!"

Sie bemerkten nun, wie Henderson auf Swanevelt zueilte, und unmittelbar darauf setzten die beiden Hottentoten dem Pferde des Majors nach. Swanevelt half sich unter dem Beistande des Majors auf die Beine, nahm sein Gewehr auf und ging langsam von hinnen.

„Am Ende ist doch kein großer Schaden geschehen," sagte Alexander. „Gott sey dafür gepriesen! — Doch da kömmt die ganze Heerde, Swinton."

„Laßt sie gehen, mein Freund," versetzte Swinton. „Wir haben vorderhand genug Büffeljagd gehabt."

Die ganze Heerde war nun etwa fünfzig Schritte von dem Standorte unserer beiden Freunde aus dem Schilf gebrochen und stürzte, triefend von Schlamm und Schmutz, mit erhobenen Schwänzen, die Hörner schüttelnd und vor Wuth und Furcht brüllend, dem Walde zu. Schon nach einigen Augenblicken war nichts mehr von ihr zu sehen.

„Gott sey Dank, daß wir sie vom Halse haben," sagte Swinton. „Ich hoffe, der Major hat nun genug Büffeljagd gehabt."

„Bei mir ist's wenigstens der Fall," versetzte Alexander. „Alle Glieder schmerzen mich und ich fühle mich sehr steif. Wie nahe es jenem Buschmann ans Leben ging."

„Freilich; aber Eurem Pferde fehlt etwas, Alexander, denn

es kann kaum athmen. Ihr werdet besser thun, wenn Ihr absteigt."

Alexander that so und löste die Gurten seines Thiers. Bremen stieg gleichfalls ab, bot Mr. Wilmot sein Pferd an, nahm die Zügel des anderen und untersuchte es.

„Die Rippen sind ihm zerbrochen, Sir," sagte der Hottentot; „jedenfalls zwei, wo nicht mehr."

„Kein Wunder — das arme Thier; führt es gemach, Bremen. Oh, da kömmt der Major. Jetzt werden wir erfahren, was sich zugetragen hat; und da ist auch Swanevelt mit den beiden Anderen."

„Wie ist Euch ergangen, Major? Wir haben um Euch wahre Todesangst ausgestanden."

„Oh, nicht halb so viel, als ich selbst," entgegnete der Major. „Ich kann Euch versichern, daß es uns scharf auf die Nähte ging. Swanevelts Pferd ist todt."

„Ist Swanevelt verwundet?"

„Nein, er blieb auf eine wunderbare Weise bewahrt. Die Hörner des Büffels schunden ihm den Leib nach der ganzen Länge auf, und doch hat er keinen ernstlichen Schaden genommen. Aber jetzt lasset uns nach der Karavane gehen und einen Trunk thun, dann will ich Euch Alles erzählen. Ich bin halb todt und die Zunge klebt mir am Gaumen."

Sobald sie bei der Karavane angelangt und abgestiegen waren, trank der Major etwas Wasser und begann sodann seine Erzählung:

„Wir thaten auf unserer Seite des Flusses mehrere Schüsse, denn die Büffel hatten augenscheinlich die Absicht, überzusetzen, wenn wir sie nicht abgehielten. Zwei waren bereits gefallen, als ein Büffelthier aus dem Schilfe hervor und auf Swanevelt zustürzte. Dieser wollte mit seinem Pferde umwenden und im Galopp davon sprengen; aber ehe ihm dies möglich wurde, waren

die Hörner des Büffels dem armen Thiere bereits in die Rippen gedrungen, und das Roß stürzte auf Swanevelt. Der wüthende Büffel machte sich von dem Pferde los und versuchte einen zweiten Angriff gegen Swanevelt, der sich übrigens auf die Seite drehte, so daß ihn, wie ich bereits erwähnte, das Horn nur schürfte. Nun gab ich Feuer und verwundete das Thier, das jetzt auf mich Jagd machte. Ich wandte um; aber mein Pferd scheute und drehte sich so plötzlich, daß ich meine Bügel verlor und der Sattel nachgab.

„Ich fand, daß ich meinen Sitz nicht wieder gewinnen konnte und an der Seite meines Thieres niederglitt; als es daher an einem Baume vorbeirannte, faßte ich einen Ast und schwang mich in demselben Augenblicke an demselben in die Höhe, als der Büffel schon ganz nahe auf mich zuraste. Wie er unter dem Aste vorbei kam, traf er mit seinem Rücken mein Bein; als er aber bemerkte, daß mein Roß davon galoppirte und ich nicht darauf saß, gab er seine Verfolgung wieder auf und kam brüllend zurück, um sich nach mir umzusehen.

„Endlich bemerkte die Bestie Swanevelt, der sich unter dem todten Pferde hervor gearbeitet hatte und unter einem Baume saß. Man sah dem armen Burschen an, daß er Schaden genommen hatte, obschon keine ernstliche Verletzung vorgefallen war. Der Büffel kehrte augenblicklich zu ihm zurück, und würde ihn zuverlässig zermalmt haben, wenn nicht Kloet, der sich auf einem Baume befand, auf das Thier Feuer gegeben und es tödlich verwundet hätte — denn die Bestie befand sich keine zehn Schritte mehr von Swanevelt, als ihrem Rennen Einhalt gethan wurde. Sie konnte nicht weiter und blieb da stehen, bis sie todt zusammensank."

„Diesen Theil Eures Abenteuers haben wir mit angesehen, Major," bemerkte Swinton; „und nun wollen wir Euch das unsrige erzählen, das nicht minder gefährlich war."

Nachdem Swinton berichtet hatte, was auf der andern Seite des Flusses vorgefallen war, sagte der Major:

„Ihr mögt mir immerhin von Löwen sprechen, aber ich will doch lieber zehn Löwenjagden mitmachen, als nur eine einzige Büffeljagd. Ich habe jetzt für mein ganzes Leben genug mit Büffeln zu thun gehabt.“

„Es freut mich, Euch so sprechen zu hören,“ entgegnete Swinton, „denn sie sind sehr wilde und gefährliche Thiere, wie Ihr jetzt selbst zugeben werdet. Die Schwierigkeit, ihnen eine tödtliche Wunde beizubringen, macht den Angriff auf sie höchst bedenklich. Ich habe genug von Büffeljagden gesehen und gehört, um Euch versichern zu können, daß Ihr noch von großem Glücke sprechen könnt, obgleich ein Pferd zu Grunde ging und ein anderes sehr beschädigt wurde. Doch da kömmt die Jagdbeute; jedenfalls wird uns die Anstrengung des Tages in einem trefflichen Mahle zu gute kommen.“

„Mir ist's nicht ums Essen zu thun,“ sagte Alexander, „denn ich fühle mich steif an allen Gliedmaßen. Ich will mich für ein paar Stunden niederlegen.“

„Und ich gleichfalls,“ versetzte der Major. „Auch mir ist der Appetit vergangen.“

„Wohlan denn, so treffen wir beim Nachtessen wieder zusammen,“ sagte Swinton. „Inzwischen will ich sehen, ob ich nicht Swanevelt in irgend etwas nützlich werden kann. Wo ist Omrah?“

„Ich habe ihn und Begum eben mit einander gehen sehen,“ entgegnete der Major. „Was er vorhat, weiß ich nicht.“

„Oh, ich sagte ihm, er solle einige Buschmannwurzeln aufsuchen,“ sagte Alexander. „Gesotten sind sie so gut wie Kartoffeln, und er hat den Affen mitgenommen, um sie leichter auffinden zu können.“

Der Major und Alexander blieben bis zur Nachtessenszeit auf

ihren Betten liegen und wurden von Mahomed geweckt. Der Schlaf hatte sie erfrischt und auch ihren Appetit wieder hergestellt. Unsere Reisenden fanden in Büffelsteaks und gerösteteten Buschmannswurzeln ein nicht übles Surrogat für Beefsteaks und gebratene Kartoffeln. Nachdem sie sich ihr Mahl weidlich hatten belieben lassen, fragte Alexander den Naturforscher, was er bei Gelegenheit seines früheren Aufenthaltes auf dem Kap von der Büffeljagd gesehen habe.

„Ich war nur ein- oder zweimal dabei; kann Euch aber mittheilen, was ich gehört und selbst von der Naturgeschichte dieses Thieres erfahren habe. Der heutige Tag giebt dazu einen werthvollen Beitrag. Ich sagte Euch diesen Morgen, ein einzelner Büffel sey weit gefährlicher, als eine ganze Heerde, und der Grund davon liegt in dem Umstande, daß zur Brunftzeit die schwächeren Thiere von den wilderen aus der Heerde vertrieben werden — gerade so, wie es bei den Elephanten der Fall ist. Diese einsamen Büffel sind außerordentlich gefährlich und warten nicht, bis sie angegriffen werden, sondern stürzen ungereizt auf den Menschen los. In der Regel verbergen sie sich und überfallen die Leute so unversehens, daß man ihnen nur schwer entkommen kann. Sie sind dann so kühn, daß sie sich nicht einmal vor dem Löwen fürchten, und ich habe mir von den holländischen Boern erzählen lassen, wenn ein Büffel einen seiner Kameraden durch Hörnerstöße getödtet habe, so bleibe er stundenlang bei seinem Opfer, stampfe mit seinen Hufen darauf herum, knete das todte Thier mit seinen Füßen, wie der Elephant, und lecke es mit seiner rauhen Zunge, bis die Haut abgehe. Damit sey er übrigens noch nicht zufrieden, sondern kehre, nachdem er schon fortgegangen, wieder zurück, als ob ihn seine Rachsucht an die Stelle banne."

„Welch' eine boshafte Bestie!"

„Man muß ihm allerdings ein derartiges Zeugniß geben. Ich erinnere mich eines Jagdabenteuers, das mir von einem holländischen

Pflanzer, welcher Augenzeuge davon war, erzählt wurde. Der Mann war mit einem Häuflein Anderer ausgezogen, um auf eine Büffelheerde Jagd zu machen, die neben einem sumpfigen, mit einigen Mimosenbäumen besetzten Grund weidete. Da die Jäger nicht zu Schuß kommen konnten, ohne über einen Theil des Sumpfbodens zu setzen, was für ihre Pferde nicht thunlich war, so beschlossen sie, letztere unter der Obhut zweier Hottentoten zu lassen und zu Fuß vorzurücken. Sie meinten nämlich, im Fall eines Angriffs von Seiten der Büffel leicht über den Sumpfgrund zurück sich flüchten zu können, da derselbe wohl die Last eines Mannes, nicht aber die eines Pferdes und noch viel weniger die eines Büffels tragen konnte.

Demgemäß rückten sie vor und waren so glücklich, unter dem Schutze einiger Büsche drei der fettesten Thiere zu erlegen; zugleich verwundeten sie den großen Stier, der die Heerde anführte, so schwer, daß er auf die Knie niedersank und wüthend zu brüllen anhub. Da sie glaubten, das Thier sey tödtlich verwundet, so trat der vorderste Jäger aus dem Gebüsche hervor, begann aufs Neue seine Muskete zu laden und ging näher, um dem Thier durch einen guten Schuß vollends den Garaus zu machen. Kaum aber sah der wüthende Büffel den Mann herankommen, als er aufsprang und ungestüm auf ihn zuschoß. Der Jäger warf sein Gewehr von sich und eilte gegen den Sumpfgrund hin; aber der Büffel war ihm so nahe, daß er in dieser Richtung zu entkommen verzweifelte, weßhalb er plötzlich um eine Gruppe Buschholz bog und einen nahestehenden alten Mimosenbaum zu erklimmen begann. Der Büffel war ihm jedoch zu schnell. Mit einem Gebrüll, wie es der Pächter, der mir die Geschichte erzählte, nie garstiger und gellender gehört haben wollte, erfaßte er den armen Teufel, der beinahe schon seinem Bereiche entrückt war, mit seinen schrecklichen Hörnern und schleuderte ihn mit solcher Gewalt in die Luft, daß er, nachdem er sich in großer Höhe etliche Male im Kreis gedreht hatte, auf einen gabel-

förmig gespaltenen Ast des Baumes nieder fiel. Der Büffel umkreiste brüllend den Baum und sah nach dem Mann hinauf, bis er von Wunden und Blutverlust erschöpft, nieder auf seine Knie sank. Die übrigen Jäger erlegten ihn vollends; aber auch ihren Kameraden fanden sie todt in den Zweigen hängen."

„Ich zweifle nicht, daß dieß auch Swanefelds oder mein Schicksal gewesen wäre, wenn uns die Bestie zu fassen gekriegt hätte," sagte der Major. Ich habe noch nie in dem Gesichte eines Thiers einen so boshaften teuflischen Ausdruck gesehen, wie in dem jenes Büffels. Ein Löwe ist so zu sagen ein Gentleman und ein Mann von Ehre in Vergleichung mit einem so malitiösen Strolchen."

„Ihr hättet ihn nur gehen lassen sollen, Major. Vergeßt nicht, daß Ihr der Angreifer waret," entgegnete Swinton lachend.

„Wohl wahr; aber ich wünsche mir nicht, je wieder einen derartigen Kerl zu Gesicht zu kriegen."

„Und ich kann Euch versichern, daß es mir lieb wäre, wenn mir die Flußochsen aus dem Wege blieben," bemerkte Alexander. „In meinem Leben nie bin ich so unhöflich behandelt worden."

Während dieses Gesprächs waren die Hottentoten und die Buschmänner an den übrigen Feuern nicht mäßig gewesen. Die ersteren hatten gebraten und gegessen, bis nichts mehr in sie hinein ging, und die Buschmänner, welche am Morgen so dünn und mager ausgesehen, als wäre ihnen seit einem Monat e nichts Kräftiges über die Lippen gekommen, waren nun so ausgestopft, daß sie kaum gehen konnten, denn ihre Wänste glichen wahrhaftig an Rundung einer Kugel. Der Buschmann, welcher von dem Büffel in die Luft geschleudert worden war, kam herauf und bat um ein wenig Tabak; zugleich lächelte er und strich sich den zu einem ganz außerordentlichen Umfang ausgedehnten Magen.

„Wir wollen ihnen willfahren," sagte Alexander, „denn dies wird bei ihnen das Glück des Tages vervollständigen. Habt Ihr je

einen Kerl so vollgestopft gesehen? Mich wundert, daß er nicht platzt."

„Dies ist so ihre Gewohnheit. Sie hungern Tage lang und füllen sich in dieser Weise an, so oft sich eine Gelegenheit bietet, die aber freilich selten genug vorkömmt. Ihr Kalender besteht hauptsächlich in Rückblicken auf tüchtige Mahlzeiten, und ich stehe dafür, daß unsere Buschmänner hier, wenn sie sich in Zukunft fragen, wann dies oder dies stattgefunden habe, antworten werden, es war unmittelbar vor oder nach der Zeit, als die weißen Männer die Büffel tödteten."

„Von was leben sie im Allgemeinen?"

„Zu gewissen Zeiten des Jahrs von Wurzeln — dann von den Heuschrecken, wenn diese ihre Wanderungen machen, von Eidexen, von Käfern — kurz von gar Allem. Hin und wieder gelingt es ihnen, sich Wild zu verschaffen, aber nicht sehr oft. Sie müssen demselben auflauern und verwunden es mit ihren vergifteten Pfeilen; dann folgen sie seiner Fährte und suchen es am andern Tage auf. So fein auch das Gift ist, schneiden sie doch nur den Theil in der Nähe der Wunde aus und verzehren den Rest des Thiers. Für die Flußochsen und Nashörner graben sie Löcher und erwischen bisweilen eine dieser Bestien. Auch vergiften sie die Wassergruben, nach welchen das Wild zum Trinken kommt. Immerhin ist übrigens ihr Lebensunterhalt sehr zweifelhaft, und sie leiden oft den äußersten Hunger."

„Glaubt Ihr nicht, Swinton, dieß sey die Ursache ihres kleinen Wuchses?"

„Zuverläßig. Unausgesetzte Entbehrungen und Mühseligkeiten von Generation zu Generation haben sie ohne Zweifel so verkümmern lassen, wie Ihr sie seht."

„Wie kömmt's daß diese Buschmänner so zutraulich sind? Ich hielt sie für wild und unversöhnlich."

„Diese gehören zu den zahmen Buschmännern; das heißt sie

haben in der Nähe der Pflanzer gelebt und sich nachgerade daran gewöhnt, die Europäer weniger zu fürchten. Wenn man sie freundlich behandelt, so erweisen sie sich den Pflanzern dankbar, indem sie die Schafe derselben hüten und gegen eine Belohnung in Tabak andere kleine Dienste verrichten. Dies hat sie bis zu einem gewissen Grade zutraulich gemacht. Wir müssen übrigens erwarten, auch mit andern zusammenzutreffen, die sehr wild und boshaft sind. Sie werden versuchen, uns unser Vieh wegzutreiben — werden unserer Karavane in Hinterhalten auflauern und jeden Augenblick bereit seyn, uns wegzumausen, was sie können. Aus diesen Umständen können wir, ohne sie zu sehen, entnehmen, daß wir an ihren Wohnplätzen sind."

„Wie so?"

„Weil wir ihre Nähe nur aus ihren Diebstählen entdecken werden. — Doch es ist Zeit, zu Bett zu gehen, und da morgen Sonntag ist, haben wir einen Ruhetag, den ihr Beide, glaube ich, recht gut werdet brauchen können."

„Ja wohl," entgegnete Alexander. „Nun, gute Nacht."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der früheren Verabredung gemäß wurde am Sonntag Halt gemacht. Man trieb am Morgen die Ochsen, Pferde und Schafe auf die Weide, und nur das Pferd, welches Tags zuvor Alexander geritten, blieb zurück; denn es war so leidend, daß ihm eine große Menge Blutes entzogen werden mußte, ehe es Erleichterung verspürte.

Die Buschmänner blieben im Lager und hatten wahrscheinlich nicht im Sinne abzuziehen, so lange Aussicht auf Essen vorhanden war. Die vier erlegten Büffel, wie auch das todt gestoßene Pferd fand man am folgenden Tage durch die Hyänen und andere Thiere, welche man die ganze Nacht durch umherstreifen hörte, bis auf die Knochen abgenagt; indeß war doch viel von dem Büffelfleisch ausgehauen und an den Bäumen in der Nähe des Lagerplatzes aufgehangen worden, so daß es nicht an mehr als zureichendem Material zu einem zweiten Festmahle für die Buschmänner und Hottentoten gebrach, die den ganzen Tag über in einem fort rösteten und brieten.

Die Sonne war übermäßig heiß und Alexander sowohl, als der Major von der Anstrengung des vorigen Tages so sehr erschöpft, daß sie sich nach dem Frühstück in ihre Wagen zurückzogen. Auch versuchte Swinton nicht, sie zu stören, und sie erfreuten sich bis zum Abend eines gesunden Schlafes, aus dem sie sehr erfrischt, und sehr hungrig erwachten. Swinton sagte, er habe es für zweckmäßig gehalten, sie nicht zu wecken, weil die Hitze so gar überwältigend gewesen sey und sie ja auch den Gottesdienst, wenn es ihnen passend dünkte, in der Kühle des Abends vollbringen konnten. Demgemäß wurden nach einem frühen Abendessen alle Hottentoten aufgeboten, die, obschon sie vollgepfropft waren, dennoch nur ungerne ihre Feuer verließen, weil sie meinten, die Buschmänner werden in ihrer Abwesenheit alles noch übrige Fleisch aufzehren.

Diese Vorstellung fand jedoch kein Gehör, und sie mußten sich insgesammt einstellen. Die Gebete wurden verlesen und der Gottesdienst bei dem Lichte eines großen Feuers begangen, denn es war schon ganz dunkel, ehe man mit der Feier des Tages zu Ende kam. Die Buschmänner hatten, wie von den Hottentoten vorausgesagt worden war, die Abwesenheit ihrer Gastfreunde benützt und sich sehr freigebig bedient; auch ließen die zur Karavane gehörigen Leute, während Swinton die Gebete verlas, stets ihre Augen nach den

Feuern hingleiten, in welche die Buschmänner große Stücke Büffelfleisch warfen, um sie halbwarm wieder herauszuziehen und dann mit den Zähnen in Stücke zu reißen.

Nie gab es vielleicht eine zerstreutere Versammlung, die sich so sehr nach dem Schlusse der Andacht gesehnt hätte. Die Unruhe, welche die Hottentot:n an den Tag legten, schien sich endlich auch den Ochsen mitzutheilen, welche um die Wagen angebunden waren. Das Feuer bedurfte des Nachschürens, aber keiner von den Hottentoten rührte sich, um diesen Dienst zu verrichten, vielleicht weil sie glaubten, wenn Swinton nicht mehr sehen könne, müsse die Versammlung entlassen werden. Aber Swinton wußte seine Aufgabe auswendig und machte fort bis zu den zehn Geboten, die den letzten Theil der Andacht bildeten, während Alexander und der Major respondirten. Letzterer, dessen Gesicht dem Vieh zugekehrt war, hatte die Unruhe der Zugthiere bemerkt und den Grund wohl errathen, mochte aber den Gottesdienst, da er ohnehin bald vorüber war, nicht unterbrechen. Begum begann sich an ihn anzuklammern, wie sie stets zu thun pflegte, wenn sie sich fürchtete, und wie Swinton fertig war, hub der Major eben an: „Swinton, verlaßt Euch darauf," als sich ein donnerartiges Gebrüll vernehmen ließ und eine dunkle Masse über ihren Köpfen wegsetzte.

Dem Brüllen und Kämpfen der Ochsen folgte fast augenblicklich die Erscheinung eines Löwen, der, mit einem Ochsen über seiner Schulter, mitten durch die ganze Versammlung stürzte, die Reste des Feuers wegfegte, die Hottentoten nach Rechts und Links warf und im Nu wieder verschwunden war. Wie man sich denken kann, fand jetzt die größte Bestürzung und Verwirrung Statt. Einige kreischten, Andere schrieen und liefen nach ihren Gewehren — aber es war zu spät. Bei weiterer Untersuchung ergab sich, daß der Löwe den Ochsen ergriffen hatte, welcher in der Nähe des Platzes, wo die Versammlung saß, angebunden gewesen war. Ihr eigenes Feuer war fast er=

löschen, und das nächste, welches brennend erhalten werden sollte, war von den Hottentoten ganz vernachlässigt worden, weil sie nur auf diejenigen Bedacht nahmen, an denen sie ihre Büffelsteaks brieten.

Die Lederriemen, mit welchen der Ochse angebunden gewesen, waren wie Fäden abgerissen, und viele von dem übrigen Zugvieh hatten in ihrer Furcht gleichfalls ihre Bande gesprengt und sich flüchtig gemacht. Wie der Löwe durch die Versammlung dahin stürzte, hatte es den Anschein, als sey ihm die Last eines Ochsen nicht mehr, als das Gewicht einer Feder. Er hatte jedoch etwas rauh auf zwei der Hottentoten getreten, welche ächzend dalagen, als wären sie schwer verwundet; bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß sie nur tüchtig zerkratzt und mit Asche bedeckt waren. Die Buschmänner dagegen hatten ihr Mahl verlassen und waren mit ihren Bogen und den kleinen vergifteten Pfeilen zur Verfolgung ausgezogen. Bremen und einer oder zwei von den Hottentoten wollten gleichfalls gehen, aber unsere Reisenden verweigerten die Erlaubniß. Etwa eine Stunde nachher kamen die Büschmänner zurück und Omrah besprach sich mit ihnen. Bremen that das Gleiche und theilte darauf unsern Gentlemen mit, die Buschmänner hätten den Löwen in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde eingeholt und viele ihrer Pfeile nach ihm entsandt; auch glaubten sie ihn gut getroffen zu haben, da er dies jedesmal durch ein dumpfes Knurren und ein zorniges Gebrüll ankündigte; indessen habe er trotz seiner Gereiztheit in seinem Mahle fortgemacht.

Omrah sagte sodann:

„Löwe morgen todt — Büschmänner finden ihn.“

„Wahrhaftig,“ sagte Alexander, als sie nach ihren Wagen gingen, was in Folge des vorerwähnten Ereignisses und weil noch große Feuer anzumachen waren, ehe sie zu Bette gingen, erst spät geschah, „ich glaube, daß noch nie ein Gottesdienst durch einen derartigen Eindringling gestört wurde.“

„Vielleicht ist's so,“ versetzte Swinton; „aber ich glaube, es ist

uns darin zugleich ein Beweis gegeben worden, daß wir bei den Gefahren, von denen wir umgeben sind, ganz besondere Ursache haben, zu beten. Der Löwe hätte einen von uns aufgreifen können und ein furchtbarer Tod wäre die Folge gewesen."

„Ich habe nie zuvor den vollen Sinn der vielen Bilder und Gleichnisse in der heiligen Schrift, in welchen der Löwe so oft eingeführt wird, begreifen können," bemerkte Alexander.

„Es war in der That eine höchst erschütternde Predigt nach dem Gebet," sagte der Major, „und ich hoffe, wir werden nie wieder eine ähnliche zu hören kriegen. Aber liegt nicht die Schuld an uns selbst? Schon zum zweiten Male wird uns durch einen Löwen ein Ochse entführt, weil es dem Kreis der Feuer an der nöthigen Abwartung fehlte. Freilich liegt die Nachläßigkeit auf Seiten der Hottentoten; aber wenn diese säumig sind, sollten wir selbst nachsehen."

„Es dürfte gut seyn," bemerkte Swinton, „wenn man ihnen wegen ihrer Trägheit eine Woche lang keinen Tabak verabreichte, denn verlaßt Euch darauf, wenn wir uns selbst der Feuer annehmen, werden sie noch säumiger. Wir wollen übrigens diesen Punkt morgen besprechen — für heute gute Nacht."

Am nächsten Morgen, ehe noch die Ochsen eingespannt wurden, kam Omrah zu dem Major, um ihm zu sagen, daß die Buschmänner den Löwen gefunden hätten, der zwar noch nicht todt, aber doch am Verscheiden sey. Er habe denjenigen Theil des Ochsen, den er nicht fressen konnte, einige tausend Schritte weiter geschleppt und sich dabei niedergelegt; jetzt sey er so krank, daß er sich nicht rühren könne.

Auf diese Nachricht hin bestiegen unsere Reisenden ihre Pferde und langten, von den Buschmännern geleitet, bald an der Stelle an, wo der Löwe lag. Die Buschmänner, welche zuvor recognoscirt hatten, traten ohne Umstände in das Dickicht und wurden durch ein dumpfes Röcheln begrüßt, welches ganz anders klang, als das Gebrüll der vorigen Nacht. Unsere Reisenden folgten nach und fanden das edle Thier im letzten Todeskampfe — seine Kraft gelähmt und die

Augen geschlossen. Ein paar kleine Pfeile staken noch in seiner Haut und schienen nicht weiter, als einen halben Zoll tief eingedrungen zu seyn; aber das Gift war so flüchtig, daß es schnell durch den ganzen Körper circulirte, und während sie noch auf das edle Thier niederschauten, ließ es die Kinnlade sinken und starb.

Als unsere Reisenden nach der Karavane zurückkehrten, bemerkte Alexander:

„Diese Buschmänner müssen, trotz ihrer kleinen Natur, und so verächtlich auch ihre Waffen erscheinen mögen, doch gefährliche Feinde seyn, wenn das bloße Stacheln eines ihrer Pfeile sicheren Tod bringt. Aus was besteht ihr Gift?"

„Es wird von Schlangen gewonnen, mit dem Saft der Euphorbia gemischt und so lange gekocht, bis es die Consistenz des Leims hat; dann tauchen sie die Spitzen ihrer Pfeile hinein und lassen sie trocknen."

„Behält denn das Gift der Schlangen seine Wirksamkeit bei, nachdem es den Thieren genommen wurde?"

„Ja, die Kraft erhält sich noch lange Zeit. Ich erinnere mich einer — wie ich glaube — wohl verbürgten Geschichte von einem Manne, der in Amerika von einer Klapperschlange durch seinen Stiefel gebissen wurde. Der Mann starb, und bald nachher starben auch seine beiden Söhne nach einander unter denselben Erscheinungen, wie ihr Vater, obgleich sie nicht von Schlangen gebissen worden waren. Es stellte sich nachher heraus, daß nach des Vaters Tode die Söhne einer nach dem andern sich dessen Stiefeln zugeeignet und angezogen hatten; als man nun die Stiefeln untersuchte, entdeckte man den Zahn der Klapperschlange, der durch das Leder gegangen und in demselben stecken geblieben war. Er hatte den beiden Söhnen, als sie die Stiefeln anzogen, blos ganz leicht die Haut geritzt, und dies war die Ursache ihres Todes."

„Führen hier die Schlangen ein eben so tödtliches Gift, wie die Klapperschlangen von Amerika?"

„O ja — das heißt zwei oder drei davon; andere dagegen sind ganz unschädlich. Die furchtbarste ist die Cobra capella (nicht dieselbe, welche in Indien diesen Namen führt), ein sehr großes Thier, das gewöhnlich fünf Fuß Länge hat, aber auch in einer Länge von sechs und sogar sieben Fußen gefunden wird. Man hat schon gesehen, daß diese Bestie mit solcher Gewalt auf einen Reiter losstürzte, daß sie über ihrem Ziele wegschoß. Ihr Biß bringt, wie ich glaube, sicheren Tod, denn ich habe nie gehört, daß Jemand von der Wunde wieder genas."

„Das ist jedenfalls so schlimm, als es nur seyn kann. Wie heißt die nächste?"

„Die nächste nennt man die Puff-Otter. Sie ist ein sehr schwerfälliges, träges Thier und im Verhältniß zu ihrer Länge sehr dick; auch kann sie, wenn man sie von vorne angreift, keinen Sprung machen. Sie besitzt übrigens eine andere Eigenschaft, die, wenn man nicht darauf gefaßt ist, vielleicht eben so gefährlich wird — sie kann sich nämlich in einer höchst überraschenden Weise zurückwerfen. Dies geschieht übrigens nur, wenn man auf sie tritt oder sie reizt; aber ihr Biß ist sehr tödtlich. Dann gehören noch zwei Arten von Bergottern unter die gefährlichsten Schlangen des südlichen Afrikas. Sie sind sehr klein und deshalb nicht gut zu sehen; da man ihnen aus diesem Grunde nicht so leicht ausweichen kann, so werden sie sehr gefährlich, weil ihr Biß ebenso verhängnißvoll ist, wie der der anderen."

„Ich hoffe, Eure Liste ist jetzt zu Ende?"

„Noch nicht ganz; es gibt noch eine andere, von der ich Exemplare besitze, aber deren Eigenschaften ich nie habe erproben sehen; ich meine die Spritzschlange. Sie ist ungefähr drei Fuß lang und giftig, obschon ihr Gift nicht eben tödtlich wirkt. Indeß besitzt sie eine Eigenthümlichkeit, der sie ihren Namen verdankt: sie kann ihr Gift ihrem Feinde ins Gesicht spritzen, und wenn es ins Auge kömmt, ist plötzliche Blindheit die Folge. Es gibt außerdem noch

viele andere Arten, von denen ich im Laufe unserer Reise Exemplare sammelte, und manche davon führen Gift, obschon sie nicht so gefährlich sind, als die drei erstgenannten.

„Es ist in der That ein großer Segen, daß der Allmächtige diese Schlangenarten nicht wild oder angriffslustig gemacht hat, denn bei so furchtbaren Eigenschaften müßten sie schrecklich werden. So aber bedienen sie sich ihres Giftes nur zur Selbstvertheidigung oder wenn sie gereizt werden. Ich muß hier bemerken, daß die Hottentoten, wenn sie eine dieser gefährlichen Schlangen getödtet haben, ihr stets den Kopf abschneiden und ihn begraben. Sie thun dies deshalb, damit nicht Jemand zufällig darauf trete, denn ihrer Behauptung zufolge behält das Gift der Zähne seine Wirksamkeit nicht nur Wochen, sondern sogar Monate lang.“

„Das dient der Geschichte, die Ihr von dem Klapperschlangenzahn im Stiefel erzählt habt, zur Bestätigung.“

„Allerdings; aber obgleich so viele giftige Schlangen in diesem Lande sind, ist es doch merkwürdig, wie wenig Unfälle durch sie vorkommen. Ich erkundigte mich in der Herrenhuter-Mission, in deren Umgegend diese giftigen Schlangen sehr häufig vorkommen, wie viele Leute sie durch den Biß derselben verloren hätten, und die Missionäre erklärten mir, daß von den achthundert Hottentoten, die zur Mission gehörten, in einem Zeitraum von sieben Jahren nur zwei Menschen gebissen worden seyen. An andern Orten, wo ich dieselbe Frage stellte, waren die Unfälle im Verhältniß zur Bevölkerung noch seltener.“

„Findet man in diesem Theile Afrika's auch die Boa Constrictor?“

„Nicht so weit südlich, als wir jetzt sind, aber einige Grade weiter im Norden. Ich habe sie nie gesehen, glaube aber, daß ihr Vorhandenseyn keinem Zweifel unterliegt.“

„Die südamerikanischen Indianer besitzen ein sehr feines Gift, mit dem sie ihr Wild tödten. Kennt Ihr die Beschaffenheit dessel-

ben, Swinton, und hat es Aehnlichkeit mit dem der Buschmänner.“

„Ich kenne es wohl, denn es wurde von Mr. Waterton mitgebracht, dessen unterhaltliche Werke Ihr wahrscheinlich auch gelesen habt. Es heißt das Wurali-Gift und wird dem Vernehmen nach aus einer kriechenden Pflanze gewonnen, die in dem Lande wächst. Die Eingebornen mischen übrigens dem Extrakt Schlangengift bei, und das Präparat ist ohne Zweifel sehr tödtlich, wie ich aus eigener Anschauung bezeugen kann.“

„Habt Ihr es anwenden sehen?“

„Ich habe selbst Versuche damit gemacht. Als ich in Italien war, lernte ich Mr. Waterton kennen, und er gab einigen von uns, die beisammen wohnten, eine kleine Quantität, nicht viel größer, als etwa zwei Senfkörner. Wir kauften ein junges Maulthier, um ein Experiment daran vorzunehmen, machten einen Einschnitt in dessen Schulter und brachten das Gift unter die Haut. Etwa sechs oder sieben Minuten nachher war das Thier todt. Mr. Waterton sagte, die Wirkungen würden noch plötzlicher gewesen seyn, wenn das Gift in Folge der langen Aufbewahrung nicht Noth gelitten hätte.“

„Das Wurali-Gift wirkt, glaube ich, blos auf die Nerven?“ fragte der Major.

„Nur auf die Nerven, und obgleich es so verhängnißvoll ist, kann doch, wenn man augenblicklich Gegenmittel anwendet, eine Person, die in Folge des Giftes wie todt daliegt, durch denselben Prozeß wieder ins Leben gerufen werden, den man gewöhnlich bei Belebung von Ertrunkenen oder Erstickten in Anwendung bringt. Ein Esel, an dem das Gift versucht wurde, kam in dieser Weise wieder zum Leben und durfte für den Rest seiner Tage in Sir Joseph Bank's Park herumspringen. Das Gift der Schlangen jedoch wirkt auf das Blut und bringt deßhalb rettungslosen Tod.“

„Es gibt aber doch, wie ich glaube, sogar gegen die gefährlichsten Gifte Antidote?“

„Ja. Es hat Gott in seinem gnädigen Erbarmen gefallen, Heilmittel an die Hand zu geben, welche in der Regel da zu finden sind, wo sich die Schlange aufhält. Die Klapperschlangenwurzel ist ein treffliches Antidot, wenn sie augenblicklich angewendet und eingenommen wird; auch weiß man, daß der Ichneumon, wenn er von der Cobra Capella gebissen wird, nach einem besonderen Kraut eilt und es frißt, um der verhängnißvollen Wirkung des Giftes vorzubeugen.

„Ich sah einmal in Indien einen Eingebornen,“ sagte der Major, „der sich für eine kleine Geldsumme von einer Cobra Capella beißen ließ. Er war mit derselben Pflanze, die der Ichneumon braucht, gut vorgesehen, verschluckte sie reichlich und rieb auch die Wunde damit. Freilich läßt sich nichts mit Bestimmtheit behaupten, aber soweit ich urtheilen konnte, fand keine Täuschung dabei Statt.“

„Ich halte es für sehr möglich, denn wenn die Pflanze den Ichneumon kurirt, warum nicht auch einen Menschen? Ohne Zweifel gibt es viele Pflanzen, welche Eigenschaften besitzen, von denen wir keine Kenntniß haben. Einige wenige und vielleicht darunter die werthvollsten, haben wir entdeckt; indeß ist doch unsre Kenntniß von dem Pflanzenreich, so weit die medizinischen Eigenschaften in Frage kommen, sehr gering, und vielleicht hat man viele, die früher bekannt waren, seit Einführung der Mineral-Antidote wieder ganz aus dem Gesichte verloren.“

„Allerdings; denn lange, ehe die Chemie einige Fortschritte machte, gab es ja, wie wir in alten Romanen lesen, Balsame von den trefflichsten Eigenschaften,“ sagte Alexander lachend.

„Ich möchte hier bemerken, daß ich dies fast für einen Beweis von ihrem wirklichen früheren Vorhandenseyn halte, um so mehr, weil Ihr finden werdet, daß die Kenntniß dieser souveränen

Heilmittel sich hauptsächlich in den Händen der Juden, der ältesten Nation auf Erden, befand. Ihr beständiges Zusammenhalten hat wahrscheinlich dergleichen Geheimnisse von Generation auf Generation verpflanzt."

„Wir haben auch Grund, zu glauben, daß sie zu ihrer Zeit nicht nur eigenthümliche Heilmittel besaßen, sondern auch — wenn man glauben darf, was die Sage spricht — die Kunst des Vergiftens viel besser verstanden," sagte der Major.

„Jedenfalls besaß man früher nicht die chemischen Kenntnisse, die jetzt zur augenblicklichen Entdeckung führen," versetzte Swinton. „Doch dort liegen drei Flußochsen schlafend am Ufer; habt Ihr nicht Lust, Eure Geschicklichkeit an ihnen zu versuchen, Alexander?"

„Ich bin nicht sonderlich darauf begierig, da ich schon genug Flußochsen gehabt habe," entgegnete Alexander. „Beiläufig, der Strom wird viel breiter, als er war."

„Ja; meiner Berechnung zufolge sollten wir von heute an nicht mehr weiter nach Westen wandern. Wir müssen nun quer nach dem Vaal oder gelben Fluß einbiegen. Allerdings werden wir zwei Tage ohne Wasser und Viehweide seyn, aber die Thiere sind jetzt in einem so guten Zustande, daß man ihnen wohl etwas zumuthen kann. Wir haben zwar unterwegs einen Fluß zu kreuzen, dürfen uns aber kaum auf Wasser Rechnung machen, denn ich glaube, wir werden es nirgends anders finden, als in diesen großen Arterien, wie ich sie nennen möchte."

„Ich hatte denselben Gedanken, Swinton, als ich gestern in meinem Wagen die Karte betrachtete," entgegnete der Major. „Also morgen giebts wieder eine kleine Abwechslung — das heißt eine Wüste."

„Darauf dürfen wir zuverlässig zählen," erwiederte Swinton, „denn mit Ausnahme der Ufer großer Flüsse ist zu dieser Jahreszeit und in dieser Gegend nicht auf Vegetation zu zählen. Aber

sey es noch um einen Monat, so werden wir Regengüsse genug erhalten."

„Ich sehe, daß die Buschmänner uns verlassen haben," sagte Alexander.

„Ja; sie sind wahrscheinlich zurückgeblieben, um den Löwen zu verzehren."

„Wie, Ihr meint, sie werden das vergiftete Thier essen?"

„Daraus machen sie sich nichts; sie schneiden blos die verwundeten Theile aus und essen stets das Fleisch der so getödteten Thiere, das ihnen augenscheinlich keinen Nachtheil bringt. Es gibt gar nichts, was der Buschmann nicht verspeiste. Ein Flug Heuschrecken wird für ihn zum Festmahle."

„Ich kann mir nicht denken, daß sie eine sehr schmackhafte Speise bieten."

„Ich habe sie nie gekostet," entgegnete Swinton, „glaube übrigens, daß Ihr Recht habt. Sie essen sie jedoch nicht roh, sondern reißen ihnen Flügel und Beine aus, trocknen die Körper und stoßen sie dann zu Pulver."

„Glaubt Ihr, daß die Heuschrecken, welche nebst wildem Honig die Kost des heiligen Johannes in der Wüste waren, dieselben sind, von denen Ihr hier sprecht?"

„Ich weiß es nicht, glaube aber kaum, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil eine Person in der Wildniß von derartigen Thieren wohl leben kann, wenn sie immer zu haben sind, Heuschreckenflüge aber zu den Erscheinungen gehören, auf die man nicht mit Sicherheit zählen kann. In dem Lande, nach welchem sich der heilige Johannes zurückzog, wächst ein Baum, welcher der Heuschreckenbaum genannt wird und eine große süße Schote hervorbringt, die der Form nach den gewöhnlichen französischen Bohnen ähnelt, aber nahe zu einen Fuß lang ist und eine sehr wohlschmeckende Nahrung bietet. Heutzutage füttert man sogar das Vieh damit, und ich glaube, daß unter den Heuschrecken die Früchte

dieses Baumes, nicht aber Thiere gemeint sind. Die gleiche Ansicht haben, wenn ich nicht irre, viele Ausleger der heiligen Schrift aufgestellt. Ich denke übrigens, wir sind für heute weit genug gekommen, und wollen deßhalb hier Halt machen. Habt Ihr die Absicht, zu jagen, Major? Ich sehe dort in der Ferne einige Thiere."

„Es wird besser seyn, es zu unterlassen," sagte Alexander; „denn wenn wir morgen über einen Wüstenstrich ziehen sollen, ist es nicht räthlich, unsere Pferde zu ermüden."

„Ich theile Eure Ansicht. Nein, Swinton, wir wollen uns ruhig verhalten, wenn das Wild nicht zu uns kömmt."

„Ja, und wir können dafür sorgen, daß die Wasserfässer gefüllt und heute Nacht die Feuer gehörig angezündet werden," entgegnete Alexander. „Hoffentlich bleiben wir fernerhin mit Löwenpredigten verschont, obgleich Shakspeare sagt: ‚Predigten von den Steinen und gut in Allem.'"

Sie ließen ihre Karavane auf einer Anhöhe Halt machen, trugen Sorge, daß der Wasservorrath erneut und Holz gesammelt wurde, und setzten sich sodann zu einem Mittagsmahle aus gebratenen Schinken und Käse nieder; denn die Hottentoten hatten alles Büffelfleisch aufgezehrt und forderten nun ein Schaf zum Nachtessen. Man willfahrte ihrem Verlangen, obschon sie es nicht verdient hatten; aber da ihnen wegen Vernachlässigung der Feuer der Tabak entzogen worden war, so hielt man es für klug, ihre Unzufriedenheit nicht allzusehr zu steigern. Während die Hottentoten das Lager einrichteten, ging Alexander mit dem Major an dem Flusse spazieren, und Swinton wollte eben einige gesammelte neue Pflanzen zu sich stecken, als Omrah, der sie begleitete, den Finger an seine Lippen hielt. Da sie vollkommen begriffen, was er meinte, so blieben sie schweigend stehen. Der Knabe zeigte sodann auf einen Gegenstand, der an dem niedrigen Ufer im Schilfe lag; da sie ihn aber nicht unterscheiden konnten, so erbat sich Omrah durch

Zeichen die Büchse des Majors, zielte und gab Feuer. Darauf ließ sich ein Plätschern im Wasser hören und sie brachen sich durch das hohe Gras und das Schilf Bahn, bis sie den Ort erreichten, wo sie ein Thier in Todeszuckungen sich abzappeln sahen.

„Ein Alligator!" rief der Major. „In der That, ich dachte mir's nicht, daß wir ein derartiges Thier im Binnenlande treffen könnten. Es heißt zwar, daß sie an der Küste der östlichen Kaffern in den Mündungen der Flüsse häufig vorkommen, aber ich kann mich nicht genug wundern, eine solche Bestie hier zu entdecken."

„Auf was habt ihr geschossen?" fragte Swinton, der sich jetzt ihnen anschloß.

„Auf einen Alligator, und er ist todt. Ich fürchte er wird nicht sonderlich gut zu essen seyn," entgegnete der Major.

„Das ist kein Alligator, Major," sagte Swinton, „und jedenfalls eine sehr gute Kost. Es ist eine große Eidechse aus dem Geschlecht der Leguane, die sich häufig an diesen Flüssen findet — ein vollkommen harmloses Individuum, das sich nur von Pflanzen und Insekten nährt. So häßlich es aussieht, ist es doch ein großer Leckerbissen. Ja, es ist ganz todt — wir wollen es aus dem Wasser holen, damit Omrah es Mahomed bringen kann."

Das ungefähr vier Fuß lange Thier wurde am Schwanz aus dem Wasser herausgezogen, und Omrah trug es ins Lager.

„Ich habe es wahrhaftig für einen kleinen Alligator gehalten," sagte der Major, „bemerke aber jetzt meinen Irrthum. Welche Verschiedenheit von Eidechsen trifft man nicht in diesem Lande!"

„Sie ist allerdings sehr groß, von dem Chamäleon aufwärts," versetzte Swinton. „Beiläufig, es gibt eine darunter, die dem Vernehmen nach sehr giftig ist, und glaubwürdige Personen haben mir erzählt, ihr Biß sey nicht nur sehr gefährlich, sondern auch in manchen Fällen tödtlich. Ich habe in meiner Sammlung einige Exemplare dieses Thiers, welches am Kap Dschitsch genannt wird."

„Das ist doch merkwürdig; aber wir haben in Indien eine

kleine Eidechse, die gleichfalls giftig seyn soll, und von den Eingebornen Dschecko (Gecko) genannt wird. Es muß wohl das nämliche Thier seyn, nnd es ist auffallend, daß auch die Namen so wenig von einander verschieden sind. Ich habe zwar nie ein Beispiel von seinen giftigen Eigenschaften gesehen, war aber Zeuge, wie eine ganze Compagnie von Sepoys ihren Posten verließ, weil sie das Thier in dem Dache des Hauses hatten schreien hören; sie sagten, es falle auf die Leute herunter."

„Vermuthlich ist es das nämliche Thier, und Eure Erzählung bekräftigt das, was von seinen giftigen Eigenschaften gesagt wird."

„Dennoch würden wir aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Glauben finden, wenn wir in England eine derartige Behauptung aufstellten."

„Ich gebe zu, bei Vielen nicht — bei denen nicht, die nur wenig wissen; aber die Unterrichteten würden's doch glauben. Es ist Thatsache, daß wir von allzugroßer Leichtgläubigkeit zu einem fast gänzlichen Skeptizismus übergegangen sind, wenn wir uns nicht durch unsere Sinne überzeugen können. In den Zeiten Marko Polos, Sir John Mandeville's und Anderer — ich will sagen im 15. Jahrhundert, als es noch wenig Reisende und wenig Bildung gab — durfte ein Reisender fast Alles sagen und glaubiger Zuhörer versichert seyn, während man in letzter Zeit kaum wagen darf, eine Behauptung aufzustellen. Le Vaillant und Bruce, welche den Süden und Norden Afrikas bereisten, wurden für Lügner erklärt, als sie den Bericht über das, was sie gesehen hatten, veröffentlichten, und doch hat sich seitdem jedes Titelchen als wahr herausgestellt. Uebrigens sind die Leute heutzutage besser unterrichtet und nicht mehr so entschieden absprechend, denn es gibt bestimmte Gesetze, welche die Scheidelinie des Möglichen und Unmöglichen andeuten."

„Wie meint Ihr dieß?"

„Ich meine — wenn mir z. B. Jemand erzählen wollte, er habe eine Meerjungfer gesehen, mit dem Leibe eines Weibes und

dem Schuppenschwanze eines Fisches, so würde ich ihm unverhohlen sagen, daß ich ihm keinen Glauben schenken könne. Und warum? weil ein solches Geschöpf den Gesetzen der Natur widerspricht. Die zwei Bestandtheile des Thiers konnten sich nicht vereinigen, da der obere Theil den warmblutigen Säugethieren, der untere den Kaltblütern angehören würde. Eine solche Verbindung ist unmöglich. Allerdings mögen ohne Zweifel noch viele Thiere unentdeckt oder vielmehr den Europäern noch unbekannt seyn, und ihre Schilderung wird anfangs Argwohn, wo nicht Widerspruch erregen; aber wie ich bereits bemerkte, der Bericht darüber wird aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Naturforscher nicht verworfen werden, obschon es von Seiten derjenigen geschehen mag, die nicht genug zoologische Kenntnisse besitzen, um durch Vergleichung beurtheilen zu können, ob das Vorhandenseyn eines Thiers glaubwürdig ist. Sogar die fabelhaften Thiere haben ihren Ursprung in solchen, die wirklich existiren. Das Einhorn ist ohne Zweifel die Gemsbockantilope, denn wenn man dieses Thier aus der Entfernung betrachtet, so nehmen sich seine zwei Hörner wie ein einziges aus; auch porträtiren es die Buschmänner so in ihren Höhlen. Der Drache beruht gleichfalls nicht ganz auf der Einbildungskraft, denn die Lacerta volans oder die fliegende Eidechse Amerikas ist ein eigentlicher Miniaturdrache. Man ersieht hieraus, daß auch das vermeintliche Fabelhafte in einer Uebertreibung oder in einem Irrthum seinen Grund hat."

„Ihr seyd also der Ansicht, Swinton, daß wir Alles glauben sollten, was die Reisenden uns erzählen?"

„Nein, das nicht; aber wir sollten ihre Behauptungen nicht blos deßhalb verwerfen, weil sie mit unseren Ansichten über den Gegenstand nicht übereinstimmen. Das merkwürdigste Beispiel von Unglauben finden wir in Bestreitung der Möglichkeit von Aerolithen oder Meteorsteinen, die sich unter Gewittern in der Luft erzeugen und auf die Erde niederfallen. Natürlich habt Ihr schon von derartigen Dingen gehört?"

„O ja," versetzte der Major, „und habe sie auch mehreremale in Indien gesehen."

„Noch vor einem Jahrhundert wurden sie als eine bloße Fabel behandelt, und als sich das Gerücht verbreitete (noch obendrein nicht zum erstenmale), daß ein derartiger Stein in Frankreich niedergefallen sey, wurden die Savans in Deputation an Ort und Stelle geschickt. Sie hörten die Zeugen ab, welche vorgaben, sie hätten ein lautes Getöse in der Luft vernommen und beim Aufblicken einen dunkeln Körper niederfallen sehen; dieser sey mit einer Gewalt auf die Erde gesunken, daß er sich fast in dem Boden begrub, und so heiß gewesen, daß man ihn nicht mit bloßer Hand berühren konnte. Nachher sey er erkaltet. Die Savans hörten all' dies an, erklärten aber, daß es unmöglich sey, und geraume Zeit wurde jeder derartige Bericht mit Verachtung behandelt. Jetzt weiß Jedermann die Sache und ist vollkommen überzeugt davon; auch drückt Niemand das mindeste Erstaunen aus, wenn man von dergleichen Vorgängen spricht. Shakespeare läßt Hamlet ganz richtig bemerken: ‚es gibt im Himmel und auf Erden mehr Dinge, Horatio, als eure Philosophie sich träumen mag.'"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Nacht verlief ohne Störung, und am andern Morgen wurden die Ochsen eingespannt, um die Richtung nach Norden anzuschlagen. Zuvor hatte man das Vieh nach dem Fluß hinunter zur Tränke geführt und es zwei Stunden weiden lassen, denn es galt jetzt einem Zuge von mehr als 24 Wegstunden durch ein un-

fruchtbares Land, in welchem man weder Gras noch Wasser zu finden hoffen durfte. Sie hatten noch keine Stunde zurückgelegt, als die Landschaft ihr Aussehen änderte. So weit das Auge reichen konnte, ließ sich nirgends eine Spur von Bäumen blicken, und der Boden war mit niedrigem, verkümmertem Gebüsch und großen Steinen bedeckt. Hie und da zeigten sich kleine Gruppen von Thieren, meistens Quaggas. Während unsere Reisenden voraus ritten, schreckten sie sechs oder sieben Straußen auf, von denen eine Kugel aus der Büchse des Majors einen zu Boden streckte. Die übrigen liefen mit einer Geschwindigkeit davon, die vom schnellsten Pferde kaum hätte übertroffen werden können.

„Das war ein guter Schuß, Major," sagte Alexander.

„Ja," versetzte Swinton; „aber seht Euch vor, wie Ihr Euch dem Vogel nähert. Ihr habt ihm den Schenkel zerschossen, und er könnte gefährlich werden, denn die Straußen sind sehr wild. Wie ich mirs dachte — hier ist sein Nest. Laßt Bremen den Vogel vollends tödten, denn er versteht sich besser darauf, als Ihr, Major. Es ist das Männchen — die Entwischten sind lauter Weibchen."

„Welch' eine Menge von Eiern," sagte Alexander. „Ist das Nest gemeinsam?"

„Ja," entgegnete Swinton. „Alle diejenigen, welche mit aufwärts gedrehten Spitzen in der Mitte liegen, sind die Brüteier. Laßt einmal sehen — es sind ihrer sechs und zwanzig, und Ihr bemerkt, daß eben so viele rund um das Nest herumliegen. Diese dienen den jungen Straßen, so bald sie ausgekrochen sind, zur Nahrung; wir wollen ihnen übrigens diese Mühe sparen. Bremen muß die Eier außen am Neste für uns sammeln, und kann die andern den Hottentoten geben, die es nicht sehr genau mit ihrer Kost nehmen und sich nichts daraus machen, ob die Eier frisch sind oder nicht."

„Ein edler Vogel," sagte der Major „und er hat auch einige

schöne Federn. Ich denke, wir lassen Bremen die Federn ausziehen — der Körper mag liegen bleiben."

„Ja, denn ich brauche ihn nicht; aber Bremen wird wohl die Haut haben wollen, da sie auf dem Kap etwas werth ist."

Die Hottentoten bemächtigten sich der Eier, und Bremen zog den Strauß ab. Dieses Geschäft dauerte nur wenige Minuten, worauf sie wieder weiter ritten. Swinton sagte sodann:

„Der männliche Strauß hat gewöhnlich drei bis sieben Weibchen, welche alle in das gleiche Nest legen. Er sitzt so gut wie die Weibchen und verrichtet dieses Geschäft in der Regel bei Nacht, um die Eier gegen die Angriffe der Hyänen oder anderer Thiere zu bewahren."

„Ihr wollt damit doch nicht sagen, daß er gegen so große Thiere kämpfen kann?"

„Ja, und tödtet sie auch. Der Strauß hat zwei gewaltige Waffen — einmal seine Flügel, deren Schlag einem Menschen das Bein zerschmettern kann, und dann seine Füße, mit deren Zehen er Thiere und Menschen zu tödten im Stande ist. Ich selbst sah einmal im Nemaqua-Land einen Buschmann, den der Fuß eines Straußen auf die Brust getroffen hatte: Rippen und Magen waren ihm aufgerissen, so daß seine Eingeweide auf den Boden heraushingen. Ich brauche kaum zu sagen, daß der arme Tropf todt war."

„Dies hätte ich kaum geglaubt," bemerkte Alexander.

„Die Buschmänner ziehen dem Strauß die Haut ab und spannen sie über ein Weidenflechtwerk, indem sie zugleich Kopf und Hals durch einen Stock aufrecht erhalten. Die Haut befestigen sie sodann an einer ihrer Seiten und tragen Kopf und Hals in der einen Hand, während sie in der andern Bogen und Pfeile halten. In dieser Vermummung — natürlich ist die gefiederte Seite dem Thiere zugewendet, dem sie nahe kommen wollen — geht nun der Buschmann weiter, pickt mit dem Kopf an den Büschen und ahmt die Bewe-

gungen des Straußen nach. Durch eine derartige Kriegslist gelingt es ihm oft, den übrigen Straußen oder den Quaggas und Gnus, welche mit diesen Vögeln Kameradschaft unterhalten, auf Schußweite nahe zu kommen."

„Dies möchte ich doch auch mitansehen," sagte der Major.

„Ihr würdet eben so sehr über die Treue der Nachahmung erstaunen, wie ich. Ich hätte noch bemerken sollen, daß sich der Buschmann die Beine mit Thon weiß färbt. Immerhin bleibt es übrigens ein gefährliches Geschäft, denn ich habe, wie ich bereits angab, selbst mitangesehen, wie ein Mann von einem männlichen Strauß getödtet wurde; auch sagten mir die Eingeborenen, es komme nicht selten vor, daß die Straußjäger sehr ernstliche Beschädigungen erleiden."

„Halt!" rief der Major; „dort ist ein Löwe. Welch' eine furchtbare, schwarze Mähne er hat. Was meint Ihr, Swinton? Er ist allein."

Swinton sah nach dem Thiere hin, welches etwa dreihundert Schritte von der Karavane über den Pfad setzte. Der Löwe befand sich auf einer niedrigen Anhöhe und hielt den Kopf dicht an den Boden.

„Ich rathe nicht dazu. Laßt ihn immerhin gehen, und gebe Gott, daß er keine Notiz von uns nimmt. Ich muß Euch denselben Rath ertheilen, den ich von einem alten Nemaqua-Häuptling erhielt. Er sagte: — ‚so oft Ihr bei hellem Tage einen Löwen umhergehen seht, so dürft Ihr zuversichtlich darauf zählen, daß er sehr hungrig und sehr zornig ist. Greift nie einen derselben an, denn sie sind dann sehr gefährlich und höchst verzweifelt.' Wenn Ihr Euch daher mit einer recht ernstlichen Angelegenheit abzugeben und ein paar Menschenleben auf's Spiel zu setzen wünscht, Major, so macht meinetwegen Jagd; aber Ihr müßt erwarten, daß es gehen wird, wie ich gesagt habe."

„In der That, mein lieber Swinton, ich möchte weder mein eigenes Leben verlieren, noch das von Andern in Gefahr setzen; wir

wollen daher hier bleiben, bis Seine Majestät Zeit gehabt hat, uns aus dem Wege zu gehen; ich hoffe nur, daß er bald ein Diner finden möge."

Mittlerweile war die Karavane nachgekommen und sie zogen wieder weiter. Das Land wurde immer unfruchtbarer und zuletzt ließ sich nirgends mehr ein Thier blicken. Da es für die Ochsen nichts zu fressen gab, so setzten sie ihren Weg den ganzen Tag über fort und machten erst Nachts Halt, worauf das Vieh wieder an die Wagen gebunden wurde. Brennholz konnte nicht beigeschafft werden, weshalb die eine Hälfte der Hottentoten die Nacht über wachen mußte, um mit ihren Musketen wilde Thiere wegzuscheuchen. Indeß war, wie Swinton bemerkt hatte, wenig Störung von Löwen oder anderen Bestien zu befürchten, da sie jetzt zu fern von dem Wasser waren und sich weit und breit kein Wild befand, auf das die Raubthiere Jagd machen konnten. Der Erfolg bewies, daß der Mann der Wissenschaft Recht hatte, denn die ganze Nacht über hörten sie nicht einmal das Geschrei einer Hyäne oder eines Schakals. Mit dem ersten Aufdämmern des Lichtes wurden die Ochsen wieder eingespannt und unsere Reisenden hofften gegen Abend den Vaal-Fluß zu erreichen. Die Relais-Ochsen mußten nun diejenigen ablösen, welche am meisten gelitten hatten. Gegen Mittag war die Hitze furchtbar, und die Pferde, welche den Mangel an Wasser nicht so gut ertragen konnten, als die Ochsen, schlichen sehr niedergeschlagen dahin. Unsere Reisenden setzten ihren Zug ungefähr zwei Stunden lang fort und bemerkten endlich einige niedrige Bäume. Begum, welche kein Wasser erhalten hatte, damit sie sich anstrengen möge, welches aufzufinden, brach, so schnell sie konnte, auf, und Omrah folgte ihr nach. Nachdem sie eine Strecke gegen die Bäume zugelaufen, änderten sie ihre Richtung ostwärts nach einigen zackigen Felsen hin. Die Karavane langte an den Bäumen an, welche an den Ufern des Flusses Alexandria wuchsen, über den sie, wie sie wohl wußten, setzen mußten; aber nirgends war ein Tropfen Wasser zu entdecken. Wie sie noch

umherspähen, kam plötzlich Begum kreischend zurück und umklammerte mit allen Merkzeichen des Entsetzens den Major, wie sie in der Regel zu thun pflegte, wenn sie Angst hatte.

„Wo ist der Buschmann-Knabe?“ fragte Bremen.

„Es muß ihm etwas zugestoßen seyn,“ rief Swinton. „Kommt Alle mit Euern Gewehren.“

Die ganze Partie, Hottentoten und Alles, eilte nach den Felsen, wo Omrah und Begum nach Wasser gesucht, und hatten sich denselben ganz athemlos von Hast bis auf fünfzig Schritte genähert, als sie mit dem „Qua, qua, qua“ einer Pavianheerde begrüßt wurden, die auf dem Rande des Felsens saßen und, auch auf ihren Vorderbeinen stehend, in ihrer gewöhnlichen Weise mit einem Angriffe drohten.

„Was ist da anzufangen?“ fragte der Major. „Sollen wir Feuer geben? Glaubt Ihr, sie haben sich des Knabens bemächtigt?“

„Wenn dies der Fall ist, so werden sie ihn wieder gehen lassen. Aber gebt immerhin Feuer; wir sind ihnen jetzt zu zahlreich, und verlaßt Euch darauf, sie werden sich auf keinen Kampf einlassen. Wir wollen gut zielen und ihnen eine tüchtige Salve geben.“

„Wohlan, so nehme ich jenen ehrwürdigen alten Kunden aufs Korn, der der Führer und Urgroßvater des ganzen Haufens zu seyn scheint,“ sagte der Major. „Seyd Ihr Alle fertig? — Feuer!“

Die Salve übte ihre Wirkung. Drei oder vier der Thiere stürzten todt zusammen, viele waren verwundet und die ganze Heerde nahm unter lautem gellendem Geschrei Reißaus. Die Verwundeten schleppten sich den andern nach, so gut es gehen wollte.

Die ganze Partie stieg nun die Felsen hinan, um nach Omrah zu sehen — Alle, bis auf Begum, die es nicht wagen wollte. Sie hatten kaum den Gipfel erreicht, als sie von unten Omrahs Stimme hörten, ohne übrigens seiner ansichtig werden zu können.

„Dort ist er, Sir,“ sagte Swanevelt, „dort unten.“

Swinton und der Major stiegen wieder hinab und kamen end-

lich, durch das Schreien des Knaben geleitet, an eine schmale, etwa zwanzig Fuß tiefe Kluft in dem Gestein, auf deren Boden sie den Knaben zwar hören, aber nicht sehen konnten. Die Kluft war so schmal, daß keiner der Männer hinunter kriechen konnte, weßhalb Swinton einen Hottentoten zurückschickte, damit er einige lederne Riemen oder ein Stück Tau holte. Während dieses Zögerns fragte Bremen Omrah, ob er Schaden genommen habe, und erhielt eine verneinende Antwort. Sobald das Tau angelangt war, wurde es niedergelassen; Omrah ergriff es und die Hottentoten zogen ihn herauf. Er hatte augenscheinlich ein wenig gelitten, denn das Haar war ihm in großen Büscheln ausgerissen und sein Hemd flatterte in Fetzen; indeß hatte er mit Ausnahme einiger Risse, die ihm durch die Nägel der Paviane versetzt worden waren, keinen ernsten Schaden erlitten. Omrah erklärte den Hottentoten, welche seine Sprache verstanden Begum und er wären nach der Kluft gekommen und hätten entdeckt, daß sich auf dem Boden derselben Wasser befinde; Begum sey heruntergegangen und er nachgefolgt, als die Paviane, welche am Wasser drunten gewesen, auf sie zugekommen seyen. Begum sey wieder hinaufgesprungen und entwischt, ohne daß er ihrem Beispiele habe folgen können; die Thiere hätten ihm dann nachgesetzt, bis er so in die Kluft eingeklemmt gewesen, daß er nicht weiter hinabsteigen konnte; dann hätten sie ihm das Haar ausgerauft und sein Hemd zerrissen. Nachdem Omrah seine Geschichte vorgetragen und unsere Reisenden sich überzeugt hatten, daß ihm kein ernstlicher Nachtheil zugestoßen war, begaben sie sich wieder nach der Stelle, wo sie die Paviane geschossen hatten. Zwei davon waren todt, der alte aber, auf welchen der Major gefeuert hatte, noch am Leben, obschon ernstlich verwundet, denn er hatte zwei Schüsse bekommen, einen im Arm und den andern im Bein, das durch die Kugel zerbrochen worden war. Alle Wildheit schien das arme alte Thier verlassen zu haben; es war augenscheinlich vom Blutverluste sehr schwach und saß an den Felsen gelehnt da. Hin und wieder richtete es sich auf, um nach der Wunde

seines Beins zu sehen und das Loch zu untersuchen, wo die Kugel eingedrungen war. Dann hielt es den verwundeten Arm mit der andern Hand und sah unsere Reisenden fragend ins Gesicht, als wollte es sagen: „warum habt ihr dies gethan?“

„Das arme Geschöpf!“ sagte Alexander; „wie sehr sind seine Bewegungen denen eines menschlichen Wesens ähnlich. Sein stummes Flehen bietet einen wahrhaft peinlichen Anblick.“

„Sehr wahr,“ versetzte der Major; „aber dennoch würde es Euch ohne diese Wunden in Stücke reißen, wenn es könnte.“

„Das ist zuverlässig wahr,“ entgegnete Swinton; „aber dennoch ist der arme Affe ein Gegenstand des Mitleids. Er kann sich nicht wieder erholen, und es wird daher am besten seyn, wenn wir seinem Elende ein Ende machen.“

Er forderte nun Bremen auf, das Thier durch den Kopf zu schießen, und dann begaben sich unsere Reisenden nach der Karavane zurück. Als sie an den Ufern des Flusses anlangten, bemerkten sie, daß Begum in dem festgebackenen Schlamm des Flußbettes scharrte.

„Was treibt die Prinzessin?“ fragte Alexander.

„Ich weiß!“ rief Omrah, der augenblicklich dahin eilte, um dem Paviane Beistand zu leisten. Nach einigem weiteren Scharren brachten sie eine lebendige Schildkröte heraus, die ungefähr einen Fuß lang war.

„Ich habe gehört, wenn die Flußbetten austrocknen, bleiben die Schildkröten im Schlamme, bis sie sich wieder mit Wasser füllen,“ sagte Swinton.

„Sind sie gut zum Essen, Swinton?“

„Vortrefflich.“

„Schildkrötensuppe in der Wüste — das ist etwas Unerwartetes.“

Die Hottentoten gingen nun gleichfalls ans Werk und entdeckten fünf oder sechs weitere derartige Thiere, welche sie herausschafften. Sie versuchten sodann dem Wasser in der tiefen Kluft beizukommen;

da aber dies unmöglich war, so setzte die Karavane ihre Wanderung fort.

„Wie weit haben wir noch in dieser Wüste zu gehen," fragte Alexander, „ehe wir an den Fluß kommen?"

„Ich fürchte, wir werden ihn vor morgen Abend nicht erreichen," antwortete Swinton, „wenn wir nicht auch die Nacht über reisen, was vielleicht das Zweckmäßigste seyn dürfte; denn wie sehr auch die Thiere der Ruhe bedürfen mögen, werden sie sich nur um so mehr aufreiben, wenn sie noch einen Tag ohne Wasser unter einer glühenden Sonne zubringen müssen. Auch ertragen sie bei Nacht die Arbeit leichter und wir gewinnen nichts durchs Haltmachen, da sie sich nur um so mehr erschöpfen, je länger sie auf der Reise sind."

„Ich bin wahrhaftig wegen der Pferde besorgt, die bereits sehr gelitten haben."

„Heute Abend waschen wir ihnen die Lippen mit einem in Wasser getränkten Schwamm; so viel können wir schon für die armen Geschöpfe erübrigen."

„In den Wüsten Afrika's hat man sich stets mit drei schweren Plagen herumzuschlagen," sagte Swinton — „mit wilden Menschen, wilden Bestien und Mangel an Wasser."

„Die letzte ist die schlimmste von allen," versetzte der Major. „Wir werden heute Nacht für einige Stunden Mondlicht haben."

„Ja und wenn auch nicht, so wäre es von keiner Bedeutung; die Sterne verbreiten Licht genug und wir haben hier nur wenig von wilden Thieren zu besorgen. Wir sind jetzt in Wassernoth und sobald wir uns diese Gefahr vom Halse geschafft, werden wir die andern wieder zu bestehen haben."

Die Sonne ging endlich unter und die armen Ochsen schleppten sich mit weit heraushängenden Zungen weiter. Mit Einbruch der Nacht wurden die Relais-Ochsen eingespannt, welche ihren Weg im Sternenlicht fortsetzten. Die Pferde hatte man nach Swintons Vorschlag erfrischt; sie waren aber viel zu erschöpft, um zum Rei-

ten zu dienen, und unsere Reisenden gingen nun auf dem sandigen Grunde, ihre Gewehre auf den Schultern, neben den Wagen her. Zugleich hatte man die Hunde losgelassen, damit sie von jeder Gefahr Nachricht gäben. Die Sterne funkelten herrlich und sogar das ermattete Vieh fühlte in der beziehungsweisen Kühle der Nachtluft Erleichterung. Alles war still, das Knarren der Wagenräder und das gelegentliche Stöhnen der erschöpften Ochsen ausgenommen.

„Ich weiß nicht, was Ihr Euch diese Zeit über für Gedanken gemacht habt," bemerkte der Major, nachdem sie ohne zu sprechen etwa eine Stunde gegangen waren; „mir ist aber eingefallen, daß auch eine Vergnügungs-Partie zu weit ausgedehnt werden kann. Ich glaube, es war sehr selbstsüchtig von mir, daß ich Wilmot überredete, sich alledem zu unterziehen, was wir bereits durchmachten und noch durchzumachen haben, blos, weil ich eine Giraffe zu schießen wünschte."

„Ich muß mich wohl gleichfalls schuldig bekennen," versetzte Swinton, „weil ich mitgeholfen habe, ihn zu bereden; aber Ihr wißt, ein Naturforscher ist auf Verfolgung seines Zweckes so sehr erpicht, daß er an nichts Anderes denkt."

„Ich glaube nicht, daß einer von Euch viel zu verantworten hat," erwiederte Alexander; „denn es war mir eben so sehr um die Reise zu thun, als Euch, und so weit ich betheiligt bin, hege ich nicht den mindesten Wunsch, umzukehren, ehe wir unsere Pläne zur Ausführung gebracht haben. Keiner von uns hat diese Reise in der Meinung unternommen, daß er mit Schwierigkeiten und Entbehrungen verschont bleiben werde, und ich zweifle nicht, daß uns noch größere Beschwernisse in Aussicht stehen, als wir bisher erstanden haben. Wenn ich auch zu Fuß und ohne eine Sohle an meinen Schuhen wieder zurückkomme, bin ich es völlig zufrieden, obschon ich gleichfalls nicht hinderlich seyn will, wenn ihr Beide umzukehren wünscht."

„In der That, mein lieber Freund, ich habe keinen andern

Wunsch, als weiter zu ziehen, und fürchtete nur, wir verstrickten Euch in Gefahren, ohne dazu berechtigt zu seyn."

„Dies dürfte der Fall seyn, wenn ich nicht selbst weiter vorzurücken wünschte," entgegnete Alexander. „Ihr habt mich wohlbehalten durch's Land geleitet, damit ich über einen Punkt Erkundigung einziehen konnte, der für Euch nicht das mindeste Interesse hat, und ich würde Euch in der That dafür sehr übel belohnen, wenn ich euch nicht gleichfalls einen Gefallen erweisen wollte; übrigens gilt dieser Gefallen eben so gut mir selbst, als Euch."

„Es freut mich von Herzen, Euch so sprechen zu hören," erwiederte der Major, „und es wird mir leichter dabei zu Muth. Was haltet Ihr von der Zeit, Swinton?"

„Es ist ungefähr drei Uhr. Wir werden bald Tag haben, und ich hoffe, der Morgen wird uns einen erfreulichen Anblick bringen. Wir haben tüchtig ausgeholt und können meiner Rechnung nach nicht mehr weit von dem Vaal-Flusse seyn. Seit gestern Morgen haben wir vierundzwanzig Stunden und darüber zurückgelegt, und wenn wir nicht von unserer Richtung abgekommen sind, werden die armen Thiere bald Erleichterung finden."

Sie reisten wieder eine ermüdende Stunde weiter, als mit einemmale Begum einen Schrei ausstieß und den Wagen vorauseilte. Die Ochsen erhoben ihre Köpfe gegen den Wind, und bald rissen sich diejenigen, welche nicht in den Jochen zogen, von ihren Hütern los, um davon zu galoppiren. Die Pferde, Schafe und Hunde folgten ihnen. Auch die Ochsen im Joche wurden jetzt unruhig und versuchten, sich von den Strängen loszumachen.

„Sie wittern Wasser, das nicht mehr ferne seyn kann, Sir," sagte Bremen. „Ich denke, es ist am Besten, wir spannen sie aus und lassen sie gehen."

„Ich bin damit einverstanden," versetzte Alexander.

Die armen Thiere waren so ungeduldig, daß es schwer wurde, sie auszuspannen, und viele rissen los, noch ehe sich dies bewerk-

stelligen ließ. Sobald sie sich befreit sahen, folgten sie ihren Kameraden in gleich schnellen Schritten.

„Jedenfalls werden wir bald erfahren, wo wir sie zu finden haben," sagte der Major lachend. „Ich fühlte so sehr für die armen Geschöpfe, daß es mir in der That ist, als wäre ich so durstig gewesen, wie sie, und lösche jetzt meinen Durst. Es ist fast Tag."

Sie folgten im Dämmerlichte der Richtung, welche die Thiere eingeschlagen hatten, und konnten bald die Bäume unterscheiden, die in einer Entfernung von etwa einer Stunde den Fluß säumten. Mit dem Hellerwerden des Tages bemerkten sie, daß die ganze Landschaft ihren Charakter verändert hatte. Schon auf ihrem Wege war der Boden mit Grün bedeckt und in der Nähe des Flusses wucherte die Vegetation in üppigster Fülle. Nach allen Richtungen erblickte man hohe Mimosenbäume und in der Ferne große Waldungen. Alles prunkte in grünem Gewande und kam ihnen im Gegensatz zu der Wüste, die sie Abends zuvor durchwandert hatten, wie ein Paradies vor. Als sie an den Ufern des Flusses anlangten, wurden sie von dem lebhaften Gesange der Vögel begrüßt, die ihre Morgenhymnen sangen, und das Vieh, welches jetzt seinen Durst gelöscht hatte, weidete ruhig in dem üppigen Grase.

„Wohl konnten der Psalmist und die Propheten von der Schönheit der strömenden Flüsse sprechen," sagte Alexander. „Wir fühlen jetzt die Wahrheit und Schönheit ihrer Sprache, und man möchte fast glauben, die heiligen Schriften seyen in diesen Wildnissen abgefaßt worden."

„Wenn auch nicht gerade in diesen, so war es doch zuverlässig in denen des Morgenlandes der Fall, welche mit unserer Umgebung große Aehnlichkeit haben," entgegnete Swinton. „Ihr habt übrigens Recht, wenn Ihr sagt, man könne die Schönheit ihrer Schriften nur dann völlig würdigen, wenn man durch ein ähnliches Land gezogen ist. Wir kennen nie den wahren Werth einer Sache, bis wir empfunden haben, was es heißt, ihrer beraubt zu seyn,

und in einem gemäßigten Klima, wo fast jedes Haus seinen Brunnen hat, vermag man unmöglich den Werth der „strömenden Flüsse“ nach Gebühr anzuschlagen.“

Da nun die Hottentoten gleichfalls angelangt waren, so wurde das Vieh wieder nach den Wagen zurückgetrieben und eingespannt, um die ganze Karavane nach einem Platze bringen zu können, den sie sich für ihr Lager ausersehen hatten. Mittlerweile legten sich unsere Wanderer, die nach ihrem Nachtmarsche sehr ermüdet waren, dicht an den Flußufern unter einem großen Mimosenbaume nieder.

„Wir werden natürlich einen oder zwei Tage hier bleiben,“ sagte der Major.

„Ja, um des Viehes willen; die armen Geschöpfe verdienen wohl ein paar Tage Ruhe.“

„Seht Ihr, wie auf der andern Seite des Flusses die Mimosen ausgerissen sind?“ bemerkte Swinton. „Die Elephanten sind kürzlich in sehr großer Anzahl hier gewesen.“

„Warum reißen sie wohl diese Bäume aus?“ fragte Alexander.

„Es geschieht wegen der langen Wurzeln, die sehr süß sind. In dieser Weise geht eine ungeheure Anzahl kleinerer Bäume zu Grunde.“

„Wir müssen wohl noch einmal eine Elephantenjagd bestehen,“ sagte der Major.

„Ich hoffe, wir haben hier die Wahl in den unterschiedlichsten Jagden,“ entgegnete Swinton. „Wir sind jetzt in dem eigentlichen Paradiese der wilden Thierwelt, und je weiter wir gehen, desto mehr werden wir finden.“

„Welch' große Veränderung kann in diesem Lande nicht eine einzige Tagereise bewirken!“ sagte Alexander. „Gestern Morgen noch ließ sich kein lebendes Wesen erblicken und Alles war so stumm wie der Tod; aber hört jetzt, welchen Lärm die Vögel machen, und was die wilden Bestien betrifft, so werden wir uns vermuthlich nicht lange danach umzusehen haben.“

„Nein, denn dort ist eben ein Flußochse aufgestiegen. Jetzt ist er wieder hinunter — mit einem einzigen Blicke kann man Proviant für vierzehn Tage überschauen," rief der Major.

„Wie sich die Pferde und Schafe gütlich thun — sie wollen sich für die verlorene Zeit schadlos halten. Doch da kommen die Wagen."

„So will ich aufstehen und mein Departement verwalten," sagte der Major. „Vermuthlich haben wir wieder Besuche von unsern Freunden den Löwen zu gewärtigen."

„Wo Löwenkost ist, muß man auch den Löwen erwarten, Major," sagte Swinton.

„Sehr richtig, und auch Brennstoff, um ihn abzuhalten. Beiläufig, die Schildkrötensuppe zum Mittagsessen nicht zu vergessen. Sagt es doch Mahomed."

„Ich will dafür Sorge tragen," entgegnete Alexander. „Aber wir müssen auch etwas zum Frühstück haben, sobald ich mich am Flusse ein wenig gewaschen habe. Ein Bad wäre mir noch lieber, aber ich habe Respekt vor den Flußochsen."

„Ja, diese werdet Ihr so bald nicht vergessen," entgegnete Swinton lachend.

„Gewiß nicht, so lange ich einen Athem in meinem Leibe habe, denn eine derartige Bestie hätte mir ihn ums Haar für immer genommen. Wollt Ihr mit mir gehen, Swinton, und an dem Flußufer Eure Toilette machen?"

„O ja, von Herzen gerne; denn ich bin noch ganz vom Sand der Wüste bedeckt."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Unsere Reisenden blieben diesen und den nächsten Tag ruhig liegen, denn die Pferde hatten so sehr Noth gelitten, daß ihnen ein paar Rasttage durchaus nothwendig waren; auch that es unsern

Reisenden gleichfalls nicht leid, nach ihrer erschöpfenden Wanderung durch die Wüste ein wenig der Muße zu pflegen. Das Vieh erfreute sich der üppigen Weide, und obschon sich ganz in der Nähe die Spuren der Löwen blicken ließen, blieb die Karavane doch mit den Nachtbesuchen dieser Gäste verschont, weil es nicht an Brennstoff fehlte, um große Feuer zu unterhalten. Die Hottentoten waren aufs Recognosciren ausgezogen und hatten in einer großen Ebene, die etwa eine Stunde entfernt lag, eine Menge Wild gefunden; unsere Reisenden beschlossen daher, einige Tage an Ort und Stelle zu rasten, wenn sich nicht etwa die Thiere wegschüchtern ließen. Swanevelt hatte über den Fluß gesetzt und brachte die Meldung, daß sich auf der andern Seite eine große Elephantenheerde befinde; auch seyen die Spuren des Nashorns auf beiden Seiten des Flusses zu erkennen.

Am dritten Morgen nach ihrer Ankunft an dem Vaal, brachen sie, von den Hottentoten begleitet, nach der vorerwähnten Ebene auf; sie ritten durch großartige Gruppen von Akazien- oder Comneldornbäumen, von denen viele mit den ungeheuern Nestern der geselligen Dickschnäbel bedeckt waren. Sowie sie in die Ebene hinabstiegen, bemerkten sie große Heerden scheckigter Gnus, Quaggas und Antilopen, die das Land, soweit das Auge reichen konnte, bedeckten und in Massen hin und her zogen, bald sich vereinigend, bald sich trennend, so daß der ganze Grund zu leben schien.

„Ist dies nicht herrlich?" rief der Major. „Ein solcher Anblick ist wohl all der Anstrengung werth, der wir uns unterzogen haben. Was würden sie in England sagen, wenn sie eine solche Scene mit ansehen könnten?"

„Es müssen ihrer Tausend und aber Tausende seyn," versetzte Alexander. „Sagt mir, Swinton, wie heißen jene schönen, purpurfarbigen Thiere?"

„Es sind die Purpur-Sessebeis," versetzte Swinton, „eine der zierlichsten Antilopenarten."

„Und jene roth und gelben Thiere dort außen?“

„Das sind die Quangas. Ich möchte wohl, wenn es anginge, ein Weibchen davon besitzen.“

„Schaut!“ rief der Major; „dort ist eine schöne Straußenheerde. Wir wissen gar nicht, wo wir anfangen sollen. Kommt, wir haben die Scene lange genug betrachtet. Jetzt vorwärts, um sie zu verändern!“

Sie ritten hinab und befanden sich bald in Schußweite, worauf die Büchsen ihr Werk begannen. Die Hottentoten zündeten an verschiedenen Stellen Feuer an und die Thiere, erschreckt durch das Knallen der Gewehre, flüchteten sich in alle Richtungen, so daß sich der Platz in eine einzige Staubwolke hüllte. Unsre Reisenden setzten ihre Pferde in Galopp und kamen bald den Flüchtlingen wieder nach, da die große Anzabl die Geschwindigkeit derselben hemmte. Jeder Schuß that Wirkung, denn es war kaum möglich zu fehlen, und die Hottentoten, welche zu Fuß nachfolgten, machten den verwundeten vollends den Garaus. Endlich waren die Pferde zu ermüdet und athemlos um weiter zu können, weßhalb unsre Reisenden die Zügel anhielten.

„Das ist einmal eine Jagd gewesen, Alexander; meint Ihr nicht?“ fragte der Major.

„Ja, in der That ein grand battue in großartigem Maßstabe.“

„Es waren auch drei Thiere darunter, die Ihr nicht bemerktet,“ entgegnete Swinton; „sie standen aber zu fern, als daß wir hätten an sie kommen können, und so müssen wir denn ein andermal auf sie abheben.“

„Was meint Ihr?“

„Drei Elen, die größte Antilopenart,“ versetzte Swinton, „welche noch obendrein das beste Fleisch bietet. Sie sind bisweilen vorn neunzehn Faust hoch und wiegen nahe zu zweitausend Pfund. Das Thier hat den Kopf einer Antilope, aber sein Leib

ähnelt mehr dem eines Ochsen. Es hat herrliche gerade Hörner, die übrigens nicht gefährlich sind, und man kann das Elen leicht niederrennen, da es in der Regel zu fett ist, um vieler Anstrengung gewachsen zu seyn."

„Wir wollen ihm morgen auflauern," sagte der Major. „Schaut, wie die Geier über uns hinschweben; sie wissen, daß es auf den Abend für sie Knochen abzunagen gibt."

„Sie dürfen auf mehr als Knochen Rechnung machen," versetzte Alexander, „denn was können wir mit so viel Fleisch anfangen? Wir hätten Mundvorrath für einen Monat, wenn er halten würde. Welche wunderbare Abwechslung bietet nicht die Thierwelt in diesem Lande!"

„Ja, sie sind hier zusammengehäuft, weil das übrige Land in Folge des Regenmangels als öde betrachtet werden kann. Aber im Bereich von acht oder neun Breitengraden nördlich vom Kap finden wir die größten und kleinsten Gebilde der Schöpfung: unter den Vögeln zum Beispiel den Strauß und den kleinen Baumläufer, unter den Säugethieren den Elephanten mit einem Gewicht von vierzig Centnern und die schwarze gefleckte Maus, die kaum ein halb Loth schwer ist. Wir haben die Giraffe mit siebenzehn Fuß Höhe, und die kleine Viverra, eine Art Wiesel von nur drei Zollen. Ich glaube, es sind bereits dreißig Antilopenspezies bekannt und beschrieben; achtzehn davon kommen in diesem Lande vor und zwar darunter die größte wie die kleinste Gattung; denn wir haben hier das Elen und die Zwergantilope, die nicht über sechs Zoll hoch ist. Auch sehen wir in Afrika die Uebergangsglieder vieler Geschlechter, wie z. B. das Elen und das Gnu — ferner den Elephanten, das Nashorn, und Wilmots Freund, den Flußochsen, welche gewiß die massenhaftesten Thiere in der Schöpfung sind."

Bremen kam nun heran, um zu sagen, daß er dicht am Flusse im Gebüsch unter einer Akaziengruppe ein Nashorn entdeckt habe.

Der Major und Alexander erklärten, augenblicklich darauf Jagd machen zu wollen, aber Swinton rieth ihnen zur Vorsicht, da der Angriff auf ein Rhinoceros eine bedenkliche Sache sey, wenn sie sich nicht gehörig ferne hielten. Sie ritten nach der Baumgruppe hinab, wo das Thier verborgen seyn sollte, und sandten Bremens Rathe zu Folge die Hunde ab, um das Thier herauszuhetzen. Der Major forderte Bremen, der zu Fuße war, auf, sich zu Omrah aufs Pferd zu setzen, damit er schneller fortkomme, und unsere Reisenden blieben auf einem freien Platze, etwa zweihundert Schritte von dem Gebüsche, wo das Nasborn versteckt lag. Die Hottentoten waren gleichfalls nachgefolgt und hatten Befehl erhalten, um keinen Preis Feuer zu geben, bis sie ihre Posten eingenommen und die Hunde das Thier herausgetrieben hätten.

Sobald Bremen mit den Hunden eine Strecke voraus war, rieth Swinton seinen Freunden, sie sollten absteigen und sich unter eine nahe Baumgruppe begeben, wo sie vor dem Thiere verborgen waren. Sie riefen Omrah zu, er solle die Pferde unter seine Obhut nehmen, konnten aber seiner nicht ansichtig werden, weshalb sie die Thiere einem der Hottentoten übergaben, damit er sie eine Strecke weit fortführe.

„Der Gesichtskreis des Nashorns ist so beschränkt,“ bemerkte Swinton, „daß es nicht schwer ist, seinen ersten Angriffen auszuweichen; aber im zweiten ist er in der Regel für das Manöver vorbereitet. Eine Kugel in die Schulter thut die beste Wirkung. Schaut, Bremen hat die Hunde gehetzt.“

Das Bellen der Hunde, welches begann, sobald sie ins Gebüsch gedrungen waren, hatte nicht mehr denn eine Minute gewährt, als ein weibliches Nashorn von der schwarzen Varietät aus dem Dickicht brach, um die zurückweichenden Hunde zu verfolgen. Die Hottentoten, welche an verschiedenen Stellen versteckt lagen, thaten mehrere erfolglose Schüsse; das Thier aber schoß weiter und wühlte, sich nach den Feinden umsehend, mit seinen Hörnern den Boden

auf. Endlich bemerkte es einen Hottentoten, der sich aus einem Busch in der Nähe der Stelle, wo unsre Reisenden verborgen waren, zeigte. Das Nashorn schoß augenblicklich auf ihn zu, wurde aber in seinem Anlauf durch eine Kugel aus Alexanders Büchse auf die Kniee gestreckt. Ohne Rücksicht auf Swintons Rufen, der zur Vorsicht aufforderte, weil das Thier noch nicht todt sey, eilten die Hottentoten heraus und umringten es in der Entfernung von einigen Fußen; aber jetzt erhob es sich wieder und machte einen wüthenden Angriff auf Swanevelt, der nur mit knapper Noth zu entkommen im Stande war. Ein Schuß des Majors machte der Bestie den Garaus und unsre Reisenden gingen nun auf die Stelle zu, wo das Thier lag, als mit einemmale ein Schrei Omrahs, der neben dem Flusse stand, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie bemerkten jetzt, daß das Nashornmännchen, dessen Nähe sie nicht wahrgenommen hatten, aus demselben Verstecke hervorbrach und auf sie zustürzte.

Alles ergriff augenblicklich die Flucht und viele der Hottentoten ließen in ihrer Furcht die Muskete fallen. Glücklicherweise ließ ihnen die Entfernung von dem Verstecke Zeit, sich im Dickicht zu verbergen, ehe das Thier herankommen konnte. Eine Kugel aus Swintons Büchse gab dem grimmigen Feinde, der nun in seiner Wuth die Erde aufwühlte, und sich nach allen Seiten mit blitzenden Augen nach einem Opfer umsah, eine andere Richtung. In diesem Augenblicke, als er noch immer zögernd umherschaute, zeigte sich zum Erstaunen der ganzen Partie Omrah offen auf der andern Seite des Nashorns und schwenkte das rothe Tuch, das er von seinem Kopfe abgenommen hatte. Das Nashorn war des Knaben kaum ansichtig geworden, als es wüthend auf ihn zuschoß.

„Der Knabe ist verloren!“ rief Swinton.

Aber kaum waren diese Worte seinem Munde entwischt, als zu ihrem Erstaunen das Nashorn verschwand und Omrah unter

Bocksprüngen entzückt hinausjubelte. Der Knabe war nämlich, als er unsere Reisenden verließ, nach dem Flusse hinuntergegangen und unterwegs mit seinem leichten Gewicht über eine Stelle weggekommen, in welcher er eine der tiefen Gruben erkannte, welche die Buschmänner zum Fange dieser Thiere auszuwühlen pflegen. Nachdem er sich von der Richtigkeit dieser Thatsache vollkommen überzeugt hatte, blieb er an der Seite derselben und hielt, während das Nashorn auf ihn zustürzte, die Grube zwischen sich und dem Thiere. Er wollte es zum Angriffe auf sich reizen, und der Erfolg zeigte, daß die Bestie nur vier Schritte von dem Knaben in die Grube fiel, die für sie gegraben war. Der Ausgang von Omrahs Plan erklärte die Sache mit einemmale, und unsere Reisenden eilten nun nach dem Platze, wo das Nashorn gefangen war; sie bemerkten nun, daß es sich an einem großen, in der Mitte der Grube aufgerichteten Pfahle gespießt hatte. Eine Kugel des Majors machte der Wuth und dem Leiden des Thiers ein Ende.

„In meinem Leben war ich nie so aufgeregt," sagte Alexander. „Ich meinte, der Bube sey toll geworden und verlange durchaus ums Leben gebracht zu werden."

„Mir erging es eben so," versetzte Swinton, „und doch hätte ich ihn besser kennen sollen. Er hat seine Sache bewunderungswürdig gut gemacht, und wir haben hier ein Pröbchen von der Ueberlegenheit des mit Verstand begabten Menschen über die Thiere. Das Nashorn ist im Stande, den Elephanten zu tödten, und auch der Löwe kann ihm nichts anhaben, sondern flieht vor ihm wie eine Katze. Es ist in der That das gewaltigste aller Thiere und fürchtet keinen Feind, nicht einmal den Menschen, wenn es gereizt oder verwundet wird, und doch ist es gefallen durch den Witz dieses kleinen Affen von einem Buschknaben. Ich denke, Major, wir haben für jetzt genug gethan und können nach der Karavane zurückkehren."

„Ja, ich bin wohl zufrieden mit der Jagd des heutigen Tages;

auch fühle ich mich nicht wenig hungrig. Wir wollen es den Hottentoten überlassen, so viel Wildpret nachzubringen als sie können. Ihr habt doch Sorge getragen, ihnen wegen der Exemplare für Eure Sammlung die nöthigen Weisungen zu geben, Swinton?"

„Ja, Bremen kennt die Thiere, die ich haben möchte, und ist danach aus. Omrah, lauf und sage jenem Burschen, er solle unsre Pferde herbringen."

„Swinton, können die Vögel und Thiere sprechen, oder können sie's nicht?" sagte der Major. „Ich stelle diese Frage, weil ich die ungeheuren Nester der Dickschnäbel sehe, die eine regelmäßige Stadt mit einigen hundert Häusern bilden. Diese Vögel, oder überhaupt alle jene verständigen Thiere, zum Beispiel der Biber, die Ameise und die Biene, vieler anderen gar nicht zu gedenken — müssen doch ein Mittel besitzen, sich ihre Gedanken mitzutheilen."

„Das kann keinem Zweifel unterliegen," entgegnete Swinton lachend; „aber doch glaube ich, daß nur der Mensch mit Sprache begabt ist."

„Na, dieß wissen wir; aber wenn sie auch keine Sprache besitzen, so kann es ihnen doch nicht an einem Mittheilungsvermögen gebrechen, das dem geeigneten Zwecke eben so gut entspricht."

„So weit es für ihre Bedürfnisse erforderlich ist, gewiß," versetzte Swinton; „aber wie viel ist nicht unsern Blicken verborgen. Die Thiere haben Instinkt und gewisse Gaben des Verstandes, aber keinen eigentlichen Verstand."

„Und wo läge der Unterschied?"

„Ihre Verstandesgaben beschränken sich in der Regel auf ihre Bedürfnisse, scheinen sich aber bei denjenigen Thieren, welche in der Gesellschaft des Menschen leben, weiter auszudehnen."

„Wir haben heute ein großartiges Nachtessen," sagte Alexander, als sie bei Tische saßen. „Womit kann ich aufwarten! — mit Quanga, Sessebei oder Nashorn?"

„Danke schön," versetzte der Major lachend, „ich möchte Euch um eine kleine Portion Rhinocerossteak bitten — doch recht saftig, wenn's beliebt."

„Wie seltsam würde dieß in Grosvenor-Square klingen!"

„Wenn man nicht etwa die Thiere in Richmond-Park schösse," sagte Swinton.

„Unsere schuftigen Hottentoten werden für heute Nacht kein Brennholz sammeln, wenn wir sie nicht dazu zwingen," sprach der Major. „Sobald es einmal ans Vollstopfen geht, ist nichts mehr mit ihnen anzufangen."

„Sehr wahr; es ist daher am besten, wir lassen die Feuer anzünden, ehe sie ihr Mahl beginnen. Rufe Bremen herbei, Omrah."

Nachdem die nöthigen Weisungen gegeben waren und die Reisenden ihr Nachtessen beendigt hatten, fragte Alexander den Naturforscher, ob er je von einem ernstlichen Unfalle, der sich bei einer Nashornjagd zugetragen, gehört habe.

„Ja," versetzte Swinton; „ich war selbst einmal Zeuge von dem Tode eines Häuptlings."

„Ich bitte, erzählt uns die Geschichte," sagte der Major. „Wenn man hört, was andere Leute durchgemacht haben, lernt man auch, wie man sich selbst zu hüten hat."

„Ehe ich es thue, will ich Euch mittheilen, was mir ein Nemaqua-Häuptling von einem Löwen erzählt hat, denn die Bemerkungen des Majors über das Mittheilungsvermögen der Thiere haben mir die Sache wieder in Erinnerung gebracht. Als ich einmal in dem Nemaqualande reiste, bemerkte ich eine Stelle, auf welcher wenigstens zwanzig Löwenfußtapfen zu unterscheiden waren. Ich machte darauf aufmerksam und ein Nemaqua-Häuptling sagte mir, daß hier ein Löwe sich in seinem Sprunge geübt habe. Ich bat ihn um weitere Erklärung, worauf er sagte, wenn ein Löwe auf ein Thier losstürze und es durch einen zu kurzen Sprung ver-

fehle, so kehre er stets zu der Stelle zurück, von wo aus er seinen Satz gethan, und übe sich im Springen, damit es bei einer andern Gelegenheit besser gehe. Er erzählte mir außerdem noch folgende Anekdote, die er, seiner Erklärung zufolge, mit eigenen Augen angesehen hatte.

„Ich ging nahe an dem Ausläufer eines zackigen Gebirgs vorbei, aus dem ein glatter Fels von ungefähr zehn oder zwölf Fuß Höhe vorsprang, und bemerkte, daß eine Anzahl von Zebra's darum hergaloppirte, was sie thun mußten, da der jenseitige Fels sehr steil war. Ein Löwe schritt darauf zu, um das männliche Zebra zu fassen, das die Nachhut der Heerde bildete, verfehlte aber im Sprunge sein Ziel, so daß er mit seinem Kopfe nur den Rand des Felsen traf, worauf das Zebra, mit dem Schwanze die Luft peitschend davon galoppirte. Die Beute war fort, aber der Löwe versuchte zum zweiten und dritten Male auf den Felsen zu springen, bis es ihm endlich gelang. Mittlerweile waren zwei weitere Löwen herangekommen und hatten sich dem ersteren angeschlossen. Sie schienen mit einander zu sprechen, denn sie brüllten sich zu, und dann führte sie der erste Löwe wieder und wieder um den Felsen herum. Er machte einen abermaligen großartigen Sprung, um ihnen zu zeigen, was er und sie ein andermal thun müßten. Der Häuptling fügte bei: ‚sie sprachen augenscheinlich mit einander, aber ich konnte kein Wort von dem verstehen, was sie sagten, obschon sie es laut genug thaten. Indeß dachte ich doch, es dürfte gut seyn, mich aus dem Staube zu machen, weil sie sonst mich zum Gegenstand ihrer Unterhaltung hätten nehmen können.'"

„Nun, jedenfalls flüstern sie nicht," sagte der Major lachend. „Ich danke Euch für Eure Geschichte, Swinton, und jetzt zu der Nashornjagd."

„Ich war eines Tages mit einem Griqua, Namens Henrique, und zwei oder drei andern Männern auf die Jagd ausgezogen. Wir hatten einen Springbock verwundet und folgten eben seiner Spur,

als wir auf die Fußstapfen eines Nashorns trafen, und bald nachher sahen wir ein großes schwarzes Männchen im Gebüsche liegen."

„Ihr sprecht von einem schwarzen Nashorn — gibt es denn noch andere?"

„Ja, das sogenannte weiße Nashorn, welches größer, als das schwarze, aber nicht so gefährlich, sondern in Wahrheit nur ein sehr dummes Thier ist. Von der Wildheit des schwarzen Nashorns habt Ihr Euch selbst überzeugt. Nun, um fortzufahren: Henrique schlich sich hinter einen Busch, gab Feuer und verwundete das Thier schwer in den Vorderfuß. Es setzte zum Angriff an und wählte sich, da wir Alle flohen, einen unserer Leute aus, dem es scharf nachsetzte; aber der Mann machte, während das Horn des Thiers dicht hinter seinen Fersen den Boden aufpflügte, plötzlich Halt und sprang gewandt auf die Seite.

„Das Rhinozeros verfehlte ihn und schoß in voller Hast vorwärts; aber ehe noch die Bestie sich fassen und seine Richtung verändern konnte, waren wir Alle auf die Bäume geklettert. Das Nashorn, welches in Folge seiner Fußwunde hinkte, ging immer im Kreise herum und versuchte vergeblich, uns durch die Witterung aufzufinden. Endlich sagte einer der Männer, der nur eine Hassagaie hatte: ‚wie lange sollen wir hier bleiben? Warum schießt ihr nicht?'

„‚Wenn Dir's so sehr um's Schießen zu thun ist,' versetzte Henrique, ‚so kannst Du's ja selbst thun. Hier ist mein Pulver und Schrotbeutel und dort unter dem Baume liegt mein Gewehr.'

„Der Mann stieg augenblicklich hinab, lud das Gewehr, näherte sich dem Nashorn und brachte ihm eine schwere Wunde in die Kinnlade bei. Das Thier war betäubt und sank zusammen. Wir hielten es für todt, stiegen furchtlos ab und näherten uns der Bestie; der Mann aber, welcher den Schuß abgefeuert hatte, that gewaltig stolz und gab den Uebrigen Anweisungen, als sich plötzlich das Thier zu erholen begann und mit seinen Hinterbeinen ausschlug.

Henrique sagte uns, wir sollten laufen, so lieb uns unser Leben sey, und ging uns mit dem guten Beispiel voran. Das Nashorn raffte sich wieder auf, las sich den unglücklichen Mann aus, der nach ihm gefeuert hatte und setzte ihm donnernd, brüllend und vor Wuth schnaubend nach.

„Als der Mann bemerkte, daß er das Thier an Geschwindigkeit nicht überbieten konnte, so versuchte er dasselbe Manöver, welches der andere Jäger bei Gelegenheit des ersten Angriffs erfolgreich ausgeführt hatte: er machte Halt und sprang auf die Seite, damit das Thier an ihn vorbeischieße. Aber die Bestie ließ sich nicht zum zweiten Male täuschen, sondern ergriff den Mann mit seinem Horne unter dem linken Beine, riß es wie mit einer Art auf und schleuderte ihn weit in die Luft. Der arme Teufel fiel Angesichts des Nashorns mit ausgespreizten Beinen wieder nieder; das Unthier aber stürzte abermals auf ihn zu, schlitzte ihm die Brust vom Magen bis zur Kehle und schleuderte ihn wieder in die Höhe. Aufs Neue stürzte er schwerfällig zu Boden; das Nashorn lauerte, bis er fiel, lief auf ihn zu, trat mit seinen Füßen auf ihn und zerstampfte ihn zu Brei. Nach dieser schrecklichen Tragödie hinkte die Bestie ins Gebüsch. Henrique schlich sodann nach, aber das Thier kam wieder heraus und würde zuverlässig noch einen zweiten Menschen getödtet haben, wenn nicht ein Hund dazwischen gekommen wäre. Sie wandte sich hastig nach demselben um, aber jetzt knackte der Knochen ihres Vorderfußes, der durch Henriques ersten Schuß hälftig abgeschossen worden war, entzwei, und sie fiel, ohne sich wieder aufrichten zu können. Jetzt erst wurde sie todt geschossen.“

„Jedenfalls ein sehr unbequemer Kunde,“ bemerkte der Major. „Vermuthlich würde eine Bleikugel nicht in seine Haut eindringen.“

„Nein, sie würde sich an den meisten Theilen seines Körpers platt schlagen. Beiläufig, ich habe selbst einmal mitangesehen, wie ein Rhinoceros durch jene feige Bestie, die Hyäne, getödtet wurde.“

„Wirklich?“

„Ja. Die Hyäne erreichte durch Geduld und Beharrlichkeit ihren Zweck. Das Nashorn braucht lange zum Umwenden. Die Hyäne griff es daher von hinten an und zerbiß es mit ihren gewaltigen Zähnen über dem Gelenke des Hinterbeins; so fuhr sie fort, bis alle Muskeln zerrissen waren und das Nashorn sich in Folge des Schmerzes niederlegen mußte. Dann wurde es, so zu sagen, lebendig von hinten gefressen, denn die Hyäne riß und zerrte in der gleichen Richtung fort, bis sie an die Lebenstheile gelangte. Der Blutspur des Nashorns zufolge mußte ihm der Feind stundenlang nachgesetzt haben, bis es vor Schmerz nicht mehr weiter konnte. — Doch Ihr wollt morgen mit Tagesanbruch auf die Jagd, und es ist Zeit, schlafen zu gehen; also, gute Nacht.“

Mit der Dämmerung des nächsten Morgens brachen sie, nachdem sie ein hastiges Mahl eingenommen hatten, wieder nach der Ebene auf. Swinton, der mit seinen Präparaten beschäftigt war, begleitete sie nicht. Als sie an dem Orte ihres Ziels anlangten lag ein dichter Nebel auf der Ebene, und sie warteten eine Weile am südlichen Ende, damit sich die Thiere mehr nach dem Lager hinziehen möchten. Wie endlich der Nebel verschwand, entdeckten sie, daß die ganze Gegend, wie früher, mit wilden Thieren aller Art bedeckt war. Diesmal hatten sie's jedoch auf die Elen-Antilopen abgesehen, weßhalb sie einige Zeit stehen blieben, um sich unter den verschiedenen Thierarten, die in allen Richtungen umher zerstreut waren, die gewünschte Beute auszulesen. Endlich machte Omrah, dessen Augen sogar weit schärfer waren, als die der Hottentoten, auf drei derartige Thiere aufmerksam, die sich unter einem großen Akazienbaume befanden. Sie trabten augenblicklich in diese Richtung, während die verschiedenen Heerden Quaggas, Gnus und Antilopen vor ihnen ausrissen und durch das Geklapper ihrer Hufen ein Getöse verursachten, daß man hätte glauben können, ein ganzes Cavallerieheer sey im Ansprengen begriffen. Die Elen-Antilo-

pen verhielten sich ruhig, bis die Jäger nur noch dreihundert Schritte von ihnen abstanden; dann aber fingen sie, trotz ihres schwerfälligen Aussehens, dermaßen zu galoppiren an, daß die Pferde weit hinter ihnen zurückblieben. Diese Geschwindigkeit war jedoch nicht nachhaltig, und der Major und Alexander fanden bald, daß sie ihnen wieder näher kamen. Die armen Thiere strengten sich vergeblich an; ihre glatten Felle wurden zuerst blau und dann weiß von Schaum und Schweiß; endlich aber sahen sie sich zum Stillstehen genöthigt und wurden durch die Büchsen unserer Reisenden erlegt, welche sodann abstiegen und auf ihre Opfer zugingen.

„Welche herrliche Thiere!" rief Alexander.

„Sie sind in der That ungemein groß," sagte der Major. „Betrachtet nur das schöne, edle Auge dieses sterbenden Thieres. Ist es nicht sprechend?"

„Ja, als ob es um Gnade flehte — das arme Geschöpf!"

„Na, sie sollen gut zu essen seyn, und diese drei Thiere wiegen mehr als fünfzig Antilopen."

„Mehr als fünfzig Springböcke jedenfalls. Aber was fangen wir jetzt an?"

„Wir wollen unsere Pferde verschnauben lassen und dann sehen, ob wir nicht etwa auf neues Wild treffen."

„In der Richtung jener Höhe sah ich zwei oder drei Antilopen von ganz anderer Art, als die Sesebeis und Quangas. Wir wollen uns dahin ziehen, sobald die Hottentoten heraufgekommen sind und unsere Jagdbeute in Empfang genommen haben."

„Will wohl Swinton eines dieser Geschöpfe für seine Sammlung präpariren?"

„Ich glaube nicht, denn sie sind so gar schwerfällig. Er sagt, wir werden sie auf unserem Zuge in Menge finden, und er wolle die Wagen nicht eher mit einer Haut belästigen, bis wir das Vaal-Thal verlassen und den Rückweg antreten. He, Bremen und Omrah, kommt mit uns."

Der Major und Alexander drehten sodann die Köpfe ihrer Pferde und ritten langsam auf die erwähnte Anhöhe zu, auf welcher noch immer im Gebüsch die vom Major beobachteten Antilopen sichtbar waren. Bremen sagte, er kenne die Thiere nicht, weßhalb der Major nur um so angelegentlicher wünschte, eines derselben zu erlegen, um Swinton damit zu überraschen. Sobald sie sich auf etwa zweihundert Schritte dem Gebüsche, hinter dem sich die Antilopen befanden, genähert hatten, gab Henderson sein Pferd an Omrah und schlich sich vorsichtig allein näher, um zu einem guten Schusse zu kommen. Er erreichte das Gebüsch, ohne die Thiere zu beunruhigen, und die Zurückbleibenden beobachteten in großer Spannung seine Bewegungen, jeden Augenblick des Knalls gewärtig, als der Major plötzlich und in aller Eile zurückkehrte.

„Was gibts?" fragte Alexander.

„Genug, um Einem für das ganze Leben den Athem zu benehmen," versetzte der Major. „In meinem Leben bin ich nie so erschrocken, wie eben jetzt. Ich wollte mich sachte Schritt für Schritt den Antilopen nähern, und war schon im Begriffe, meine Büchse abzufeuern, als ich ungefähr drei oder vier Schritte vor mir etwas auf den Boden schlagen hörte. Wie ich niederschaute, bemerkte ich den Schwanz einer Löwin, die glücklicher Weise ihren Kopf in eine andere Richtung hielt und so eifrig nach den Antilopen hinsah, daß sie meine Nähe nicht gewahr wurde. Ich schlug nun augenblicklich den Rückzug an, wie Ihr gesehen habt."

„Nun, und was können wir jetzt thun?"

„Wartet eine kleine Weile, bis ich mich gesammelt habe," sagte der Major, „und dann will ich an ihr Rache nehmen. Swinton ist nicht hier, um uns Klugheit zu predigen, und so will ich denn eine Löwenjagd abhalten."

„Ich bin mit Leib und Seele dabei," versetzte Alexander. „Bremen, wir wollen die Löwin angreifen."

„Sehr wohl, Sir," sagte Bremen; „aber dann wirds am be-

sten seyn, wir befolgen die Kap=Methode. Wir stellen die Pferde mit den Rücken gegen sie, und Omrah wird sie halten, während wir die Bestie angreifen. Ich denke, nur Einer sollte Feuer geben, damit wir zwei Schüsse im Rückhalt haben."

„Ihr habt Recht, Bremen," entgegnete Alexander. „Ihr und ich, wir beide wollen unsere Kugeln behalten, während der Major seine Büchse an ihr versucht."

Mit einiger Schwierigkeit wurden die Pferde rücklings gegen das Gebüsch getrieben, bis der Major die Stelle, wo die Löwin lag, in ungefähr sechzig Schritt Entfernung unterscheiden konnte. Das Thier schien noch immer mit dem Wilde beschäftigt zu seyn und seine Gelegenheit zum Sprung zu erlauern, denn Schwanz und Hintertheil waren unseren Jägern zugekehrt. Der Major gab Feuer, und das Thier stürzte mit lautem Gebrüll davon, während die Antilopen mit Windeseile sich flüchteten. Das Gebrüll der Löwin ward übrigens von der andern Seite des Gebüsches her durch ein tiefes Grollen beantwortet, und unmittelbar darauf schoß ein männlicher Löwe heraus, der von den Büschen aus in großen Sprüngen über die Ebene hin nach einem kleinen Mimosenhaine setzte, welcher ein paar tausend Schritte entlegen war.

„Welch' ein herrliches Thier," sagte Alexander; „seht nur seine schwarze Mähne an, mit der er fast den Boden fegt."

„Wir müßen ihn haben," rief der Major, auf sein Pferd springend.

Alexander, Bremen und Omrah thaten das Gleiche, worauf sie dem Löwen folgten. Dieser stand kampffertig unter den Mimosen und maß die Stärke seiner Feinde, indem er ihnen höchst edel und nachdrucksvoll die Stirne bot. Es schien jedoch, als gefalle ihm ihr Aussehen nicht oder sey er mit seiner eigenen Stellung nicht zufrieden, denn während sie vorrückten, zog er sich langsam zurück und faßte Posten auf einem nahe gelegenen Fels, dessen Vorderseite dicht mit niedrigen Dornbüschen bestreut war. Die

Akazienbüsche dehnten sich ungefähr auf zweihundert Schritte von der Stelle aus, wo der Löwe stand, der jetzt voll Verachtung auf das herannahende Häuflein blickte und im stolzen Gefühle seiner eigenen Kraft seine Gegner herauszufordern schien.

Sie stiegen, sobald sie an den Dornbüschen angelangt waren, von ihren Pferden, und der Major feuerte. Die Kugel traf hinter dem Löwen, der mit zornigem Knurren antwortete, den Fels. Henderson nahm hierauf Omrah sein zweites Gewehr ab, und gab abermals Feuer, aber ohne Erfolg, da die Kugel vor den Füßen des Thiers einschlug. Jetzt schüttelte der Löwe seine Mähne, brüllte zornig und bekundete durch das Funkeln seiner Augen und durch das ungeduldige Peitschen seines Schwanzes, daß er bald als Angreifer handeln werde.

„Ladet Eure beiden Büchsen wieder," sagte Alexander, „und dann laßt mich einen Schuß thun, Major."

Sobald der Major seine Gewehre wieder geladen hatte, nahm Alexander sein Ziel und gab Feuer. Die Kugel zerschmetterte die Vordertatze des Löwen, welche er jetzt mit einer Donnerstimme erhob, und in demselben Augenblicke stürzte das Thier von dem Felsen nach der Stelle nieder, wo unsere Jäger standen.

„Jetzt ein sicheres Ziel," rief der Major Bremen zu, indem er zugleich Alexander seine zweite Büchse übergab.

Das Rascheln des zornigen Thiers durch die Dornbüsche kam immer näher, und die Jäger standen auf den Angriff gefaßt. Endlich sprang der Löwe mit borstender Mähne und gestrecktem Schwanze heraus, während seine Augen von Wuth und Rachsucht funkelten. Er kam auf dem Hintertheil eines der Pferde nieder, welches augenblicklich Reißaus nahm, den kleinen Omrah umwarf und ihn eine Strecke weit schleppte. Der Umstand, daß eine der Löwentatzen durchschossen war, gab Anlaß, daß das Thier an der Seite des Pferds wieder herunter rutschte; es blieb daher jetzt auf dem Boden, und schickte sich zu einem zweiten Sprunge an, als es von Bremen,

der hinten stand, einen Schuß in den Rücken erhielt. Mit einem abermaligen furchtbaren Gebrüll versuchte der Löwe auf den Major loszustürzen, der mit seiner Büchse zu dessen Empfang bereit stand. Aber Bremens Kugel war durch die Wirbelsäule gegangen und hatte die hinteren Extremitäten des Thieres gelähmt; seine Bemühungen waren deßhalb vergeblich, und nachdem er zum zweiten und dritten Mal den Vorderleib erhoben hatte, sank er wieder zusammen. Jetzt bohrte sich die Kugel des Majors ihm ins Gehirn. Das edle Thier sank nieder, biß die Zähne in die Erde, scharrte mit den Klauen des unverwundeten Beines den Boden auf und that nach einigen Sekunden seinen letzten Athemzug.

„Ich bin froh, daß es vorüber ist, Alexander," sagte der Major; „denn die Sache war doch fast zu aufregend, um angenehm zu seyn."

„Ihr habt Recht, der Augenblick war beklemmend genug," entgegnete Alexander. „Welch' ein ungeheures Thier, ich habe noch nie eine so prächtige Haut gesehen."

„Sie ist kriegsrechtlich Euer Eigenthum," sagte der Major.

„Nein," versetzte Alexander; denn Ihr habt ihm den Gnadenstoß gegeben."

„Aber wenn Ihr ihm nicht das Bein zerschossen hättet, so dürfte er wohl Einigen von uns den Gnadenstoß gegeben haben. Nein, nein, die Haut gehört Euer. Doch die Pferde sind ledig geworden, und wir können nicht nach den Hottentoten schicken. Sie haben sich von Omrah losgerissen, und dort kommt er mit seinem in Fetzen zerrissenen Hemde zurück."

„Verlaßt Euch darauf, Sir," bemerkte Bremen, „die Leute werden die Pferde schon einfangen und sie hieher bringen. Sie können dann auch dem Thiere die Haut abziehen."

„Na, wenn das Fell des Löwen mir gehören soll, so muß ich auch das der Löwin haben, Major. Wir müssen die Jagd des heu=

tigen Tages damit schließen, daß wir sie zwingen, ihrem Herrn Gemahl zu folgen."

„Von Herzen gerne."

„Wartet lieber, bis die Leute mit den Pferden zurückkommen, Sir," sagte Bremen. „Drei Büchsen sind zu wenig, um einen Löwen anzugreifen — die Gefahr wäre zu groß."

„Bremen hat Recht, Alexander; wir dürfen uns nicht wieder so bloß stellen. Verlaßt Euch darauf, wenn die Tatze des Thiers nicht zerschmettert gewesen wäre, würde uns der Sieg nicht so leicht geworden seyn. Wir wollen uns ruhig setzen, bis die Leute heraus kommen."

Nach ungefähr einer halben Stunde machten, wie Bremen vermuthet hatte, die Hottentoten, welche aus den ledigen Pferden den Schluß zogen, daß etwas vorgefallen seyn müsse, auf die Thiere Jagd, fingen sie ein und brachten sie nach der Richtung, in welche sie unsere Reisenden hatten reiten sehen. Sie waren nicht wenig erstaunt, als sie bemerkten, daß so wenige Leute einen Löwen anzugreifen gewagt hatten und außerdem vorbereitet waren, auch der Löwin zu Leibe zu gehen. Da sie drei der Hunde mitgebracht hatten, so wurde beschlossen, sie in das Gebüsch zu hetzen, in welchem die Löwin gelegen hatte, als der Major auf sie Feuer gab. Die Jäger verließen daher vorderhand den Löwen und machten sich nach dem Dickicht auf, um zu entdecken, wo das zweite Thier sich befand.

Die Hunde konnten die Löwin im Gebüsch nicht auffinden, und es war augenscheinlich, daß sie sich nach einem anderen Platze zurückgezogen hatte. Swanevelt, der ein alter Löwenjäger war, gab nun seine Ansicht dahin ab, sie werde wahrscheinlich in der Nähe der Stelle zu finden seyn, wo der Löwe erlegt wurde. Sie begaben sich daher in diese Richtung und fanden das Thier unter der Mimosengruppe, nach welcher sich der Löwe anfänglich zurückgezogen hatte. Man wollte die frühere Maßregel wieder in Anwendung bringen und die Pferde vorstellen; die Thiere waren jedoch durch den Angriff

des Löwen zu sehr eingeschüchtert worden, um sich dazu bewegen zu lassen. Sie bäumten sich, und schlugen in einer Weise aus, daß es nur schwer hielt, ihr Losreißen zu verhindern, weßhalb man nöthig fand, diesen Plan aufzugeben und auf die eigene Stärke zu bauen. Die Hottentoten umzingelten die Baumgruppe, und die Hunde wurden hineingehetzt, stürzten aber da und dort wieder vor den Tatzen der Löwin zurück. Die Hottentoten schoßen auf Gerathewohl ihre Gewehre ab, und die Salven wurden durch ein lautes Gebrüll beantwortet, ohne daß übrigens die Löwin sich blicken ließ. In dieser Weise verging eine halbe Stunde.

Endlich bemerkte Swanevelt sie auf der einen Seite des Dickichts und that einen wirksamen Schuß, denn das Thier brüllte laut auf und stürzte heraus, ohne übrigens einen Angriff zu versuchen, da es ihm augenscheinlich blos ums Entkommen zu thun war. Eine volle Salve donnerte ihr nach, und eine Kugel schien gut getroffen zu haben, denn sie ließ den Kopf zu Boden sinken und überpurzelte; richtete sich aber alsbald wieder auf und eilte dem Gebüsch zu, wo man sie zuerst entdeckt hatte.

„Jedenfalls ist sie dießmal tüchtig getroffen worden," bemerkte der Major.

„Ja, Sir," versetzte Bremen, „der Schuß war tödtlich, möchte ich glauben; sie ist aber noch nicht todt und kann uns noch viel zu schaffen machen."

Sie folgten dem flüchtigen Thiere, so schnell sie konnten, zu Fuß, und die Hunde waren bald wieder darüber her. Die Löwin fuhr fort, zu brüllen — der Ton kam stets von derselben Stelle, so daß man entnehmen konnte, sie müsse schwer verwundet seyn. Alexander und der Major hatten ihre Schüsse zurückgehalten und näherten sich jetzt dem Platze, wo die Hunde nicht zwanzig Schritte von dem Dickicht bellten. Ein abermaliges Gebrüll erscholl, und plötzlich stürzte der Körper der Löwin durch die Luft und auf sie

zu; er fuhr jedoch zwischen ihnen durch, und als das Thier den Boden erreichte, fiel es todt auf die Seite. Es war seine letzte Kraftanstrengung gewesen, und die Löwin war in dem Versuche gestorben. Alexander und der Major, die ihr Feuer bereit gehalten hatten, ließen ihre Büchsen nieder, sobald sie bemerkten, daß ihre Gegnerin todt war.

„Ich muß in der That sagen," bemerkte der Major, „daß ich, wie ich zum ersten Male ihren Schwanz sah, weit mehr erschrack, als eben jetzt über ihren Sprung. Die Ueberraschung hatte mich damals ganz betäubt."

„Ich zweifle nicht daran; sie ist ein sehr großes Thier und wird ein schönes Seitenstück zu dem Löwen abgeben. Wenn wir am Leben bleiben und wieder wohlbehalten nach England kommen, so will ich die ausgestopften Exemplare in dem gleichen Kasten neben einander aufstellen."

„Wir wollen hoffen, daß Ihr's im Stande seyd und daß ich kommen kann, um sie zu sehen," versetzte der Major.

„Das soll mich ungemein freuen, mein lieber Freund. Ich bin ganz entzückt, daß es uns gelang, diese beiden Bestien zu tödten, ohne daß Swinton bei uns war, denn er würde uns überredet haben, sie ungeschoren zu lassen."

„Und hätte auch ganz Recht gehabt," entgegnete der Major. „Wir sind zwei unartige Jungen und werden tüchtig geschmält werden, wenn wir zurück kommen."

„Ich denke, wir könnten dieß sogleich thun, denn für heute haben wir bereits genug Jagd gehabt."

„In der That genug," erwiederte der Major, aufs Pferd steigend," um unser ganzes Leben lang davon sprechen zu können. Wir wollen jetzt nach den Wagen galoppiren und von unsern heutigen Großthaten nichts sagen, bis die Hottentoten die Löwenfelle bringen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

„Nun, wie ist's Euch auf Eurer Jagd gegangen?“ lautete Swintons erste Frage, als Alexander und der Major nach dem Lager zurückkehrten.

Der Letztere erwiederte:

„Ziemlich gut; wir sahen eine Antilopenart, die uns ganz neu war, und gaben uns alle Mühe, ein Stück davon zu schießen, wurden aber durch das unerwartete Zusammentreffen mit einer Löwin daran gehindert.“

Der Major berichtete sodann wie er den Schwanz der Löwin gesehen und wie er sich hastig zurückgezogen hatte.

„Es freut mich, zu hören, daß Ihr so klug waret; denn es wäre eine sehr übereilte Handlung gewesen, mit nur drei Büchsen eine Löwin anzugreifen. Die Antilopen sind also entkommen?“

„Ja, aber wir haben die Elen, die Ihr für eine so gute Kost erklärt habt. Bleiben wir noch länger hier, oder ziehen wir flußaufwärts weiter?“

„Die Entscheidung dieser Frage müßt Ihr Wilmot überlassen,“ entgegnete Swinton.

„Haltet es ganz nach Eurem Belieben,“ sagte Alexander. „Dem Vernehmen nach soll übrigens das Wild immer reichlicher werden, je weiter wir nach dem Norden kommen.“

„Ja,“ versetzte der Major, „und wir werden mit der Giraffe zusammentreffen, deren Erlegung jetzt das große Ziel meines Ehrgeizes ist. Ich habe Nashörner und Elephanten geschossen, aber jetzt muß ich auch eine Giraffe haben. Die ersteren Thiere finde ich auch in Indien, während die letztere nur in diesem Lande zu treffen ist.

„Und wenn Ihr wieder mit Euren Freunden in Indien zusammenkommt, möchtet Ihr ihnen sagen können, Ihr hättet etwas geschossen, dessen sie sich nicht rühmen können?“

„Allerdings, denn wozu sollte man auch so weit reisen, wenn man nach der Heimkehr nicht mit etwas dicke thun kann? Sage ich ihnen, ich habe Nashörner und Elephanten erlegt, so antworten sie mir: „wir auch;“ die Giraffe aber wird sie zum Schweigen bringen. Bemerkt ihr nicht Swinton, daß ich dann der Meister des Feldes bleibe? Doch da kommen die Hottentoten mit unserm Wilde. Laßt Eure Präparate für eine Weile liegen und seht, was wir für eine Morgenjagd gemacht haben.“

Swinton legte die Sessebei-Haut, die er eben reinigte, bei Seite und begab sich mit seinen beiden Freunden nach der Stelle, wo die Leute versammelt waren, fühlte sich aber nicht wenig überrascht, als er die Häute und Kinnbacken des Löwen und der Löwin sah. Noch mehr erstaunte er, als ihm der Major berichtete, in welcher Weise sie die Thiere gemeistert hatten.

„Ihr habt Euch großer Gefahr ausgesetzt,“ bemerkte er, „und ich bin froh, daß ihr so gut weggekommen seyd. Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt, ich würde Euch den Versuch ausgeredet haben. Ihr seyd wie ein vaar kleine Jungen, welche die Abwesenheit ihres Hofmeisters benützt haben, um Unfug zu treiben. Ich bin übrigens froh, daß es geschehen ist, denn jetzt kann ich doch hoffen, Euer Wunsch, einen Löwen zu schießen, werde Euch nicht mehr in unnöthige Gefahr stürzen.“

„Nein gewiß nicht,“ versetzte Alexander, denn wenn man einmal das Kunststück vollbracht hat und dabei erfahren mußte, wie schlimm es ausfallen könnte, so lernt man von selbst, fernerhin klug zu seyn.“

„Weiter verlange ich nicht von Euch,“ sagte Swinton, „denn ich würde mich unglücklich fühlen, wenn wir drei nicht sammt und sonders wohlbehalten nach dem Kap zurückkehrten. Ich habe nie

schönere Löwenhäute gesehen; ich will sie für Euch zubereiten, daß Ihr sie bei Eurer Ankunft auf dem Kap in guter Ordnüng findet."

Wie gewöhnlich weihten die Hottentoten ihren Nachmittag einer Fresserei — denn so muß man es wohl nennen, da sie soviel in sich hineinstopften, als sie nur ihre Kehlen hinunter bringen konnten. Unsere Reisenden fanden das Fleisch des Elen vortrefflich; auch war weit mehr vorhanden, als sie möglicher Weise verzehren konnten. Die Hottentoten durften nur eine gewisse Menge ins Lager bringen, damit durch den Geruch die wilden Thiere nicht hergelockt würden; denn wenn man sie hätte gewähren lassen, würden sie Alles hereingeschleppt haben, obschon sie es nie verzehren konnten. Abends wurden die Ochsen zusammengetrieben und Feuer angemacht. Die Nacht verlief ruhig.

Mit Tagesanbruch ließen sie das Vieh ein paar Stunden weiden, spannten es dann ein und setzten ihre Reise fort, indem sie sich so nahe als möglich an die Ufer des Flusses hielten. Sie sahen viele Flußochsen, die schnaubend für einen Augenblick aus dem Wasser auftauchten, achteten aber nicht darauf, da sie das übrige Wild nicht stören wollten. Unterwegs fesselte die Mannigfaltigkeit der blühenden Blumen Alexanders Aufmerksamkeit. „Erinnert diese Ebene nicht an einen türkischen Teppich, Major?" sagte er. „Welcher bunte Farbenwechsel!"

„Ja, aber so herrlich sie sich auch ausnehmen, sind doch alle geruchlos;" bemerkte der Major. „Ein einziges bescheidenes englisches Veilchen ist mir lieber, als sie alle zusammen."

„Ich bin mit Euch einverstanden," versetzte Swinton; „aber dennoch müßt Ihr zugeben, daß dieses Land über alle Beschreibung schön ist. Die Naturwiesen prunken von den mannigfaltigsten Blumen und finden eine liebliche Abwechselung in den Baumgruppen und Wäldern! Betrachtet diese Aloen mit der Fülle ihrer korallrothen Blüthen — was würde man wohl in England zahlen, wenn man sie nur zu sehen bekäme? Und die Scharlach- und Lillafarben

der Klatschrosen- und Amaryllis-Arten! Auch seyd Ihr im Irrthum, wenn Ihr glaubt, daß in diesem bunten Parterre kein Geruch vorhanden sey. Die Schlingpflanzen, die an jenen stattlichen Bäumen hinaufkriechen, verbreiten einen sehr lieblichen Duft, und wie malerisch winden sich nicht jene Reben um die Mimosen. Ich kann mir kaum denken, daß der Garten von Eden schöner ausgesehen habe."

„Die Aehnlichkeit erstreckt sich auch noch weiter," entgegnete der Major lachend, „denn die Schlange ist darin."

„Ihr habt allerdings Recht," versetzte Swinton.

„Und ein wahres Vergnügen ist nicht ohne Sicherheit denkbar. Wenn ich immer auf der Hut seyn und meine Augen nach allen Richtungen schweifen lassen muß, damit ich nicht auf eine Puff-Otter trete oder einer schießenden Cobra Capella begegne, so kann mir die Betrachtung dieser buntfarbigen Blumen, welche dergleichen Gewürme verbirgt, kein sonderliches Vergnügen gewähren. Wie zuvor gesagt, ich lobe mir die Veilchen und die Rosen Englands, die ich in Sicherheit pflücken und beriechen kann."

„Ich bin mit Euch einverstanden, Major," sagte Alexander. „Aber," fuhr er lachend fort, „wir müssen dem Naturforscher etwas zu Gute stellen. Eine Puffotter hat einen Reiz für ihn, weil sie seine zoologische Sammlung vermehrt, und die Blumen betrachtet er als Botaniker — er freut sich, sein Herbarium vergrößern und seinen Wagen mit Saamen und Zwiebeln beladen zu können. Eben so gut könntet Ihr es einem Landwirth verdenken, wenn er sich über eine reiche Ernte freut."

„Oder sich selbst, daß er so entzückt ist über die vielen und verschiedenen Thiere, die von seiner Büchse fallen," entgegnete Swinton lächelnd. „Das ist ein Hieb für Euch, Major."

„Ihr habt Recht," versetzte der Major; „aber was ist dort im Strome — der Rücken eines Flußochsen?"

„Nein, ich halte es eher für den Rücken eines Elephanten.

Das Schilf ist übrigens so hoch, daß man es nicht gut unterscheiden kann. Vielleicht badet sich dort eine ganze Heerde."

„Wir wollen die Karavane Halt machen lassen, denn das Knarren der Räder ist im Stande, Alles zu verscheuchen," entgegnete der Major. „Dann reiten wir vorwärts, um zu sehen, was es ist. Wir haben nur etliche tausend Schritte."

„Sey es darum," versetzte Swinton; „Omrah, hole die Büchsen und sage Bremen, er solle hieher kommen. Was meint Ihr, Major, soll es eine regelmäßige Jagd geben, oder ists Euch nur um einen flüchtigen Schuß zu thun? — denn ich bemerke jetzt durch mein Glas, daß es Elephanten sind."

„Ich glaube, wir wollens bei einem flüchtigen Schuß bewenden lassen, denn wenn wir wirklich jagen wollen, so müssen wir eine Partie auf die andere Seite des Flusses schicken, und dies wäre eine langweilige Geschichte."

„Ich denke selbst auch, es dürfte so am besten seyn," sagte Swinton. „Wir wollen also nur den Feind auseinander jagen."

Sie erreichten bald jene Stelle des Flusses, wo sie aus der Ferne die badenden Elephanten entdeckt hatten, konnten aber wegen des hohen Schilfs nichts von den Thieren sehen, obschon sie dieselben deutlich hörten. Als sie ein wenig weiter am Fluß hinaufgingen, entdeckten sie ein Weibchen mit einem Jungen an der Seite; sie spielte mit demselben, goß aus ihrem Rüssel Wasser darüber hin und tauchte es hin und wieder in den Fluß, so daß es schwimmen mußte. Sie beobachteten die Bewegungen der Thiere eine Zeitlang und der Major unterbrach zuerst das Schweigen, indem er sagte:

„Ich habe wahrhaftig nicht das Herz, auf die armen Geschöpfe Feuer zu geben. Der Anblick der Mutterzärtlichkeit und das Spielen mit dem Jungen ist zu interessant. Es wäre Grausamkeit, denn es fehlt uns nicht an Fleisch, und ein Elen können wir alle zehn Minuten schießen."

„Es freut mich, Euch so sprechen zu hören," versetzte Swinton. „Laßt uns darüber hinfeuern und sie alle in Bewegung setzen."

„Einverstanden," entgegnete der Major; „dies wird sie auf die Beine bringen."

Und er feuerte die Büchse in die Luft.

Nun folgte ein ganz entsetzliches Getöse. Dem Geschrei der Elephanten, dem Niedertreten des Schilfes und dem Klatschen und Zappeln im Schlamm folgte nach einigen Sekunden ein eigentliches Anstürmen der Heerde gegen das entgegengesetzte Ufer. Die Thüre streckten ihre Rüssel in die Höhe, erhoben ihre Ohren, brüllten wild und stürzten in den Buschwald, aus dem sie heruntergekommen waren. Unter der ganzen Heerde ließen sich nur zwei große Männchen entdecken; die übrigen waren lauter Weibchen mit ihren Jungen, die den Männchen in dichtem Gedränge nachtrampelten und hin und wieder nach den Jungen zurücksahen, bis Alles in dem Walde verschwunden war. Das Krachen und Rauschen im Gebüsch ließ sich übrigens noch lange hören.

„Dies war ein prachtvoller Anblick," sagte Alexander.

„Ja, ein lebendiges Panorama, und man muß nach Afrika kommen, um etwas der Art zu sehen."

„Ich glaube nicht, daß ich je ein ächter Elephantenjäger werden könnte," bemerkte der Major, „denn ich fühle eine Art Abneigung, ein so kluges Thier zu tödten, und wenn es todt da liegt, thut es mir leid, es erschossen zu haben. Gleichwohl glaube ich nicht, daß es sehr gefährlich ist, diesen Thieren nachzusetzen, wenn man sich nur einmal an das furchtbare Getöse gewöhnt hat, das ihre Bewegungen begleitet."

„Ihr habt Recht, nur müssen die Leute ruhig und besonnen seyn. Wir haben mehrere berühmte Elephantenjäger unter den holländischen Pflanzern, und ich erinnere mich, daß einer derselben nach einer Rückkehr von einer erfolgreichen Jagd die Wette anbot,

er wolle auf einen wilden Elephanten zugehen und ihm acht Haare aus seinem Schwanze raufen. Die Wette wurde angenommen, und er gewann sie, denn der Elephant kann nicht zurücksehen und auch nicht schnell umwenden. Tollkühn durch das Gelingen dieses Versuchs wiederholte er ihn einige Zeit nachher; aber diesmal war ihm das Thier zu schnell und trat ihn zu Tode."

Bremen kam nun heran, um ihnen die Meldung zu machen, daß er in östlicher Richtung einen Haufen Leute entdeckt habe, die dem Anschein nach einen Wagen mit sich führten. Die Untersuchung durch die Teleskope ergab, daß dies wirklich der Fall war; unsre Reisenden wandten daher ihre Pferde, um sich zu überzeugen, mit wem sie's zu thun hätten, und ließen die Karavane an den Ufern des Flusses weiter ziehen. Nach einer Stunde waren sie in die Nähe der Fremden gekommen, und Swinton erkannte in ihnen augenblicklich Griquas oder die Mischlingsrasse aus Europäern und Hottentoten. Natürlich fand die freundschaftlichste Begegnung Statt, und die Griquas sagten, sie seyen herausgekommen, um Elephanten, Elen und andere Thiere zu jagen — erstere wegen ihres Elfenbeins, letztere wegen ihres Fleisches. Der Wagen, ein sehr alter Rumpelkarren, war mit Fleisch beladen, das sie in lange Streifen zerschnitten und zum Trocknen ausgehängt hatten; auch führten sie bereits viele Centner Elfenbein mit sich. Sobald unsere Reisenden den Griquas mitgetheilt hatten, wohin sie zogen, erklärten die Griquas, sie würden Abends ihren Wagen nachbringen und bei ihnen Lager schlagen. Alexander und seine Partie kehrten hierauf nach der Karavane zurück.

Die Griquas langten versprochenermaßen spät am Nachmittag an. Sie bestanden aus sechzehn rüstigen Leuten und waren mit den langen Gewehren, wie sie die holländischen Boern zu führen pflegen, bewaffnet. Ihrer Aussage nach waren sie schon vor zwei Monaten von Griquastadt ausgezogen und dachten nun an eine baldige Heimkehr, da ihr Wagen bereits seine volle Last hatte. Der Major gab

nun an, daß er eine Giraffenjagd beabsichtigte, erfuhr aber von den Griquas, er werde die Thiere südlich von dem Vaalflusse treffen; sie müßten daher nach dem Gebiet des Königs Moselikatsi übersetzen, der nördlich vom Flusse über das Bedschuana-Land herrsche. Es sey übrigens sehr gefährlich, ohne seine Erlaubniß diesen Versuch zu machen; ja man sey nicht einmal sicher, wenn man sie eingeholt habe.

„Wißt Ihr etwas von diesem Manne, Swinton?"

„Ja, ich habe von ihm gehört, wußte aber nicht, daß er seine Eroberungen bis an den Vaal-Fluß herunter ausgedehnt hat."

„Wer ist er?"

„Ihr habt von Chaka, dem König der Zulus gehört, der das ganze Land im Osten bis Port Natal bezwang?"

„Ja," versetzte Alexander; „wir haben von ihm gehört."

„Moselikatsi war ein Häuptling über zwei oder drei Stämme, welcher, als ihn seine Feinde schwer bedrängten, zu Chaka seine Zuflucht nahm und einer seiner ersten Kriegshäuptlinge wurde. Nach einiger Zeit kriegte er wegen Vertheilung erbeuteten Viehs mit Chaka Streit, und da er wohl wußte, daß er von dem Tyrannen keine Gnade zu erwarten hatte, so empörte er sich mit einer großen Macht gegen denselben und zog sich nach dem Bedschuana-Land zurück. Hier besiegte er alle Stämme, verleibte sie seinem eigenen Heere ein und wurde allmählig so furchtbar, als Chaka selbst. Bei Organisirung seiner Armee folgte er ganz Chaka's Plänen und wurde dadurch zu einem sehr mächtigen Monarchen; auch sagt man von ihm, er sey ein fast eben so großer Tyrann und Despot, als Chaka es gewesen war. Ich glaube die Griquas haben Recht, wenn sie sagen, es dürfte gefährlich seyn, ohne Erlaubniß durch seine Besitzungen zu ziehen."

„Wenn wir ihm aber einen Boten schicken und Geschenke über-

machen lassen, so wird er wohl keine Schwierigkeit erheben?“ bemerkte Alexander.

„Vielleicht nicht — es sey denn, daß unsere Karavane seine Habgier reizte; dieß könnte ihn bewegen, uns aufzuhalten und sich des Inhalts unserer Wagen zu bemächtigen. Es wird übrigens am zweckmäßigsten seyn, diese Fragen den Griquas vorzulegen, welche sie wahrscheinlich am besten beantworten können.“

Die Griquas wurden nun befragt und erwiederten, man könne die Sache am besten so angreifen, wenn man eine Gesandtschaft nach der Hauptstadt der Metebili, wo Moselikatsi sich aufhalte, schicke und die Erlaubniß, im Lande zu jagen, nachsuche; zugleich solle man den Monarchen bitten, einige seiner Hauptleute zu senden, damit sie die dem König zugedachten Geschenke in Empfang nähmen. Die Antwort werde nicht lange ausbleiben, denn es sey blos nöthig, an einem der vorgeschobenen Posten dem nächsten besten Offizier von Moselikatsi's Heer die Bitte vorzutragen; dieser werde augenblicklich einen Eingebornen mit der Botschaft abschicken und die Antwort weit früher zurückbringen, als wenn sie selbst dieselbe einholen wollten. Bremen und drei andere Hottentoten erboten sich zur Besorgung dieses Auftrags, im Falle es unseren Reisenden so genehm wäre; diese erhoben jedoch keine Einwendung und die Sendlinge stiegen Nachmittags auf ihre Pferde, um über den Fluß zu setzen. Dem Rathe der Griquas zu Folge wurde das Lager wegen der Löwen nach einer Stelle verlegt, die sich eine starke halbe Stunde weiter oben am Flusse befand.

Das Wetter drohte nun mit einem Wechsel und Massen von Wolken sammelten sich, die sich aber wieder zerstreuten. Am andern Tage sah der Himmel noch drohender aus. Der Donner rollte fern über dem Gebirge und Blitze zuckten in allen Richtungen; der Regen aber, wenn anders welcher fiel, erstreckte sich nur bis an die nächsten Berge. Bald blies der Wind so stark, daß es wohl der starken Wagendecken bedurfte, um ihm Widerstand zn leisten, und

sie fanden es schwer, Nachts ihre Feuer brennend zu erhalten. Sie hatten sich in einer weiten, mit hohem Gras bedeckten Ebene gelagert, wo es von Elen und andern Antilopenarten wimmelte, und blieben fünf Tage an Ort und Stelle, um die Antwort des Königs der Metebili abzuwarten. Während dieser Frist gingen sie jeden Tag auf die Jagd, um sich mit Wildpret zu versehen. Am Sonntag, nachdem sie wie gewöhnlich den Gottesdienst verrichtet hatten, bemerkten sie windwärts einen dichten Rauch, der, da der Wind frisch war, bald zu ihnen herankam und sie sehr belästigte.

Swanevelt gab an, das hohe Gras sey auf eine oder die andere Weise in Brand gerathen, und da das Feuer zu dem Lager herunterzukommen drohe, so seyen die Hottentoten und Griquas beschäftigt, eine Strecke umher vom Grase zu befreien. Nachdem sie dieß gethan hatten, gingen sie einige hundert Schritte gegen den Wind und zündeten an mehreren Plätzen Feuer an, so daß das Gras schnell bis zu dem gelichteten Raume abbrannte, worauf das Feuer erlosch. Diese Maßregel war sehr nothwendig gewesen wie der Erfolg lehrte; denn mit dem Einbruche der Nacht stand die ganze Gegend auf Stunden hin in Brand, und der Wind trug die Flamme rasch nach dem Lager hinunter.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und die Dunkelheit der Nacht ließ die Flammen noch lebhafter erscheinen. Der Wind trieb sie unter lautem, prasselndem Getöse weiter. Das Feuer fegte über den wellenförmigen Grund dahin, bald sich hebend, bald in den Eintiefungen verschwindend, so daß die ganze Landschaft meilenweit erhellt war.

Während unsere Reisenden zusahen, wie die Flammen fortschritten, und da oder dort eine erschreckte Antilope, gleich einer schwarzen Gestalt in dem Schattenspiel, von ihrem Lager aufsprang, brach plötzlich das Gewitter los, und der Regen schoß, von großen Hagelkörnern, Donner und Blitz begleitet, in Strömen nieder. Der

Wind ließ nach, und mit dem ersten Losbrechen des Gewitters folgte dem Prasseln der Flammen eine todtenartige Stille. Eine wahre Sündfluth stürzte hernieder, und im Nu war jeder Funken des Brandes erloschen. Die tiefe Finsterniß wurde nicht einmal durch ein einziges Sternlein unterbrochen.

Der andere Morgen war hell und klar. Nach dem Frühstück bemerkten unsere Reisenden die Hottentoten, welche sie an Moselikatsi abgeschickt hatten, in Begleitung von drei Eingeborenen auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses. Die Sendlinge setzten über den Strom und trafen bald im Lager ein. Die drei Metebili waren große kräftige Männer, gut gebaut, und mit regelmäßigen Gesichtszügen. Ihr Haar hatten sie geschoren und über dem Skalpe befand sich ein ovaler Ring; die Läppchen ihrer linken Ohren aber waren durch so große Löcher durchbohrt, daß ein kleiner Flaschenkürbis darin stecken konnte, welche sie als Schnupftabakdose brauchten. Ihr Anzug bestand aus Katzenfellstreifen, die von einem Gürtel niederhingen, und in der Hand trug jeder zwei Wurfspieße und eine knotige Keule die gleichfalls als Wurfwaffen dienen.

Unsere Reisenden hießen sie herzlich willkommen, setzten ihnen eine schöne Portion Elensteak vor und füllten ihre Dosen mit Schnupftabak. Sobald sie mit dem Essen fertig waren und viel Tabak in ihre Nasenlöcher hinaufgeschnuppert hatten, erklärten sie durch den Mund der Griquas, welche ihre Sprache verstunden, daß sie von dem größten Monarchen in der Welt, Moselikatsi, kämen; derselbe verlange zu wissen, wer die Fremden wären, was sie von ihm wollten, und was für Geschenke sie ihm gebracht hätten.

Swinton, der das Amt des Sprechers übernahm, entgegnete, sie seyen Jäger und keine Handelsleute; ihre Absicht bestehe darin, die Wunder des Landes zu sehen, das einem so großen Monarchen gehöre, und weil sie vernommen hätten, Se. Majestät habe in Hochdero Landen Thiere, die sich anderswo nicht finden ließen, so erbäten sie sich die Erlaubniß, einige davon zu tödten, um nach ihrer Rück-

kehr zu ihrem eigenen Volke zeigen zu können, wie wundervoll das Land sey, das einem so großen Könige gehöre. Sie hätten Glasperlen, Kupferdraht, Messer, Zündbüchsen, Schnupf- und Rauchtabak mitgebracht, und von alle.em wollten sie dem großen Monarchen ein Geschenk machen — den einen Theil sobald sie die Erlaubniß erhalten hätten, sein Gebiet zu betreten, den andern, wenn sie im Begriffe seyen, dasselbe wieder zu verlassen. Von den gedachten Artikeln wurde nun ein hübscher Vorrath herbeigeholt, und die Boten des Königs musterten denselben mit einigem Erstaunen; dann erklärten sie, ihr König werde sich sehr freuen, wenn er alle diese Dinge sehe, und habe sie aufgefordert, den Reisenden zu sagen, sie könnten ohne Gefährde in seine Besitzungen kommen, und nach Gutdünken Thiere schießen. Se. Majestät habe einem von ihnen aufgetragen, bei der Partie zu bleiben, und sobald Moselikatsi sein Geschenk erhalten habe, werde er einen Häuptling schicken, welcher für die Sicherheit der Wanderer verantwortlich seyn werde. Die Metebili packten sodann die Geschenke zusammen, und zwei derselben brachen auf, um in voller Hast wieder zu dem Könige zurückzukehren. Der Dritte welcher zurückblieb, erklärte, die Jäger könnten über den Fluß setzen und das Metebililand betreten, sobald es ihnen gefalle.

Es folgte nun eine Berathung, des Inhalts, ob sie mit ihrer ganzen Macht übersetzen sollten, oder nicht. Die Metebili hatten unseren Reisenden mitgetheilt, daß sie nach drei Tagereisen auf die ersehnten Giraffen treffen würden; da jedoch von dem Uebergang über den Fluß einige Gefahr zu besorgen stand und außerdem aller Grund zu der Annahme vorhanden war, sein Wasser werde sich bald heben, so handelte sichs um die Frage, ob es räthlich seyn dürfte, auch nur einen einzigen Wagen mitzunehmen. Man holte die Ansicht der Griquas ein und beschloß endlich, nur Alexanders Wagen mit fünfzehn Ochsenpaaren mitzunehmen; auch sollten einige der Griquas, Swanevelt, Omrah und Mahomed mitziehen. Bremen und die Hottentoten dagegen erhielten die Weisung, bei den andern

drei Wagen und den übrigen Griquas zu bleiben, bis unsere Reisenden zurückkehren würden. Diese Anordnung war den Hottentoten durchaus nicht unangenehm, da sie keine sonderliche Lust hatten, dies Metebililand zu betreten; auch fühlten sie sich an ihrem gegenwärtigen Standquartiere behaglich genug, da sie reichlich mit gutem Fleisch vorgesehen waren. Alexanders Wagen wurde daher mit Bettzeug und sonstigen Artikeln, die sie brauchen konnten, geladen, alles Uebrige aber in den andern Wagen untergebracht. Sie wählten die besten Ochsen und acht der flüchtigsten Pferde aus; dann fragte man die Metebili nach der besten Furth durch den Fluß und eine Stunde später befanden sich unsere Reisenden auf dem andern Ufer.

Die erste Tagreise bot keine Veränderung in der Landschaft, und man fand allenthalben dieselbe Abwechslung und Pracht der Blumen. Elenthiere und andere Antilopen zeigten sich reichlich, und da sich bald auch Haufen von Eingeborenen anschloßen, welche baten, man möchte einige der Thiere für sie erlegen, so wurde unterwegs so viel Wildpret geschossen, daß auch diese Suppikanten zufrieden gestellt werden konnten. Ueberhaupt brauchten unsere Reisenden, wenn ihnen die Eingeborenen lästig wurden, nur ein Elenthier zu tödten, um sich dieselben vom Hals zu schaffen; denn sie blieben dann augenblicklich zurück, um das Thier zu verzehren, obschon sie in unglaublich kurzer Zeit damit zu Stande kamen. Der Metebili, der sie geleitete, war ein Häuptling und fand, wenn er Befehle ertheilte, augenblicklichen Gehorsam, so daß unsere Wanderer nicht viel Ungelegenheit mit den Eingebornen hatten, deren Hauptbelästigung darin bestand, daß sowohl Männer als Weiber unabläßig um Schnupftabak bettelten. Auch fürchteten sie keinen Verrath von Seiten des Metebili-Königs, denn sie waren gut bewaffnet, hatten in den Griquas tapfere Männer bei sich und konnten bei der Ueberlegenheit ihrer Wehrverfassung wohl einer großen Macht Stand halten. Indeß wurden doch, so oft sie ihr Nachtlager aufschlugen, (was stets im Mittelpunkt einer großen Ebene geschah, um einer Ueberraschung

vorzubeugen) alle geeigneten Vorsichtsmaßregeln getroffen und unabänderlich große Feuer um den Wagen angezündet.

In dieser Weise wanderten sie zwei Tage und langten Abends in einer großen Ebene an, die an dem Fuße eines niedrigen Gebirges lag und mit Mimosenbäumen besprengelt war. Der Metebili sagte ihnen, sie würden hier die Giraffen finden, und der Major, welcher auf einem derartigen Anblick sehr gespannt war, hielt bis zum Einbruch der Nacht sein Fernglas in alle Richtungen, ohne übrigens einen Gegenstand seines Forschens zu entdecken. Sie legten sich selbige Nacht in sehnsüchtiger Erwartung des folgenden Morgens zur Ruhe, denn sie hofften nunmehr diesen merkwürdigen Thieren zu begegnen. Nachdem sie ihre Gewehre untersucht und jede Vorsichtsmaßregel getroffen, auch ihre Feuer angezündet und die Wache ausgestellt hatten, empfahlen sie sich der göttlichen Obhut und lagen bald in tiefem Schlafe.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mit Ausnahme von drei Löwen, welche dem Lager sehr nahe gekommen waren und die Griquas aufgestört hatten, fiel im Laufe der Nacht nichts vor. Am Morgen spannten sie die Ochsen ein und hielten alle Pferde für die Jagd gesattelt; aber ihre Erwartung wurde fast für den ganzen Tag getäuscht — denn obgleich sie alle Arten Wild sahen, ließ sich doch nirgends eine Giraffe blicken. Nachmittags kamen sie an einer Mimosengruppe vorbei und wurden daselbst von einem Nashorn angegriffen, welches beinahe Alexanders bestes Pferd getödtet hätte; aber eine Salve von Seiten der Griquas streckte das Thier nieder, das zwar sehr groß war,

aber nicht der schwarzen oder wilden Gattung angehörte. Während der letzten zwei Tage hatten sie auch bemerkt, daß das Gnu nicht mehr derselben Species, welche sie früher gesehen, angehörte, sondern eine Varietät bildete, die ihnen Swinton als das sogenannte scheckigte Gnu bezeichnete, obschon sie in jeder andern Hinsicht, was Bewegungen und Eigenthümlichkeiten betraf, es das gleiche Thier war. Gegen Abend deutete der Metebili-Krieger, der sie begleitete, auf eine fern stehende Mimose und gab dem Major durch Zeichen zu verstehen, daß dort eine Giraffe sey.

„Ich kann sie nicht sehen — sind vielleicht Eure Augen besser, Alexander? — Er deutet auf eine Mimose, an deren Seite ein abgestorbener Stamm steht. Doch ja, es ist so — ich sehe den Stamm, wie ichs nannte, sich bewegen; es muß der Hals des Thieres seyn. Laßt die Hunde los, Swanevelt," rief der Major, in vollem Galopp dahin schießend, während Alexander und Omrah mit Hendersons zweitem Pferde nachfolgten.

Eine oder zwei Minuten später entfernte sich die Giraffe von der Mimose und schlug dann einen linkischen gaukelnden Galopp an, der übrigens doch so schnell war, daß das Pferd des Majors bald weit zurückblieb. Sie segelte mit unglaublicher Geschwindigkeit dahin; ihr langer schwanenartiger Hals hielt Takt mit den Beinen, und der schwarze Schwanz krümmte sich über ihrem Rücken.

„Vorwärts, Alexander," rief der Major; „wenn es je Siebenmeilenstiefeln gab, so muß jenes Thier ein Paar davon anhaben. Die Gazelle schießt mit dem Winde; aber verlaßt Euch darauf, sie kanns nicht lange so fortsetzen, und unsre Pferde sind im besten Zustande."

Alexander und der Major jagten nun dicht neben einander einher, als plötzlich das Thier des letzteren strauchelte und über einen Strauß fiel, der auf seinem Neste saß. Alexanders Roß stolperte

gleichfalls und folgte dem Beispiele seines Kameraden, so daß jetzt Thiere und Reiter neben den Straußeneiern umher kugelten, während der Strauß selbst sich aufgemacht hatte und so schnell wie die Giraffe von hinnen eilte.

Sobald sie sich wieder aufgerafft und die Zügel ihrer Pferde ergriffen hatten, sahen sie sich um, konnten aber die Giraffe nicht mehr entdecken, da sie unter den Mimosenbäumen verschwunden war. Omrah hatte ihre Büchsen aufgelesen und lachte in sehr respektswidriger Weise. Bald schlossen sich auch der Major und Alexander diesem Gelächter an, denn Niemand hatte ein Bein gebrochen und die Pferde waren unbeschädigt. Sie konnten jetzt nichts weiter thun, als mit langen Gesichtern nach der Karavane zurückkehren.

„Euer erster Versuch, die Giraffe zu jagen, ist nicht sehr erfolgreich gewesen," bemerkte Swinton lachend, als sie wieder zurückkamen.

„Nein; aber doch haben wir beide einen recht hübschen Purzelbaum gemacht — ist's nicht so?" fragte Alexander. „Immerhin bringen wir einige Straußeneier zum Nachtessen, und dies ist besser als gar nichts. Es wird bald dunkel seyn und so wollen wir lieber jetzt für die Nacht Lager schlagen."

„Ich wollte Euch gleichfalls diesen Vorschlag machen," entgegnete Swinton.

„Habt Ihr je auf die Giraffe Jagd gemacht, Swinton?" fragte Alexander, als sie zum Nachtessen geröstete Straußeneier, welche sie zwischen den Knieen hielten, auslöffelten.

„Nie," versetzte Swinton. Ich habe sie wohl in dem Nemaqua-Lande gesehen, aber nie eins dieser Thiere erlegt. Ich erinnere mich jedoch eines Umstandes, der auf die Giraffe Bezug hat und mir unglaublich gewesen wäre, wenn ich nicht selbst die Ueberreste des Löwen gesehen hätte. Ihr wißt wohl, wie lang und stark die Dornen der Mimose (oder des Kameelbaumes, wie sie von den Holländern genannt wird, weil die Giraffe davon ihre Nahrung

holt) sind und wie die Zweige dieses Baumes gleich einem Schirme dicht auf einander liegen. Ein eingeborner Häuptling erzählte mir, er sey einmal Zeuge gewesen, wie ein Löwe die Giraffe angriff. Der Löwe springt stets gegen den Kopf oder Hals des Thieres und umfaßt diesen Theil, so daß man sagen könnte, er reite auf der Giraffe. Diese setzt sich nun mit ihrem Feinde in vollen Galopp und ist oft kräftig genug, sich desselben zu entledigen, denn ich habe getödtete Thiere gesehen, an denen noch Spuren der Zähne und Klauen des Löwen zu entdecken waren. In dem Falle, den ich meine, that der Löwe einen Sprung; die Giraffe aber drehte sich im gleichen Augenblicke, und der Löwe, welcher sein Ziel verfehlte, wurde durch den Schlag, den er erhielt, in die Luft gestoßen, so daß er rücklings auf die Zweige des Mimosenbaumes fiel. Letztere waren nicht nur fest genug, um seine Last zu tragen, sondern auch die Dornen, die sich in seinen Leib bohrten, so stark, daß sie das ungeheure Thier festhielten. Der Löwe konnte sich nicht wieder los machen, und man zeigte mir das Skelett auf den Zweigen des Baumes zum Beweis, daß die Geschichte wahr sey."

„Das grenzt in der That an's Mährchenhafte," bemerkte der Major; „aber wie Ihr sagt — was das Auge sieht, glaubt das Herz. Ich hoffe, wir werden morgen glücklicher seyn."

„Swanevelt hat mir eine Mittheilung gemacht," sagte Swinton, „welche es räthlich erscheinen läßt, sobald wie möglich von hier aufzubrechen. Moselikatsi, dem König der Metebili, war nämlich nicht bekannt, daß wir Griquas in unserer Gesellschaft hätten, noch weniger aber, daß wir in seinem Lande erscheinen und blos Griquas im Gefolge haben. Ihr wißt vielleicht nicht, daß Moselikatsi ein Todfeind dieser Race ist, mit der er schon mehreremale ernstlichen Streit hatte, und daß wir deßhalb nicht allzusehr auf unsere Sicherheit zählen dürfen."

„Warum haben die Griquas dies nicht gesagt?" entgegnet Alexander.

„Weil sie sich nichts um die Metebili's kümmern und vielleicht froh sind, eine Gelegenheit zu finden, um ins Land zu kommen, damit sie es kennen, im Falle sie einmal einen Angriff darauf machen wollen. Verlaßt Euch darauf, sobald der König davon hört, wird er uns als Spione betrachten und Kriegsleute ausschicken, um uns abzuschneiden.“

„Habt Ihr zu den Griquas etwas gesagt?“

„Ja, aber sie lachten darüber und erklärten, sie machten sich nichts daraus, und wenn wir auch geradezu nach der Hauptstadt gingen, wo Moselikatsi seinen Sitz habe.“

„Jedenfalls sind sie kühn genug und in sofern gute Reisegefährten. Aber wir sind wahrhaftig nicht hieher gekommen, um zu fechten. Weiß der Metebili, daß sie Griquas sind?“

„Anfangs war es nicht der Fall; er hielt sie wahrscheinlich für Kapleute, die wir mit uns gebracht hatten, ist aber vermuthlich durch die Hottentoten aufgeklärt worden. Swanevelt sagt, er habe den ersten Metebilimann, der uns aufgestoßen, augenblicklich als Eilboten abgeschickt, ohne Zweifel, um die betreffende Meldung zu machen, und ich halte es daher für räthlich, daß wir uns je eher je lieber aus dem Staube machen.“

„Ich bin mit Euch einverstanden, Swinton,“ versetzte Alexander. „Wir wollen morgen noch einen Versuch auf eine Giraffe machen, und wenn der Major sein Gelüste durch einen glücklichen Schuß befriedigt hat, können wir umkehren; denn wenn wir angegriffen würden, wäre es unmöglich, lange gegen eine große Anzahl Stand zu halten. Doch jetzt zu Bette.“

Sie standen am andern Morgen früh auf, ließen den Wagen an seinem Platze und ritten aus, um Giraffen zu suchen, brauchten aber wohl ein paar Stunden, ehe sie etwas entdecken konnten. Endlich erblickten sie eine ganze Heerde, welche sich das Mimosenlaub behagen ließ. Unsere Reisenden machten einen weiten Umweg, um die Thiere gegen das Lager zu treiben — ein Plan, der ihnen auch

gelang. Die Giraffen schlugen ihren gewöhnlichen Galopp an, konnten es aber nicht lange aushalten, da sie mehrere nicht ausgewachsene Thiere unter sich hatten, welche nicht im Stande waren, so schnell fortzukommen, wie das große Männchen am vorherigen Tage. Nach der Jagd einer halben Stunde fanden sie, daß die Eile der Thiere beträchtlich nachließ und sie denselben näher und näher kamen. Aus einer Entfernung von hundert Schritten gab Alexander Feuer und verwundete ein Weibchen, das sich im Nachtrabe befand. Der Major setzte mit den Hunden einem großen Männchen nach, das unter einer Mimose Halt machte und wüthend gegen die Hunde ausschlug. Jetzt legte er seine Büchse an und streckte das Thier mit dem ersten Schusse zu Boden. Es erhob sich zwar wieder und galoppirte noch hundert Schritte weiter, stürzte aber abermals, um sich nicht wieder zu erheben. Das Weibchen, welches Alexander angeschossen hatte, wurde durch eine zweite Kugel gleichfalls erlegt.

„Jetzt habe ich doch eine Giraffe geschossen," sagte der Major, der neben dem getödteten Thiere stand. „Es hat mich einen langen Weg gekostet und ist nicht ohne einige Gefahr abgelaufen, bis ich im Stande war, diese Heldenthat zu verrichten; aber wir Alle haben unsere Thorheiten und setzen im Ringkampfe der Welt unser Leben oft an eben so große Kleinigkeiten, so daß ich in diesem Stücke vielleicht nicht närrischer bin als die übrige Menschheit. Ich habe meinen Wunsch erreicht und eine Giraffe erlegt; jetzt mache ich mir nichts mehr daraus, wie bald wir wieder zurückkehren."

„Mir geht es ebenso," versetzte Alexander; „denn wenn wir in England anlangen, kann ich mit Euch sagen, ich habe gleichfalls eine Giraffe geschossen; Ihr werdet daher nicht im Stande seyn, mir gegenüber den Großhans zu spielen. Swintons Bericht zufolge werden wir, wenn wir länger hier bleiben, Metebili's zu schießen haben, und darum ist's mir eben nicht sonderlich zu thun; ich sage

daher mit Euch, ich mache mir nichts daraus, wie bald wir den Rückweg nach dem Kap antreten."

Da sie nicht ganz eine Stunde von dem Wagen entfernt waren, so ritten sie zurück und schickten die Griquas aus, um das Fleisch der Thiere nachzuholen; denn Swinton wollte die Häute nicht, da er schon im Nemaqua-Land Exemplare davon erhalten hatte und ihr Gewicht den Wagen zu sehr belästigen mußte. Nach ihrer Rückkehr besprachen sie sich mit den Griqua's, welche aufrichtig zugestanden, es sey sehr wahrscheinlich, daß der Metebili-König den Versuch machen werde, sie abzuschneiden, obschon sie sich durchaus nicht davor zu fürchten schienen. Indeß ließen sie sichs bereitwillig gefallen, am andern Morgen den Rückweg anzutreten. Am nämlichen Abend langte bei dem Metebili-Häuptling, der sie geleitete, ein Bote an. Welche Kunde derselbe brachte, konnten natürlich unsere Reisenden nicht erfahren, aber ihr Argwohn wurde durch das Benehmen des Mannes bestätigt. Als er nämlich fand, daß sie am folgenden Morgen die Ochsen einspannten und den Rückweg antraten, bat er sie, nicht zu gehen, sondern weiter ins Innere des Landes vorzurücken, wo sie Wild in Menge finden würden. Auch bedeutete er ihnen, der König werde es ihnen sehr übel nehmen, wenn sie so bald aufbrächen, und sein Herz werde traurig seyn, wenn er sie nicht einmal zu sehen kriege. Aber unsere Reisenden hatten ihren Entschluß gefaßt und wanderten den ganzen Tag über dem Vaalfluß zu. Der Metebili entsandte den Boten, der zu ihm gekommen war und wieder in aller Eile aufbrach; auch drang er Abends aufs Neue in unsere Abentheurer, sie möchten doch nicht zurückgehen, weil der König seinen Unmuth an ihm auslassen werde. Da aber die Griquas nun gleichfalls überzeugt waren, daß man auf Verrath sinne, so wurde dem Metebili-Häuptling keine Aufmerksamkeit geschenkt, sondern die Reise fortgesetzt und unterwegs nur hin und wieder für den augenblicklichen Bedarf eine Elen-Antilope geschossen. Am dritten Tage spät Abends erreich-

ten sie die Ufer des Vaalflusses. Es waren noch zwei Stunden bis zum Einbruche der Nacht, und obgleich der Metebili in sie drang, sie möchten Lager schlagen, wo sie wären, hielten sie es doch für besser, seinem Rathe keine Folge zu geben, sondern setzten über den Fluß und langten mit Eintritt der Nacht bei der Karavane an, die unter Bremens Obhut zurückgeblieben war.

Die Griquas erklärten, aus dem Wunsch des Metebili, daß sie auf der andern Seite des Flusses übernachten sollten, erhelle deutlich, daß im Laufe der Nacht oder spätestens am nächsten Morgen ein Streiterhaufen anlangen werde; es sey daher nothwendig, auf der Hut zu seyn, obschon es der Feind wahrscheinlich nicht wagen werde, sie ohne besonderen Auftrag anzugreifen, da sie sich nicht in Moselikatsis Gebiet befänden. Es wurden daher alle Vorbereitungen getroffen, die Griquas und Hottentoten mit Munition versehen und die Streitkräfte im Gewehr gemustert. Man ordnete die Wagen, zündete Feuer an, und vier Mann zogen als Schildwachen auf die Posten um's Lager. Was den Argwohn noch erhöhte, war der Umstand, daß sich etwa eine Stunde nach Dunkel der Metebili-Häuptling unsichtbar machte.

„Ich bin der Meinung," sagte der Major, „daß wir ihnen einen Marsch abstehlen sollten. Unsere Ochsen sind in vortrefflichem Zustande und können wohl bis morgen Abend ziehen, ohne es zu spüren. Wir wollen einspannen und uns in der Dunkelheit auf den Weg machen. Morgens um zwei Uhr geht der Mond auf und um diese Zeit werden die Wagen bereits fünf bis sechs Wegstunden zurückgelegt haben. Alexander, ich und Bremen wollen mit unseren Pferden hier bleiben und bis zum Aufgang des Mondes warten, um zu sehen, ob wir nichts entdecken können; es wird uns ein Leichtes seyn, mit Tagesanbruch die Wagen wieder einzuholen. Die Feuer dagegen lassen wir brennen, um den Feind auf den Glauben zu bringen, wir seyen noch im Lager; dieß wird ihn vom Nachsetzen abhalten."

„Und auch den Löwen Respekt einflößten," bemerkte Alexander, „die als Gegner nicht zu verachten sind."

„Ich denke, der Plan ist gut; aber warum wollt Ihr nicht mehr Leute bei Euch behalten? An Pferden fehlt es nicht und auch die Griquas sind damit versehen."

„Wohlan denn, so wollen wir mit den Griquas sprechen."

Die Griquas billigten den Plan und da sie eigene Pferde hatten, so willigten sechs derselben ein, bei Alexander und dem Major zu bleiben: auch Swanevelt und zwei weitere Hottentoten wurden in der gleichen Absicht beritten gemacht. Das Recognoscir-Corps bestand also aus zwölf wohl bewaffneten Reitern. Die übrige Karavane spannte die Wagen ein und machte sich unter Swintons Leitung in südlicher Richtung auf den Weg — dießmal also durch die Wüste und nicht wie früher an den Ufern des Vaal-Flusses hin.

Ueber diese Richtung waren unsere Reisenden einig geworden, noch ehe von den Metebilis ein Angriff zu erwarten stand, weil dadurch der Rückweg beträchtlich verkürzt wurde, obschon sie wußten, daß es ihnen einige Tage schwer werden mußte, Wasser zu finden. Nachdem die Karavane aufgebrochen war, stellte sich's heraus, daß sich Omrah selbst zu einem Pferde und einem Gewehre verholfen hatte und im Lager zurückgeblieben war; da er sich aber stets nützlich zu machen wußte, so blieb sein Benehmen unbeachtet. Nach einer halben Stunde waren die Wagen außer Sicht und von dem Rädergerassel nichts mehr zu hören.

Die Zurückbleibenden banden ihre Pferde im Kreise der Feuer an und setzten sich bis zum Aufgange des Mondes nieder; dann richteten sie ihre Blicke nach dem entgegengesetzten Ufer des Flusses, ohne übrigens vorderhand etwas entdecken zu können, was zu Bestätigung ihres Argwohns gedient hätte. Erst eine Stunde später bemerkten sie, daß ein Haufen Leute gegen die Ufer herunterkam, deren weiße Schilde von dem Mond erhellt wurden. Sobald sie

den Fluß erreicht hatten, setzten sie sich nieder, ohne Geräusch zu machen. Bald nachher erschien ein zweiter Haufen mit dunkeln Schilden, der gleichfalls herunterkam und sich dem ersten anschloß.

„Jedenfalls hatten wir mit unserem Argwohn nicht Unrecht,“ sagte der Major, „und die beiden Haufen, die bis jetzt erschienen sind, können nicht weniger als tausend Mann ausmachen. Was thun wir jetzt? Sollen wir hier bleiben oder den Wagen nachsprengen?“

„Ich weiß wahrhaftig kaum, was wohl das beste seyn dürfte,“ versetzte Alexander. „Wir wollen uns mit Bremen und den Griquas berathen.“

„Wenn wir jetzt gehen,“ sagte Bremen, „so werden die Feuer bald erlöschen; sie schöpfen dann Argwohn, und kommen herüber, um zu recognosciren. Finden sie, daß wir fort sind, so folgen sie uns vielleicht und holen die Wagen ein; wenn wir aber hier bleiben und die Feuer bis Tagesanbruch unterhalten, haben die Wagen bereits eine viel größere Entfernang gewonnen.“

Die Griquas waren derselben Ansicht, und es wurde beschlossen, daß sie sich mit Tagesanbruch auf den Weg machen sollten.

„Aber wie halten wir's weiter?“ fragte Alexander. „Sollen wir aufbrechen, ehe sie uns sehen können, oder ist es besser, wenn sie uns zu Gesicht kriegen?“

Die Griquas erklärten sich für das letztere, denn der Feind werde daraus entnehmen, daß die Feuer nicht blos deßhalb unterhalten würden, um sie zu täuschen, während die Wagen vielleicht weg wären.

Nachdem man sich über diesen Plan vereinigt hatte, wurde der Feind den Rest der Nacht über sorgfältig beobachtet. Sie hatten zwar im Mond die Metebilis vorrücken sehen, aber der Ort, wo das Lager aufgeschlagen war, befand sich im Schatten, so daß sich von der andern Seite des Flusses aus nur die Feuer unter-

scheiden ließen. Ein wenig vor Tagesanbruch hörten sie etwas herankommen, und sie wollten schon Feuer geben, als sie entdeckten, daß es Omrah war, der sich ohne ihr Vorwissen nach dem Flußufer hinuntergeschlichen hatte, um den Feind zu recognosciren.

Omrah, der vor Laufen ganz außer Athem war, berichtete nun, einige der Metebilis setzten über den Fluß und sechs hätten bereits gelandet, ehe er habe heraufkommmen können, um die Meldung zu machen. Er deutete dabei auf eine Baumgruppe, die etwa dreihundert Schritte entlegen war, und sagte, sie seyen in jene Richtung gegangen und wahrscheinlich daselbst angelangt.

„Dann ist's gut, wenn wir aufsitzen," sagte der Major, „und in aller Stille nach dem Gehölz auf dieser Stelle des Lagers reiten; wir können dann ihre Bewegungen beobachten, ohne gesehen zu werden."

Dieser Rath war gut und wurde von Allen gebilligt. Sie führten ihre Pferde geräuschlos hinaus und kehrten wieder zurück, um den Feuern noch mehr Brennstoff zuzulegen; dann begaben sie sich nach dem Gehölze, das in der entgegengesetzten Richtung ungefähr ebenso weit von dem Lager entfernt war, als die Baumgruppe, wo sich die Metebili verborgen hatten.

Sie waren kaum in ihrem Verstecke angelangt, als die Metebili auf der andern Seite, die nicht wenig erstaunt waren, keine Wagendecke zu sehen und deßhalb eine Täuschung muthmaßten, aus ihrem Hinterhalte hervorkamen. Zuerst krochen sie auf allen Vieren an das Lager heran, und als sie nichts fanden, als brennende Feuer, so richteten sie sich nach einander auf. Nach einer kurzen Berathung wurden Zwei nach dem Flusse zurückgeschickt, um dem Haupthaufen diese Kunde zu überbringen, während die übrigen in allen Richtungen umher spürten. Alexander blieb mit dem Major und seinen Leuten an der Stelle wo sie waren, denn sie gedachten durch das Gehölz zu reiten, bis sie ein paar tausend Schritte süd=

lich auf den offenen Grund kamen; dann wollten sie sich dem Feinde zeigen, ehe sie fortsprengten, um sich den Wagen anzuschließen.

Die Sonne hatte nur noch einige Minuten zu ihrem Aufgang, und sie bemerkten jetzt, daß die ganze Streitmacht der Metebilis über den Fluß setzte.

„Sie gedenken also uns zu verfolgen," sagte Alexander.

Omrah deutete jetzt gegen das Flußufer in die Richtung, in welcher die Wagen angekommen waren, und sagte:

„Wenn ihr geh, reit dies Weg zuerst — der Wagen der komm, mach dieselbe Spur, wie der Wagen der geh."

„Der Knabe hat Recht," entgegnete der Major. „Wenn wir aus dem Gehölze aufbrechen, wollen wir uns an die Flußseite halten und den Spuren folgen, welche die Wagen bei ihrer Ankunft abgedrückt haben. Sind wir dann durch Berge und Bäume gedeckt, so können wir nach dem Süden umholen."

„Ich verstehe," entgegnete Alexander. „Sie werden dann wahrscheinlich die alten Wagengeleise für die neuen nehmen und sie verfolgen, weil sie glauben, die Richtung, die wir eingeschlagen, müssen auch unsere Wagen genommen haben. Doch da kommen sie am Ufer herauf; es ist Zeit, daß wir uns fortmachen."

„Hohe Zeit," sagte der Major. „Wir wollen uns jetzt zeigen und dann auf unsere Geschwindigkeit bauen." Die Streitmacht der Metebili befand sich nun ungefähr vierhundert Schritte von dem Lager und bot, da es bereits hell war, mit ihren kurzen Speeren und den weißen und rothen Schilden einen in Wahrheit furchtbaren Anblick.

Da keine Zeit zu verlieren war, so ritt unser Häuflein an dem Ende des Gehölzes, welches dem Fluß am nächsten war, in's Freie; sie hatten sich kaum blicken lassen, als die Krieger sie mit einem Zetergeschrei empfingen und in die Richtung stürzten, wo sie unsre Abenteurer gesehen hatten. Dem Befehle des Majors zufolge sollte Niemand Feuer geben, denn weder er noch Alexander wünschten unnöthiger Weise Blut zu vergießen. Sie winkten daher mit ihren

Händen, wandten ihre Pferde um und galoppirten an dem Flußufer weiter, indem sie stets den alten Radspuren folgten. Nachdem sie ungefähr tausend Schritte geritten waren, hielten sie an und drehten die Köpfe ihrer Pferde, um zu recognosciren. Die Metebilische Streitmacht setzte ihnen mit größter Eile nach; aber da sie keine Reiter hatten, war diese Hast natürlich nicht zureichend, um Leute, die gute Pferde und einen Vorsprung hatten, einzuholen. Sobald die Streiter nahe an unsere Partie herangekommen waren, galoppirten sie wieder von hinnen und ließ ihre Gegner weit hinter sich. So legten sie, während die Metebilis ihnen nachsetzten oder vielmehr die Wagenspuren verfolgten, ungefähr zwei Wegstunden zurück, bis sie endlich etliche tausend Schritte vor sich einen Strich mit Baum bewachsenen Landes bemerkten. Der Major hielt dies für einen guten Schirm, um die Richtung ändern zu können, ohne daß es von dem Feinde bemerkt wurde. Sie galoppirten daher vorwärts und bogen, sobald sie die Bäume erreicht hatten, in einer Richtung ab, welche sie mit der Spur der auf dem Rückzuge begriffenen Wagen zusammenführen mußte.

Sie waren, noch immer im Gehölz verborgen, ungefähr eine Stunde weit geritten, als ihnen die befriedigende Ueberzeugung wurde, daß die Metebilis noch immer schnellen Schrittes den Radgeleisen an der Flußseite folgten. Unsere Reisenden konnten sich jetzt für sicher halten, weßhalb sie ihre Feinde etwa eine halbe Stunde beobachteten und dann ihren Weg wieder aufnahmen.

„Ich denke, wir haben sie jetzt vom Halse," sagte der Major. „Sie sind augenscheinlich in die Schlinge gefallen, die ihnen der gescheidte kleine Kerl, der Omrah, gelegt hat."

„Es ist ein sehr verständiger Knabe," bemerkte Alexander, „und kann für eine Reise durch dieses Land nicht mit Gold aufgewogen werden."

„Ich wünschte, Swinton überließe ihn mir," sagte der Major;

„aber bemerkt Ihr Alexander, welcher Wechsel bereits in der Landschaft vorgegangen ist?“

„Ja wohl,“ versetzte Alexander; „und Alles was vor uns liegt, scheint immer öder und unfruchtbarer zu werden.“

„Mit den Flußufern läßt man auch fast alle Vegetation im Rücken. Swinton sagt, es gebe hier durchaus keine regelmäßige Regenzeit; denn wenn auch im Laufe von drei Monaten gelegentliche Regengüsse einfallen, so könne man doch nicht darauf zählen. Meist ziehen die Berge die Feuchtigkeit an, und bisweilen trifft im Laufe eines ganzen Jahrs nicht ein einziger Schauer die Ebenen.“

„Wie weit werden wir wohl reisen müssen, ehe wir wieder auf Wasser treffen?“ fragte Alexander.

„Swinton sagt, man treffe vielleicht Wasser in einem Flusse, der ungefähr vier und zwanzig Stunden von dem Orte entfernt sey, den wir diesen Morgen verlassen haben; wo nicht, so hätten wir noch zwölf Stunden weiter zu ziehen, bis an den Geikhout oder Vet-Fluß; dann müssen wir uns viele Tage auf das Wasser verlassen, das wir in den Löchern finden, welche sich, da die Regenzeit jetzt herannaht, wahrscheinlich füllen werden.“

Alexander mußte mit seinen Begleitern etwa drei Stunden weit reiten, bis sie auf die Radspuren trafen, dann ließen sie ihren abgehetzten Thieren die Zügel und ritten langsamer weiter, so daß sie erst spät Abends, nachdem sie das ausgetrocknete Bette des Salzflusses gekreuzt hatten, in einiger Entfernung die Wagen entdeckten. Den ganzen Tag über hatten ihre Pferde weder Nahrung noch Wasser gehabt, weßhalb sie ganz erschöpft bei den Wagen anlangten. Auch die Ochsen waren von der langen Reise sehr erschöpft, da sie seit ihrem Aufbruch am vorigen Abend fast zwanzig Wegestunden zurückgelegt hatten.

Das Land war nun in hohem Grade steinig und unfruchtbar. Nur hie und da ließ sich einige Vegetation blicken, die aber lange

nicht zureichte, um den Bedürfnissen des Viehs zu entsprechen, und von Wasser war vornweg keine Rede. Den Tag über zeigte sich nur wenig Wild, aus einigen Zebras und Straußen bestehend; alle übrigen Arten waren verschwunden. Natürlich gab es auch kein Holz, um vor dem Lager Feuer anzuzünden, obschon man so viel auf den Wagen geladen hatte, daß die Lebensmittel gekocht werden konnten. Man tödtete jetzt zwei Schaafe, um einen so großen Haufen mit Nachtessen zu versehen. Aber die Abwesenheit des Wildes hielt auch die Löwen fern, und sie wurden im Laufe der Nacht nicht beunruhigt. Am Morgen verabschiedeten sich die Griquas unter dem Vorwande, ihre Ochsen und Pferde befänden sich in einem zu schlechten Zustande, um durch den Westen ziehen zu können; sie müßten daher gerade auf den Vaal-Fluß abhalten und nach dessen Ufer zurückkehren.

Unsere Reisenden gaben ihnen einen schönen Vorrath Munition — das Einzige was sie wünschten — und die Griquas spannten ihre Ochsen an die gebrechlichen alten Wagen, worauf sie in westlicher Richtung aufbrachen.

Die Route der Karavane ging nun mehr gegen Südwest; sie kamen dabei über eine weite Ebene, auf welcher sich kleine Landschildkröten in Menge vorfanden, während zugleich der Boden mit einer Fülle der herrlichsten Blumen bedeckt war. Um Mittag, nach einer erschöpfenden Reise von neun Stunden langten sie glücklicher Weise an einem Sumpfe an, der aber so garstiges Wasser enthielt, daß nur die größte Noth sie oder die ermatteten Thiere zwingen konnte, davon zu trinken. In der Nähe dieses Sumpfes fanden sie mehrere wilde Thiere, und drei erlegte Gnus gaben ihrer Speisekammer einen gelegenen Zuwachs; aber das Bischen Brennholz, das sie in den Wagen nachführten, war für das Kochen des letzten Nachtessens aufgebraucht worden. In der Nacht fiel schwerer Thau, und am Morgen, ehe die Sonne aufging; sahen sie sich in dichten Nebel eingehüllt. Wie sich dieser zerstreute, bemerkten sie nach allen

Richtungen Heerden von Quaggas, aber nur in großer Entfernung. Sie spannten abermals ihre Ochsen ein und setzten die Wanderung fort. Der Boden war jetzt mit Gewächsen und Blumen aller Art bedeckt, so daß man in einem Garten zu wandeln meinte.

„Wie seltsam, daß der Boden mit Blumen bedeckt ist, wo es doch weder Regen noch Wasser gibt," bemerkte Alexander.

„Der schwere Nachtthau erhält sie," sagte Swinton; „und vielleicht wirken auch die Regen, die gelegentlich fallen, mit."

Eine Linie von Bäumen im Süden zeigte nunmehr an, daß sie sich einem namenlosen Flusse näherten, und die müden Ochsen beschleunigten ihren Schritt; als sie jedoch anlangten, fanden sie, daß das Flußbette trocken und auch an den tiefsten Stellen kein Tropfen Wasser zu finden war. Die armen Thiere, welche nicht im Joch gezogen hatten, beschnupperten die feuchte Erde und leckten mit ihren Zungen daran, ohne übrigens Erleichterung zu fühlen. Das Wasser, welches in den Fässern zum Gebrauch der Menschen nachgeführt worden, war jetzt aufgebraucht, und man konnte nicht hoffen, frischen Vorrath zu erlangen, bis man den Vet-Fluß erreichte, der wenigstens noch zehn bis zwölf Stunden entfernt war. Zwei der Ochsen legten sich, um nicht wieder aufzustehen; die Hottentoten waren düster und niedergeschlagen, und unsere Reisenden fühlten, daß ihre Lage beunruhigend war.

Während sie noch umherspürten und nach Wasser gruben, umwölkte sich der Himmel, und den fernen Blitzen folgte das Rollen des Donners. Die Wolken ballten sich zu Massen und zogen heran, so daß jedes Gesicht frohe Hoffnung wiederspiegelte in dem angenehmen Vorgenusse eines tüchtigen Regenschauers, den das Gewitter mit sich führen mußte. Sogar das Vieh schien zu fühlen, daß ihm Erleichterung bevorstand. Die Wolken sammelten sich den ganzen Tag über mehr und mehr und die Blitze zuckten fort; aber mit Einbruch der Nacht war noch kein Regen gefallen. Jetzt hob sich

der Wind, und in weniger als einer Stunde waren alle Wolken weggeblasen. Die Sterne funkelten helle, und unsre Reisenden sahen sich in ihrer lechzenden Erwartung aufs Bitterste getäuscht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Während unsre Abenteurer beisammen saßen und ihren melancholischen Gedanken über die Zerstreuung der Wolken nachhingen, sagte der Major:

„Es führt zu nichts, hier bleiben zu wollen; wir Alle müssen zu Grunde gehen, wenn wir nicht weiter ziehen, und es wird daher besser seyn, wir lassen einspannen, um bei Nacht zu reisen. Die Thiere halten besser aus und die Leute werden nicht so geneigt seyn, über ihr Mißgeschick zu brüten, wenn sie auf dem Marsche sind, als wenn sie, wie hier, durcheinander sitzen nnd sich gegenseitig durch Lamentationen entmuthigen. Es ist jetzt neun Uhr; wir wollen die Ochsen ins Joch bringen und so weit vorrücken, als wir können."

„Ich bin mit Euch einverstanden Major," versetzte Alexander. „Was sagt Ihr dazu Swinton?"

„Ich bin überzeugt, daß dieß der beste Plan ist; wir wollen daher unverweilt die Leute wecken. Ich höre in der Ferne das Gebrüll eines Löwen, und wir haben keine Feuer, um derartige Bestien wegzuscheuchen."

„Das Knarren der Wagenräder wird jedenfalls besser seyn, als gar nichts," entgegnete der Major.

Die Hottentoten wurden geweckt und erhielten Befehl zum Einspannen; die armen Teufel hatten in tiefem Schlafe gelegen, denn ein Hottentot sucht, wenn er hungert oder dürstet, nur im Schlafe

eine Zuflucht gegen all' sein Elend. Sobald die Ochsen im Joch waren, wurde die Wanderung wieder aufgenommen; die Karavane hatte sich übrigens noch keine halbe Stunde in Bewegung gesetzt, als das Gebrüll von drei oder vier Löwen, die sich ganz in der Nähe befanden, die Pferde und die nicht eingespannten Ochsen dermaßen erschreckte, daß sie Reißaus nahmen und in vollem Galopp wieder die Richtung gen Norden einschlugen.

Alexander, der Major und Omrah, welche am besten beritten waren, setzten den flüchtigen Thieren augenblicklich nach; Swinton dagen erhielt die Weisung, mit den Wagen weiter zu fahren, da sie mit dem Vieh schon nachkommen würden. Sie galoppirten davon, so gut es ihren Pferden möglich war, und bemerkten bald die flüchtigen Thiere, welche noch immer dahin rannten, als würden sie von den Löwen gejagt. Es war übrigens nachgerade so dunkel geworden, daß sie sich nur noch durch den fernen Hufschlag leiten lassen konnten, und nach einer Jagd von etwa zwei Wegstunden hatten sie jede Spur der flüchtigen Thiere verloren. Sie hielten daher die schnaubenden Rosse an.

Wir können eben so gut wieder umkehren, sagte Alexander; „die Thiere müssen einen Umweg gemacht haben."

„Vermuthlich," versetzte der Major; „aber mein Pferd zittert so sehr, daß es wohl am besten ist, ich steige ein wenig ab, damit es sich wieder erholen möge. Auch Ihr und Omrah — ihr beide dürft wohl meinem Beispiele folgen, denn die Rosse sind ganz zu Schanden geritten."

„Die Wolken thürmen sich wieder auf," sagte Alexander; „ich hoffe, daß wir nicht zum zweitenmal getäuscht werden."

„Ja und dort blitzt es am Horizont — möge uns der Allmächtige aus unserer Noth helfen," rief der Major.

Die Pferde, welche aus Mangel an Wasser ganz erschöpft waren, fuhren fort, so schwer zu keuchen, daß es fast eine halbe Stunde

währte, ehe unsere Reisenden es wagten, wieder aufzusitzen, um nach der Karavane zurückzukehren. Mittlerweile hatte sich der Himmel bis zu einer förmlichen Finsterniß umwölkt, und es war Aussicht auf einen schweren Regenschauer vorhanden. Endlich fielen einige Tropfen.

„Gott sey Dank!“ rief Alexander sein Gesicht gen Himmel erhebend, um die fallenden Tropfen zu fühlen. „Jetzt laßt uns zurückkehren.“

Sie stiegen auf ihre Pferde und traten den Rückweg an. Aber die Sterne waren nicht länger sichtbar, um sie zu leiten, weßhalb sie eben langsam forttrabten, ohne zu wissen, ob sie auf dem rechten oder unrechten Wege waren. Sie kümmerten sich auch wenig darum, denn ihre Gedanken waren mit den kommenden Regen beschäftigt, dem sie ängstlich entgegensahen. Mehr als drei Stunden erlitten sie unter dem Leuchten des Blitzes und dem Rollen des Donners eine wahre Tantalusqual, da sie jeden Augenblick erwarteten, die Schleußen des Himmels würden sich aufthun; aber wie früher sollte ihre Erwartung wieder getäuscht werden. Noch ehe der Morgen aufdämmerte, hatten sich die Wolken zurückgezogen, und wie der Himmel sich aufklärte, fanden sie aus den Sternen, daß die Köpfe ihrer Pferde gegen Nordost standen. Sie änderten ihren Curs, ohne ein Wort zu sprechen, denn sie waren jetzt ganz kleinmüthig und erschöpft. Der Durst quälte sie schrecklich, und es war jammervoll mitanzusehen, wie den armen Pferde die Zungen heraushingen. Der Tag grauete, aber nirgends ließ sich eine Spur der Karavane blicken. Ein dichter Nebel hüllte die Gegend nach allen Richtungen ein, und sie hofften auf besseres Glück, wenn sich die Dünste verzogen hätten; aber nein — stets dieselbe einförmige Landschaft, der gleiche geruchlose Blumenteppich. Die Sonne hatte schon die Hälfte ihrer Höhe erreicht und die Hitze war maßlos. Die Zunge klebte ihnen am Gaumen, aber obschon sich zu ihren Füßen reiche Blumenpracht entfaltete, war weder ein Wald noch eine Pfütze — ja, so weit das

sehnende Auge reichen konnte, nicht einmal ein Baum zu erschauen, der die Nähe eines Flußbettes bekundet hätte.

„Das ist schrecklich," sagte Alexander endlich, obschon er nur mit Mühe seine Worte hervorzubringen vermochte.

„Es fehlt nicht, wir haben uns verirrt," versetzte der Major; „aber wir müssen auf Gott bauen."

„Ja, wir können jetzt wohl sagen: ‚Herr, hilf uns, oder wir gehen zu Grunde'," erwiederte Alexander.

In diesem Augenblicke ritt der kleine Omrah, der bescheiden den Nachtrab bildete, an sie heran und übergab ihnen eine der Hottentotenpfeifen, die er angezündet hatte, mit den Worten:

„Rauch — nicht fühl' dann so schlecht."

Alexander nahm sie und fand nach einigen Zügen, daß sich ein wenig Speichel in seinem Munde ansammelte; er gab dann die Pfeife dem Major, welcher das Gleiche that und ebenfalls augenblickliche Erleichterung fühlte.

Sie fuhren fort, in südlicher Richtung ihre Pferde Schritt gehen zu lassen, aber die Hitze war jetzt so groß, daß sie fast unerträglich wurde, und endlich standen die Rosse ganz und gar still. Unsere Reisenden stiegen ab und trieben die Thiere langsam vor sich hin über den glühenden Boden; aber jetzt täuschten und quälten sie Luftspiegelungen in der seltsamsten Weise. Das einemal deutete Alexander (denn er konnte nicht sprechen) mit Entzücken auf eine Stelle, wo er die Wagen zu sehen glaubte, und wenn sie weiter zogen, fanden sie, daß es ein einsames, durch die Mirage also vergrößertes Quagga war. Bisweilen meinten sie in der Ferne große Wasserteiche zu sehen und eilten darauf zu; ein andermal kam es ihnen vor, sie seyen ganz in der Nähe von Flüssen und Inseln, die mit üppiger Vegetation bedeckt waren. Aber stets sollten sich diese Bilder in bittere Selbsttäuschung auflösen, denn sie waren nur die Folge der sehr verdünnten Luft und einer Brechung

der Sonnenstrahlen auf der durchglühten Ebene. Was würden sie nicht für einen Busch gegeben haben, um sich gegen die Mittagssonne zu schirmen; denn ihre Scheitel waren wie mit glühenden Kohlen bedeckt und ihr Gehirn begann irre zu werden. Die armen Pferde vermochten sich kaum weiter zu schleppen und gingen nur, wenn sie von Omrah getrieben wurden, der viel weniger zu leiden schien, als die Gentlemen. Er bot ihnen hin und wieder die Pfeife an, die übrigens zuletzt keine Erleichterung mehr schaffte. Schon mehrere Stunden konnten sie nicht mehr sprechen; wie sich aber allmählig die Sonne gegen den Horizont senkte und ihre glühenden Strahlen weniger heftig einwirkten, erholten sie sich einigermaßen wieder.

Mit Einbruch der Nacht setzten sie sich neben ihren Pferden nieder und sanken erschöpft in einen unruhigen Schlaf, der ihnen eben so folternde Bilder vorführte, als diejenigen waren, mit welchen sie die Luftspiegelung im Laufe des Tags getäuscht hatten. Sie träumten, sie befänden sich in den Lauben des Paradieses, hörten himmlische Musik, kämen von einem krystallenen Strome zum andern, stillten in jedem ihren lechzenden Durst und ruhten sich in schwellendem Grase aus. Die entzückendsten Gesichte vergegenwärtigten sich ihnen in ihren Träumen; sie befanden sich in den Wohnstätten des Segens und blieben darin für eine oder zwei Stunden, bis sie endlich durch das Brüllen eines Löwen geweckt wurden, welches sie daran erinnerte, daß sie sich ohne Nahrung und Wasser in der Wüste befanden.

Sie erwachten sprachlos von Durst; ihre Augen waren entzündet, ihre Körper glühten wie brennende Kohlen und das furchtbare Gebrülle des Löwen zitterte noch immer auf dem Boden nach. Sie sprangen auf und fanden Omrah dicht neben sich, wie er die Zügel der Pferde hielt, die zu entwischen versuchten. Sie standen noch immer verwirrt da, bis sie durch ein zweites, noch näheres Löwengebrüll zu vollem Bewußtseyn geweckt wurden, und bei dem

unvollkommenen Lichte der Sterne konnten sie jetzt in einer Entfernung von etwa hundert Schritten die Bestie deutlich unterscheiden. Omrah gab ihnen die Zügel ihrer Pferde in die Hand und winkte ihnen, sie sollten sich vor dem Löwen zurückziehen. Sie thaten dies ohne Ueberlegung und gehorchten mechanisch den Anweisungen des Knaben, ohne zu bemerken, daß derselbe ihnen nicht nachfolgte. Sie waren übrigens mit ihren eingeschüchterten Thieren kaum hundert Schritte weit gekommen, als ein abermaliges donnerndes Gebrüll erscholl, welchem ein Schrei des andern Pferdes folgte, zum Zeichen, daß es ein Opfer des wilden Thieres geworden sey. Sie erschracken, ließen die Zügel ihrer Rosse fallen und eilten mit ihren Büchsen zurück, um Omrah Hülfe zu bringen, dessen Abwesenheit sie jetzt zum ersten Male bemerkten; der Knabe jedoch kam ihnen schon auf dem halben Wege entgegen und brachte nur mit Mühe hervor:

„Löwe will Pferd, nicht kleine Buschmann."

Sie warteten einige Sekunden; aber das Schmerzgeschrei des armen Thieres, das Knirschen und Krachen seiner Knochen wurde ihnen zu peinlich. Sie eilten weiter und erreichten bald wieder die andern Pferde, welche, von Furcht gelähmt, unbeweglich stehen geblieben waren.

Sie führten ihre Roß eine Stunde lang weiter und erreichten endlich eine kleine Felsengruppe, wo sie sich niederlegten, denn sie waren völlig erschöpft und gleichgültig gegen ihr Leben. Nicht einmal das Gebrüll eines Löwen würde sie jetzt geweckt haben, oder wenn es auch der Fall gewesen wäre, so hätten sie wohl ruhig gewartet, bis das Thier herankam und ihrem Elend ein Ende machte. Aber ein anderer, lange nicht so lauter Ton fesselte die Aufmerksamkeit Omrahs; er stieß Alexander an und erhob den Finger, um ihm zum Horchen aufzufordern.

Nachdem sie eine Weile gelauscht hatten, bedeutete Omrah dem Major und Alexander durch Zeichen, daß sie ihm folgen möchten,

Der Ton, welchen sie vernommen hatten, war das Quacken eines Frosches, aus welchem sich entnehmen ließ, daß Wasser in der Nähe seyn mußte; auch bestätigte das Schnüffeln der Pferde diese Vermuthung. Omrah ging durch die Felsen voran und stieg immer tiefer und tiefer hinab, wobei er hin und wieder stehen blieb, um auf die Stimme des Frosches zu horchen, bis er endlich die Sterne des Himmels in einer kleinen Lache sich spiegeln sah, auf den er Alexander und den Major aufmerksam machte. Sie ließen sich auf die Erde nieder und tranken; dann standen sie wieder auf und schoben Omrah vor, damit er gleichfalls trinke. Während der Knabe, der ihnen das Leben gerettet hatte, dies that, knieten sie nieder und beteten — nicht laut, denn sie hatten ihre Sprache noch nicht wieder gewonnen; aber wenn je ein dankbares Gebet zu dem Throne des Allmächtigen aufstieg, so war es das unserer zwei Reisenden, während sie an der Seite des Wassers knieten. Sie erhoben sich und eilten zu ihren Pferden zurück, um sie gleichfalls nach dem Wasser herunterzuführen, wo die armen Thiere sich fast zum Bersten anfüllten, hinweggingen und wieder zurückkehrten, um noch mehr zu trinken. Auch die Männer ließen sich dies Labsal wiederholt behagen, worauf sie sich niederlegten, um neben dem Wasser sich dem Schlafe hinzugeben, wenn sie nicht Omrah, der jetzt wieder sprechen konnte, mit den Worten gewarnt hätte:

„Nein, nein — Löwen kommen hieher nach Wasser. Wieder den Fels hinauf und dort schlaf' — ich bring' Pferde."

Dieser gute Rath wurde befolgt; nachdem sie die Anhöhe wieder erreicht hatten, legten sie sich nieder und schliefen bis zum Tage.

Beim Erwachen fühlten sie sich sehr erfrischt, obschon sie jetzt das Nagen des Hungers empfanden, auf den sie im Uebermaße ihres Durstes nicht geachtet hatten. Omrah schlief noch und die Pferde weideten in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten.

„Wir haben Gott für viel zu danken," sagte Alexander zu dem Major.

„Ja wohl, und außer dem göttlichen Beistande sind wir auch diesem armen Knaben tief zum Danke verpflichtet. Wir sind in seinen Händen, wie Kinder gewesen, und nur er ist Schuld daran, daß wir diese Nacht unser Leben gerettet haben. Ich konnte gestern nicht sprechen, und auch Ihr wart es nicht im Stande; aber ich werde nie vergessen, wie muthig er mit dem Pferde zurückblieb, das er dem Löwen als Opfergabe anbot."

„Er ist ein Kind der Wüste," versetzte Alexander; „unter Löwen und an Orten erzogen, wo stets Wassermangel ist, hat er uns wunderbarlich auf unserem Pfade geleitet. Doch wir sind noch immer in der Einöde und haben unsere Gefährten verloren. Was sollen wir thun? Versuchen wir's, die Karavane wieder zu gewinnen, oder halten wir uns westwärts, um wieder mit dem Flusse zusammenzutreffen?"

„Wir können nach einem Stündchen darüber sprechen," entgegnete der Major. „Jetzt aber wollen wir nach der Lagune hinuntergehen, und sobald ich einen Trunk gethan habe, will ich versuchen, ob ich nicht etwas zum Essen schießen kann. Mein Hunger ist jetzt fast so groß, als mein Durst war."

„Mir ergeht es ebenso, und ich will Euch begleiten. Wir müssen uns übrigens dem Wasser mit Vorsicht nähern, da wir auf ein Thier treffen könnten, welches uns als Mahl gelegen kommen wird."

„Oder auf einen Löwen, der bereit ist, aus uns ein Mahl zu machen," versetzte der Major; „also wird in jedem Falle Behutsamkeit nöthig seyn."

Während sie nach der Lache hinuntergingen, entdeckten sie über einem Fels den Kopf einer Antilope. Der Major gab Feuer und das Thier fiel. Der Knall der Büchse wurde durch ein Gebrüll beantwortet, und drei Löwen sprangen von dem Felsen weg, in raschen Sätzen über die Ebene hineilend.

„Unsere beiderseitige Muthmaßung hat sich als richtig erwiesen,"

bemerkte Alexander, als sie nach der Stelle hingingen, wo die todte Antilope lag. „Aber wie sollen wir das Thier kochen?"

„Jeder trockene Stoff wird uns als Feuer dienen können, wenn wir nur genug zusammenbringen, und vielen Kochens wird's eben auch nicht bedürfen. Da kommt Omrah. Wir wollen uns einen Trunk holen und dann das Wild nach der Stelle schaffen, wo wir übernachtet haben."

Sie gingen nach dem Teiche hinunter, waren aber nicht wenig überrascht, nur eine schmutzige Pfütze zu finden, deren Inhalt ihnen in der Nacht so nektarartig vorgekommen war. Ihr Durst war nicht groß genug, als daß sie ihren Widerwillen hätten überwinden können, weßhalb sie zurückkehrten, ohne getrunken zu haben.

Omrah begann nun trockenes Gras, Kräuter und Felsenmoos zu sammeln, von denen er bald genug zusammen brachte, um ein kleines Feuer anzumachen; dann schnitten sie sich von der Antilope einige Stücke ab und waren bald nachher mit Verzehren ihres Mahles beschäftigt. Ihr Hunger war kaum beschwichtigt, als der Durst sich erneuerte, weßhalb sie wieder nach der Pfütze hinuntergingen und mit geschlossenen Augen tüchtige Züge thaten. Omrah kochte von dem Fleische, so viel, als bei dem kleinen Feuer möglich war, um im Laufe der nächsten vier und zwanzig Stunden keinen Mangel zu leiden; nachdem sie sodann die Pferde wieder zur Tränke geführt hatten, stiegen sie auf und ritten gen Süden, während Omrah zu Fuße nachfolgte. Abermals entschwand ein Tag, ohne daß sie die Karavane auffanden. Wasser war nirgends zu finden. Die Sonne entsandte glühende Strahlen, und als die Nacht einbrach, warfen sie sich, gleichgültig um ihr Leben, auf den Boden nieder; ja sie würden sogar um den Tod gebeten haben, wenn es nicht Sünde gewesen wäre. Am nächsten Morgen erhoben sie sich in einem Zustande schrecklichen Leidens. Sie konnten nicht sprechen, sondern sich nur durch Zeichen verständigen und beschloßen, abermals einen Versuch zu machen, ob es ihnen nicht gelänge, die Karavane aufzufinden.

Den ganzen Vormittag folgten sie einer Richtung, in welcher sie die Wagenspuren zu entdecken hofften. Die Hitze war überwältigend, und sie fühlten all' das Elend, welches sie Tags zuvor durchgemacht hatten. Endlich konnten die Pferde nicht mehr weiter, sondern legten sich, und unsere Reisenden thaten ein Gleiches, um vielleicht nicht wieder aufzustehen. Die Strahlen der Sonne wirkten so sengend, daß sie ihre Köpfe in ein paar leere Ameisenhaufen steckten, um sich gegen die Hitze zu schützen, und sie lagen in einem eben so hoffnungslosen Zustande da, wie ihre Pferde. Sprechen konnten sie nicht; ihre dürren Zungen rasselten wie Bretter gegen den Gaumen, ihre Lippen waren geschwollen, und die Augen quollen entzündet aus ihren Höhlen hervor. Wie Alexander später zu Swinton sagte, erinnerte er sich damals der Gedanken, welche bei der Abfahrt von England in seiner Seele aufgestiegen waren — ob seine Gebeine nicht vielleicht in der Wüste bleichen müßten. Er glaubte, diese Vermuthung werde sich nunmehr verwirklichen, und bereitete sich durch stilles Gebet zum Tode vor. Der Major war ganz in derselben Idee befangen; da sie jedoch einige Schritte von einander entfernt lagen und ihre Köpfe in den Ameisenhaufen stecken hatten, so konnten sie gegenseitig sich nur durch Zeichen verständigen. Endlich versanken sie in einen Zustand von Betäubung und verloren alles Bewußtseyn. Aber die Vorsehung wachte über ihnen, und während ihrer Besinnungslosigkeit sammelten sich die Wolken aufs Neue — dießmal aber nicht blos, um die Unglücklichen zu necken; denn ehe der Tag schloß, stürzte der Regen in Strömen nieder und überfluthete die ganze Ebene.

Omrah, der weit besser ausgehalten hatte, als seine Herren, kroch aus dem Ameisenhaufen heraus, in den er sich gewühlt hatte, und sobald der Regen niederschoß, gelang es ihm, die Köpfe des Majors und Alexanders, die noch immer besinnungslos dalagen, frei zu machen und die geschwollenen Gesichter gen Himmel zu kehren. Ihre Kleider wurden vom Regen getränkt, und während ihnen das

Wasser in den Mund floß, kamen sie allmählig wieder zum Leben, bis sie endlich aufs Neue ihre volle Besinnung gewonnen hatten. Jetzt erhob sich ein frischer Wind, und am Morgen schauderten sie vor Kälte; auch fanden sie, als sie aufzustehen versuchten, daß ihre Glieder ganz krämpfig waren.

Bald nach Tagesanbruch hörte der Regen auf, und sie waren froh, sich in den Strahlen der Sonne, welche ihnen Tags zuvor fast tödtlich geworden waren, wärmen zu können. Die Pferde waren gleichfalls aufgestanden und weideten in der Nähe. Sie verzehrten jetzt mit Gier das aufbehaltene Fleisch der Antilope, das sie bisher noch nicht gekostet hatten. Mit inbrünstigen Dankesgefühlen für ihre Erhaltung gaben sie sich nun der Hoffnung hin, endlich doch die Colonie zu erreichen; denn auf des Auffinden der Karavane hatten sie verzichtet, weil ihnen die Gefahr, durch die ganze Wüste zu ziehen, zu groß erschien. Sie beschloßen, mit möglichster Eile auf den Vaalfluß abzuhalten und an dessen Ufern weiter zu reisen.

Sie hatten zwei Pferde, und Omrah konnte, wenn er müde war, hinten aufsitzen; auch fehlte es ihnen nicht an Feuerwaffen und Munition, und obgleich sie wohl wußten, welchen Gefahren sie sich aussetzten, machten sie sich doch nach dem, was sie bereits erduldet hatten, nichts daraus. Sie bestiegen ihre Pferde und ritten in langsamem Trabe gegen Westen, denn die armen Thiere waren noch immer sehr schwach. Um Sonnenuntergang hatten sie ungefähr vier Wegstunden zurückgelegt und sahen sich nach einem Platze um, wo sie die Nacht zubringen konnten. Holz, um Feuer anzuzünden, war nicht vorhanden; aber sie hofften, wenn ihnen ihre Pferde nicht durch die Löwen entrissen würden, am nächsten Abend einen Zweig des Flusses zu erreichen. An Wasser fehlte es für den Augenblick nicht, denn sie kamen wiederholt an kleinen Lachen vorbei, die vor ein paar Tagen nicht austrocknen konnten. Indeß waren sie sich wohl bewußt, daß sie, wenn nicht noch mehr Regen fiel, alle früheren schrecklichen Entbehrungen wieder durchzumachen hatten, weßhalb

sie beschloßen, ihre Richtung nach dem Flusse hin zu verfolgen, da dies immerhin das Beste war, nachdem sie die Karavane verloren hatten.

Sie saßen auf einer Anhöhe, die sie sich für ihr Nachtlager ausgelesen hatten, und feuerten hin und wieder ihre Büchsen ab, um die Löwen zu verscheuchen, die sie umherschweifen hörten. Mit einemale stieß Omrah einen lauten Schrei aus und deutete gegen Norden. Unsere Reisenden wandten sich um und bemerkten eine Rakete, die am Firmamente aufstieg und zuletzt einen Regen von funkelnden Sternen ausstreuete.

„Es ist die Karavane," rief der Major. „Swinton hat sich erinnert, daß ich einige Raketen in meinen Wagen packte."

„Wir müssen über sie hinausgekommen seyn," entgegnete Alexander, indem er aufsprang: „Gott sey gepriesen für alle seine Gnade."

„Amen," erwiederte der Major mit Andacht.

Omrah lief nach den Pferden, die in der Nähe weideten; denn ihre instinktartige Furcht vor den Löwen bewog sie, sich so dicht wie möglich an ihre Herren zu halten. Der Knabe setzte sich hinter den Major, und dann brachen sie mit all' der Eile auf, welche den Thieren zuzumuthen war. Nach einer Weile stieg eine zweite Rakete auf, und aus dem Lichte derselben entnahmen sie, daß die Wagen keine halbe Stunde entfernt seyn konnte. Auch die Pferde schienen dieß zu fühlen, denn sie beschleunigten ihren Trab, und nach wenigen Minuten hatten sie das Vieh erreicht. Swinton empfing unsere beiden Abenteurer mit offenen Armen, und die Hottentoten umringten sie unter lauten Glückwünschen.

Sobald Alexander und der Major Swinton ihre Leiden mitgetheilt hatten, begann letzterer seinen Bericht. Das Vieh sey ungefähr drei Stunden, nachdem sie von der Karavane aufgebrochen, zurückgekehrt, und er habe natürlich erwartet, daß sie bald nachkommen würden. Weil dieß nicht geschehen, habe er sich vorgenom=

men, jedenfalls einen Tag Halt zu machen; das Vieh sey aber so erschöpft geworden, daß es nur mit Schwierigkeit vorwärts kam und nach einer Fahrt von vier Stunden sich in den Jochen niederlegte. Dreizehn Stücke seyen umgekommen, und die übrigen hätten das gleiche Loos theilen müssen, wenn nicht glücklicher Weise der Regen gekommen wäre, der sie wiederherstellte.

Swinton gab ferner an, er sey um ihretwillen in großer Sorge gewesen und fast zu der Ueberzeugung gekommen, sie seyen zu Grunde gegangen, obgleich er alle Mittel angewendet habe, deren er sich entsinnen konnte. Beim Abfeuern der Raketen habe er kaum noch der Hoffnung Raum gegeben, daß er sie auf diese Weise zur Karavane zurückbringen könne.

„Wir haben übrigens hierin einen Beweis," fuhr er fort, „daß wir nie verzweifeln und nichts unversucht lassen sollten, selbst wenn die Verhältnisse völlig hoffnungslos aussehen. Ihr seyd wieder hier, und ich danke dem Allmächtigen dafür aus dem Grunde meines Herzens, aus ganzer Seele und aus allen meinen Kräften. Glaubt mir, meine Freunde, ich habe mich sehr elend gefühlt, denn der Gedanke, ohne Euch nach dem Kap zurückzukehren, war mir schrecklich. Ich würde nicht aus dem Lande gewichen seyn, bis ich Euch aufgefunden oder doch Gewißheit von Eurem Tode erhalten hätte.

„Unsere Bewahrung ist in der That wunderbar gewesen," versetzte der Major; „denn als ich meinen Kopf auf den Ameisenhügel niederlegte, glaubte ich nicht, ihn je wieder zu erheben."

„Auch mir ist es so ergangen," pflichtete Alexander bei; „und nächst dem Allmächtigen verdanken wir zuverläßig die Erhaltung unseres Lebens dem kleinen Omrah. Wenn Ihr ihn meiner Obhut überlassen wollt, so soll Alles für den Knaben geschehen, was in meinen Kräften steht."

„Auch ich erbiete mich dazu, Swinton," sagte der Major.

„Verlaßt Euch darauf, daß es ihm an nichts abgehen soll,"

entgegnete Swinton; „denn ich bin ihm zu tiefem Danke verpflichtet für die Rettung meiner Freunde und werde nicht vergessen, es ihm zu vergelten.“

„Wohlan denn, so müßt Ihr uns wenigstens erlauben, ihm eben so gut Beistand zu leisten,“ versetzte der Major. „Wie weit haben wir noch nach dem Modder-Flusse?“

„Ungefähr sechzehn Stunden sollte ich meinen, und wir werden gut thun, uns nach Kräften zu beeilen; denn obschon der Fluß wahrscheinlich Wasser hat, werden doch die Pfützen in der Wüste bald ausgetrocknet seyn. Freilich ist das Vieh noch sehr schwach, und wie ich bereits sagte, haben wir alle unsere Relaisochsen verloren. Doch Ihr müßt Euch nach einer guten Nachtruhe sehnen; geht daher nach euren Wagen, während wir wachen, und die wilden Thiere abhalten. Seit Eurer Abwesenheit mußten wir stets die Nacht durch unsere Gewehre abfeuern; auch haben wir einige entbehrliche Wagenstangen verbrannt, um unsere Lebensmittel zu kochen.“

Alles hat nur vergleichungsweise seinen Werth. Als unsere Reisenden zum erstenmal in den Wagen übernachteten, fanden sie nach den behaglichen Betten der Kapstadt ihr Lager hart; aber jetzt, nachdem sie ihre Nächte in der weiten Wüste verbracht hatten, wußten sie den Hochgenuß einer Matratze voll zu würdigen. Nachdem sie Gott für ihre Erhaltung gedankt hatten, erfreuten sie sich eines tiefen Schlafes bis zum Morgen, obgleich der Major durch die Zudringlichkeit Begums, welche über die Rückkunft ihres Gebieters ganz entzückt zu seyn schien, öfters halb geweckt wurde.

Mit Tagesanbruch wurden die Ochsen eingejocht, und sie setzten ihre Reise fort. An Wild fehlte es nicht; denn es war im Gegentheil so reichlich vorhanden, daß sie es im Vorüberziehen der Karavane erlegen konnten. Am Abend hatten sie ungefähr zehn Wegstunden zurückgelegt, und noch ehe den Ochsen ihre Joche abgenommen waren, fiel wieder ein reichlicher Regen. Sie verbrach-

ten die Nacht sehr ungemächlich, da es eigentlich kalt war und sie aus Mangel an Brennmaterial kein Feuer anzünden konnten. Indeß war doch Alles besser, als der Wassermangel. Am andern Morgen spannten sie frühzeitig ihre Ochsen wieder ein und setzten ihre Reise fort, bis sie nach einem erschöpfenden Tagmarsche durch den Anblick der Bäume erfreut wurden, welche die Ufer des Modderflusses säumten. Die Hottentoten brachen darüber in einen lauten Jubel aus, denn sie glaubten, sie seyen fernerhin allen Gefahren und Schwierigkeiten überhoben, da sie sich den Grenzen der Colonie näherten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Da das Vieh nach den überstandenen Anstrengungen einiger Ruhe bedurfte, so beschlossen unsere Reisenden, einige Tage an den Ufern des Modder-Flusses zuzubringen. Die Weide war schön und an Wild Ueberfluß vorhanden. Springböcke und Gnus sah man in allen Richtungen, und auch Quaggas, Buntböcke und mehrere andere Antilopenarten waren in Menge auf dem jetzt wellenförmigen Lande zu finden. Aber auch unseren Reisenden that die Ruhe gut, obschon sie sich mit jeder Meile, welche sie dem Kap näher brachte, mehr nach der Rückkehr sehnten.

Wie gewöhnlich machte die Karavane auf einer Anhöhe und in einiger Entfernung von dem Flusse Halt, um die wilden Thiere zu vermeiden, welche sich den Tag über verborgen hielten und Nachts an den Ufern umherstreiften, um sich der Antilopen zu bemächtigen, welche zum Trinken herunterkamen. Da es jetzt nich mehr an Holz fehlte, so wurden Nachts die Feuer wieder angezün-

det und die Ochsen angebunden. Den Tag über schwelgte das Vieh auf der üppigen Weide, so daß es im Laufe einer Woche kräftig und glatt wurde.

Jeden Tag zogen unsre Reisenden auf die Jagd und kehrten nie ohne mehr als zureichenden Mundvorrath zurück. Swinton wünschte sich ein paar Exemplare des Oryx oder Gemsbockes — jener Antilope, deren vollkommen gerade Hörner, wie schon früher bemerkt wurde, in der Ferne wie ein einziges aussehen, so daß man sich wahrscheinlich daraus das fabelhafte Einhorn bildete, welches jetzt eines der Schildhalter des englischen Wappens ist. Es ist ein sehr furchtbares Thier und dasselbe, welches, wie unsere Reisenden mit angesehen, mit seinen Hörnern den angreifenden Löwen durchbohrt hatte. Da die Pferde nun wieder frisch und kräftig waren, so zogen Alexander und der Major oft aus, um den Gemsbock zu erlegen, aber ohne Erfolg, da ihre Jagden stets durch Heerden von Straußen und anderem Wild, die ihnen in den Weg kamen, unterbrochen wurden.

Eines Morgens bemerkten sie durch ihre Teleskope drei dieser Thiere, welche in ziemlicher Entfernung auf einer Anhöhe standen. Sie brachen daher auf und nahmen eine Anzahl Hottentoten mit sich, welche die Weisung erhielten, die Thiere zu umgehen und sie gegen das Lager zu treiben. Bremen und der große Adam waren gleichfalls von der Partie, welche einen Umweg von anderthalb Stunden machen mußte, um die andere Seite des Wildes zu gewinnen, das jetzt von der Anhöhe in die Ebene herabstürzte und daselbst eine Weile Halt machte, um nach seinen Verfolgern zurückzusehen. Inzwischen näherten sich die Reiter in entgegengesetzter Richtung. Ein Schuß aus Alexanders Büchse streckte endlich eines dieser herrlichen Thiere zu Boden; die anderen aber entwichen mit einer Schnelligkeit, so daß man nicht hoffen durfte, ihnen nachzukommen. Die Hottentoten sowohl als die Reiter begaben sich jetzt nach der Stelle, wo der todte Gemsbock lag.

Da Swinton das Thier seiner Sammlung beifügen wollte, so wurde es dem Pferde aufgeladen, welches Omrah geritten hatte, und einer der Hottentoten brach damit nach dem etwa eine Stunde entfernten Lager auf. Die übrigen Jäger gingen eben mit sich zu Rathe, ob sie nicht den Versuch machen sollten, den anderen Gemsböcken nahe zu kommen, die in der Ferne noch sichtbar waren, oder ob es nicht gerathener sey, es auf anderes Wild abzuheben, als sie in nicht großer Entfernung auf einer Anhöhe drei Löwen bemerkten. Im gleichen Augenblicke rissen sich die Pferde von den Hottentoten los, welche die Zügel hielten (denn die Reiter waren abgestiegen, um ihnen Zeit zum Verschnaufen zu lassen), und galoppirten nach dem Lager hin. Der Grund ihres panischen Schreckens war jetzt augenscheinlich, denn ein großer männlicher Löwe hatte sich von den beiden anderen getrennt und näherte sich langsam der Partie.

Sobald die Jäger des herannahenden Löwen, den sie anfangs nicht bemerkt hatten, ansichtig wurden, griffen sie nach ihren Gewehren. Die unerwartete Begegnung aber hatte viel Verwirrung verbreitet, und der Ruf des Majors, Niemand solle Feuer geben, ehe das Signal dazu ertheilt werde, versetzte die Hottentoten nur in desto größere Bestürzung; denn keiner von allen, Bremen ausgenommen, schien zu wissen, wo ihm der Kopf stand. Sobald sich der Löwe auf etwa fünfzig Schritte genähert hatte, machte er ein paar Sätze und befand sich im Nu in ihrer Mitte, ehe noch irgend Jemand sein Gewehr an die Schulter bringen konnte. Es folgte nun eine allgemeine Flucht nach jeder Richtung, ohne daß ein Schuß abgefeuert wurde.

Aber nicht Alle entkamen. Der große Adam war in seinem Schrecken mit der ganzen Macht seines Körpers gegen Omrah, der hinter ihm stand, gestrauchelt und über den Knaben hingefallen, so daß beide auf dem Rücken lagen, als der Löwe seinen Sprung that. Der furchtbare Feind stand jetzt aufrecht da und blickte stolz

auf die Flüchtlinge, als der große Adam, welcher ganz in der Nähe lag, sich aufzuraffen versuchte. Sobald übrigens der Löwe dieß bemerkte, streckte er ihn mit einem Schlage seiner Vordertatze wieder nieder, setzte ihm den Fuß auf die Brust und schaute in dieser Haltung stolz umher, als vertraue er seiner überlegenen Kraft.

Omrah, der verständig genug war, um ganz ruhig liegen zu bleiben, hielt doch seine Augen hinreichend offen, um zu sehen, was vorging, und sobald der Löwe den Flüchtlingen in einer Richtung, welche dem Knaben abgekehrt war, nachzublicken schien, überkugelte er etlichemal, um weiter wegzukommen und so unbemerkt zu entwischen. Der Löwe hörte jedoch das Rascheln und wandte sich knurrend um, weßhalb Omrah sich wieder ruhig verhielt. Da die Füße des großen Adam dem Knaben zugekehrt waren, so legte sich jetzt der Löwe bedächtig seiner vollen Länge nach auf den Leib des Hottentoten, mit seinem Hintertheile dessen Gesicht bedeckend — eine Lage, die dem furchtbaren Thiere Gelegenheit gab, nicht nur seinen Gefangenen festzuhalten, sondern auch Omrah, der drei Schritte von ihm lag, zu beobachten.

Man kann sich die Angst der Uebrigen denken, als sie den großen Adam und Omrah also in der Gewalt des furchtbaren Feindes sahen. Der Major und Alexander wollten ein gutes Ziel nehmen, um wo möglich die Aufmerksamkeit und den Zorn des Thieres auf sich selber zu lenken; aber Swinton rief ihnen zu, sie sollten ja um keinen Preis Feuer geben.

„Das Thier ist nicht hungrig — ja nicht einmal zornig," sagte er. „Wenn man es ungeschoren läßt, wird es wahrscheinlich fortgehen, ohne ihnen Schaden zu thun. Jedenfalls wird ein Schuß nur das Signal zu ihrer Vernichtung geben."

Swintons Rath wurde für gut erfunden, namentlich da er in dem Gutachten Bremens seine Bestätigung fand, welcher gleichfalls sagte, daß der Löwe nicht hungrig sey und der Art nach, wie er

seinen Schwanz bewege, eher Lust zum Spielen als zu etwas Anderem habe.

Aber das ungeheure Gewicht des Löwen war nicht nur mehr, als der große Adam auszuhalten vermochte, sondern das Hintertheil des Thieres, das gerade über seinem Gesichte lag, hinderte ihn auch am Athmen; der Hottentote sah sich daher endlich genöthigt wenigstens seinen Kopf frei zu schaffen. Die Folge davon war eine schwere Wunde in das Bein des armen Adam, die jedoch nicht mit Wuth versetzt wurde; denn der Löwe packte ihn blos wie die Katze die Maus, wenn sie ihr Entkommen verhindern will oder das Thierchen noch nicht ganz todt ist. Indeß hatte Adam doch seinen Kopf soweit frei gemacht, um wieder athmen zu können, und da die Uebrigen ihm zuriefen, ruhig liegen zu bleiben, so folgte er diesem Rathe, obschon ihn das ungeheure Gewicht des Löwen fast erstickte.

Omrah, welcher sich diese ganze Zeit über ruhig verhalten hatte, bemerkte jetzt, daß der Löwe das Blut leckte, welches aus Adams Wunde floß, und hielt es daher für räthlich, eine abermalige Umwälzung zu versuchen; er lag auf dem Rücken und drehte sein Gesicht von dem Löwen ab. Jetzt erhob sich der Löwe, ging auf Omrah zu, faßte ihn zum Schrecken unserer Reisenden am Gurt und trug ihn wie ein kleines Bündel zu dem Hottentoten zurück, neben dessen Kopf er den Knaben niederlegte. Dann nahm er wieder seine vorige Stellung ein, legte aber dießmal seine Tatze auf die Brust des großen Adam, um Omrah im Auge behalten zu können, der verständig genug war, sowohl im Rachen des Löwen, als auch jetzt, nachdem ihn das Thier niedergelegt hatte, sich nicht zu rühren.

Die Veränderung in der Lage des Löwen bewog unsere Reisenden und ihr Gefolge, nach der andern Seite zu gehen, damit sie das Gesicht des Thieres beobachten könnten; denn Alles hing von der Stimmung ab, in welcher es eben war. Der Major und

Alexander wurden ungeduldig und wollten zum Angriffe vorrücken, aber Swinton beredete sie, einen derartigen Schritt bis auf den äußersten Nothfall zu verschieben.

Der Löwe setzte jetzt seine Vordertatze auf den Mund des Hottentoten und benahm ihm damit wieder den Athem; dies hatte ein abermaliges Losringen von Seiten Adams zu Folge, worauf das Thier ihn am Arm packte und ihm einen schweren Biß versetzte; zugleich aber entfernte es seine Tatze, so daß der Mann wieder athmen konnte. Der Geschmack des Blutes schien dem Löwen angenehm zu seyn, denn er fuhr fort, von der Schulter an bis nach der Hand hinunter den Arm zu zerbeißen und das Blut, welches aus den Wunden auf seine Tatzen rieselte, aufzulecken. Wieder und wieder leckte er seine Tatze rein und beroch dann, die funkelnden Augen auf das Gesicht des Hottentoten gerichtet, den Unglücklichen zuerst von der einen und dann von der anderen Seite; augenscheinwartete er nur auf die Wiederkehr seines Appetites, um sich dessen Leib in aller Gemächlichkeit schmecken zu lassen.

Unsere Reisenden standen inzwischen etwa siebenzig Schritte entfernt und warteten auf das Signal zum Angriff. Endlich bemerkte Bremen gegen Swinton:

„Er wird nicht viel länger warten, Sir, denn das Blut hat ihm Appetit gemacht. Wir müssen ihn jetzt wegtreiben, oder es ist um Beide geschehen."

„Ich fürchte dies gleichfalls," versetzte Swinton; „aber zuerst wollen wir versuchen, ob wir ihn nicht aufscheuchen können, ohne ihn zu erzürnen. Ließe sich dies erzielen, so wäre es wohl das Beste. Wir müssen uns aus seiner Sprungweite machen und dann zusammen ein Geschrei erheben."

Diesem Rath wurde Folge gegeben. Sie zogen sich auf eine Entfernung von hundert Schritten zurück und schlugen dann ein Zetergeschrei an, in welches die Hottentoten einstimmten. Dieß übte

die beabsichtigte Wirkung. Der Löwe stand auf und näherte sich den Leuten, welche noch immer schrieen, ohne übrigens zu versuchen, ihn durch Anlegung ihrer Gewehre aufzubringen. Der Löwe betrachtete sie eine Weile und wandte sich dann ab. Nachdem er einige Schritte zurückgewichen war, kehrte er ihnen wieder das Gesicht zu: die ganze Partie aber blieb an derselben Stelle — weder vorrückend, um das Thier nicht zu reizen, noch zurückweichend, um es nicht glauben zu lassen, daß man sich vor ihm fürchte. Nachdem der Löwe einige Minuten bald rückwärts, bald vorwärts gegangen war, drehte er sich um und trabte davon; unsre Reisenden aber eilten jetzt nach der Stelle, wo der große Adam und Omrah noch immer lagen.

Omrah, der durchaus keinen Schaden genommen hatte, sprang augenblicklich auf und schien, wenn er sich auch gefürchtet hatte, doch allen seinen Muth wieder gewonnen zu haben, denn er machte aller Arten Sprünge und lachte übermäßig; der große Adam aber war sowohl in Folge des Drucks, den das ungegeheure Gewicht des Löwen auf ihn geübt hatte, als auch wegen des erlittenen Blutverlustes dermaßen erschöpft, daß er sich nicht rühren konnte. Unter seinen Wunden wurden die im Beine als die ernstlichsten erfunden, da der Knochen beschädigt war; die im Arme aber gingen nur in's Fleisch und waren zwar sehr schmerzlich, aber gefahrlos. Anfangs vermochte er nicht zu sprechen, und er wurde von seinen Kameraden nach dem Lager getragen. Unsere Reisenden folgten den Hottentoten, denn Alles hatte für diesen Tag genug gejagt.

Nach ihrer Ankunft verband Swinton die Wunden des großen Adam und ließ den armen Tropf nach einem Bette bringen, das in dem Bagage-Wagen für ihn zugerüstet worden war. Sie blieben noch zwei weitere Tagen an dem Ufer des Modder-Flusses, setzten dann über und nahmen ihre Reise wieder auf.

Am zweiten Tage bemerkten sie auf dem Gipfel eines ziemlich entlegenen Berges etliche kleine Menschengestalten, die von den Hot-

tentoten für Buschmänner erklärt wurden — ein Volk, welches diesen Theil des Landes in zahlreichen Horden bewohnte. Man machte den Versuch, einen Verkehr mit ihnen zu eröffnen, aber vergeblich; denn wenn man sich ihnen zu Pferde näherte, wichen sie eiligst zurück. Da die Karavane sich jetzt in dem Gebiete dieser Plünderer befand, so wurde das Vieh besonders sorgfältig bewacht und jedesmal vor Dunkel angebunden, damit es nicht gestohlen werde.

Am folgenden Tage trafen sie unerwartet auf ein Häuflein von neun Buschmännern, die eben damit beschäftigt waren, ein erlegtes Quagga zu verzehren. Die Wilden beantworteten die Fragen, die man an sie stellte, mit viel Furcht und Zittern und zogen sich, nachdem man ihnen etwas Taback geschenkt hatte, in aller Eile zurück. Nachts sah man die Feuer der Buschmänner auf mehreren der nahe gelegenen Berge. Die Karavane nahm am andern Morgen ihren Zug wieder auf und traf im Laufe des Tages auf ungefähr zwanzig Weiber von der vorerwähnten Race, welche sich ohne Furcht dem Wagen näherten und um Tabak und Lebensmittel bettelten. Sie erhielten von ersterem eine kleine Quantität, und eine Kugel aus der Büchse des Majors schaffte ihnen bald auch die letzteren. Unsere Wanderer waren nun wieder ohne Wasser und hatten keine Aussicht, sich dieses dringliche Bedürfniß anders, als etwa aus den Lagunen zu verschaffen, bis sie den Nju Gareip oder den schwarzen Fluß erreichten, über den sie bei ihrem Auszuge auf dem Käfferlande gekommen waren.

Nachdem sie bis zum Einbruch der Nacht ihren Marsch fortgesetzt hatten, machten sie unter einem Berge Halt. Bald nachher stellten sich auch einige Buschweiber ein, welche sich nicht von dem Lager vertreiben ließen, obschon man allerlei Versuche machte, sie fortzubringen. Die Weiber waren sehr klein, wohl gebaut und die jungen ziemlich hübsch von Gesichte, dagegen aber ihre Körperverzierungen für jeden andern Menschen als einen Hottentoten abstoßend genug, denn sie hatten sich die Haut mit Fett und rothem

Ocker beschmiert und trugen die Eingeweide von Thieren als Halsbänder. Den Hottentoten stand diese Gesellschaft gar nicht übel an, und da ihnen die Weiber eine Lagune zeigten, wo man die Ochsen trinken lassen konnte, so hielt man es nicht für räthlich, sie gewaltsam abzutreiben. Swinton bemerkte übrigens, es sey nöthig, die Aufdringlinge scharf zu beobachten, weil die Buschmänner ihre Weiber stets als Spione ausschickten, damit sie die Gelegenheit zum Viehstehlen erspäheten.

Am andern Morgen brachen sie sehr früh auf und reisten bis Nachmittag; man ließ sodann das Vieh mehrere Stunden weiden und band es Nachts an die Wagen. Ueberhaupt waren die Löwen jetzt nicht mehr so zahlreich, wie früher, und man hatte mehr von den Buschmännern und den Hyänen, die in reichlicher Menge vorhanden waren, zu fürchten.

Die Wahrheit hievon erwies sich am nächsten Tage vollständig. Man hatte Nachmittags gegen zwei Uhr die Ochsen wie gewöhnlich ausgespannt und sie nach einem Thale treiben lassen, wo üppiges Weideland war, das übrigens, obschon es nur einige tausend Schritte entfernt lag, von der Karavane aus nicht überblickt werden konnte. Um die Zeit nun, als die Ochsen wieder hereingetrieben und an die Wagen angebunden werden sollten, stellte sich's heraus, daß die Hirten mit den Buschweibchen Gesellschaft gepflogen und die Hut der Thiere vernachläßigt hatten, die jetzt nirgends mehr zu finden waren.

Die Hottentoten kamen hereingelaufen und gaben an, das Vieh sey durch einen Löwen verscheucht worden und habe sich auf eine große Entfernung geflüchtet. Aber Omrah, der nach dem Weideplatz hinausgegangen war, kehrte nach dem Lager zurück und theilte Swinton mit, daß von Löwen keine Rede gewesen, sondern das Vieh von den Buschmännern gestohlen worden sey. Auch brachte er dem Major und Alexander die bereits gesattelten Pferde, und erklärte ihnen, wenn sie nicht auf der Stelle nachsetzten, werde

alles Vieh getödtet werden. Man fand jetzt noch außerdem, daß die Buschweiber insgesammt verschwunden waren.

Swinton, der die Art und Weise der Buschmänner gut kannte, machte nun den Vorschlag, man solle mit allen Pferden Jagd machen, da keine Zeit zu verlieren sey. Nach ungefähr einer halben Stunde brachen unsre drei Reisenden, Bremen, Omrah und drei der zuverläßigsten Hottentotten (denn für mehr fehlte es an Pferden) in die Richtung auf, welche die Diebe genommen haben mußten, damit ihr Treiben von der Karavane aus nicht bemerkt wurde. Es war eine schöne Mondnacht, und Omrah's scharfe Augen verfolgten die Fährte mehr als zwei Stunden weit. Jetzt aber hörten die Hufspuren auf.

„Was ist anzufangen?“ sagte der Major.

„Wir müssen uns auf Omrah verlassen,“ versetzte Swinton. „Er kennt die Gewohnheiten der Buschmänner gut und wird sich nicht von ihnen täuschen lassen.“

Omrah, der da und dort auf den Boden niedergekniet war und mit Stein und Stahl Feuer geschlagen hatte, um die Spuren deutlicher unterscheiden zu können, kam nun herauf und er erklärte, die Buschmänner seyen in derselben Fährte wieder zurückgegangen; sie müßten daher umkehren und Acht darauf haben, von wo aus die Spur abweiche.

Dies veranlaßte eine beträchtliche Zögerung, da sie die Pferde mehr als eine halbe Stunde im Schritt gehen lassen mußten; dann aber fanden Sie, daß die Hufabdrücke nach den südöstlich gelegenen Bergen abwichen.

Sie beeilten sich nun, so sehr sie konnten, und verfolgten die Fährte, die sie nach etwa einer Stunde nach einem Platze brachte, von dem aus sie die ganze Ochsenheerde sehen konnten, welche von einem Haufen Buschmänner an einen Berg getrieben worden war. Die Sporen einsetzend, galoppirten sie auf die Diebe zu, die sie bald erreichten und durch Büchsenschüsse, welche drei von den

Buschmännern zu Boden streckten, verscheuchten. Das sehr eingeschüchterte Vieh konnte nur mit Schwierigkeit umgewendet und nach dem Lager zurückgetrieben werden. Mittlerweile hatten sich die Buschmänner, deren Erwartung in so unangenehmer Weise getäuscht worden war, wieder genähert und ließen nun aus dem Gebüsche, in welchem sie sich versteckt hatten, ihre Pfeile fliegen. So ging es fort, bis die Streifpartie wieder in der freien Ebene anlangte. Einer der Hottentoten war durch einen Pfeil im Hals verwundet worden — der einzige Unfall, der irgend einem von den Streifern begegnete nud unseren Reisenden erst nach ihrer Ankunft im Lager bekannt wurde, in welchem sie gegen Tagesanbruch eintrafen. Erschöpft von den Anstrengungen der Nacht, legten sie sich für einige Stunden zur Ruhe nieder.

Als sie am andern Morgen wieder aufstanden, erfuhren sie durch Swanevelt, daß neun der Ochsen durch die vergifteten Pfeile der Buschmänner tödtlich verwundet seyen; auch habe der Hottentot Piets eine schwere Pfeilwunde in den Hals erhalten. Swinton ließ augenblicklich den Mann herbeibringen, denn er wußte wohl, wie verhängnißvoll eine Wunde war, die durch den Pfeil eines Buschmanns veranlaßt wurde.

Es zeigte sich nun, daß von dem Pfeile, welchen Piets aus der Wunde gezogen hatte, einige Widerhakensplitter zurückgeblieben waren, welche seine Kameraden mit ihren Messern ausschnitten; die Wunde war daher sehr entzündet. Swinton trug daher so viel, als thunlich war, von dem verwundeten Theile ab, behandelte die Stelle mit Ammonium und gab dem Patienten zu Linderung des heftigen Schmerzes Laudanum; aber der arme Mensch lag den ganzen Tag über ächzend da.

Nach dem Hottentoten wurden die verwundeten Ochsen untersucht, die von dem Gifte bereits so angeschwollen waren, daß man nicht hoffen konnte, sie zu retten; man machte daher unnverzüglich ihrem Leiden ein Ende. Mehrere andere hatten leichte Beschädi-

gungen erlitten, übrigens nur in so unbedeutendem Grade, daß man an ihrer Wiederherstellung nicht verzweifelte; der unglückliche Umstand aber verzögerte ihre Reise um zwei Tage, denn die Ochsen waren von den Buschmännern sehr abgehetzt und übel zugerichtet, obgleich nicht durch vergiftete Pfeile verwundet worden. Während dieser Zögerung ging es bei dem armen Hottentoten mit jeder Stunde schlechter. Kopf und Hals schwollen an, und er sagte, daß er fühle, wie das Gift in seinem Innern wirke.

Nach vielstündigen Leiden, das von Anschwellung verschiedener Körpertheile begleitet war, verschied der arme Mensch. Da der nächste Tag ein Sabbath war, so blieb die Karavane wie gewöhnlich rasten, und die Leiche des Unglücklichen wurde der Erde überantwortet. Dieses Ereigniß verbitterte unseren Wanderern ihre Reise sehr, und so oft sich in Zukunft die Buschweiber in der Ferne blicken ließen und durch Zeichen ihren Wunsch, ins Lager zu kommen, kund thaten, wurde stets eine Kugel über ihre Köpfe hingeschickt — ein Wink, der sie bewog, Fersengeld zu zahlen.

Montag Morgens brachen sie wieder mit ihrem geschmälerten Gespann auf, denn sie hatten jetzt kaum hinreichend Vieh, um die Wagen fortzuschleppen. Zum Glück hatten sie nur noch wenige Stunden bis zum Nju Gareip, an dessen Ufern sie vor Abend anlangten. Am andern Tag setzten sie nicht ohne Schwierigkeit über den Fluß; denn sie mußten je die Hälfte ihrer Ochsen an einen einzigen Wagen spannen und damit zurückkehren, um den anderen nachzuholen.

Sie befanden sich nun wieder in der Kolonie und glaubten jetzt, aller weiteren Mühseligkeiten und Gefahren überhoben zu seyn. So gut wurde es ihnen übrigens erst eine Woche später, nachdem sie glücklich über die Schneeberge gesetzt hatten und in Graaf Reynet angelangt waren. An diesem lieblichen Orte hielten sie sich einige Tage auf, um die geeigneten Vorkehrungen zu treffen und sich mit Pferden vorzusehen, damit sie in möglichster Bälde nach der Kapstadt

reisen könnten. Die Obhut der Wagen überließen sie Bremen, der sie nachbringen sollte. Wir übergehen den Rest ihres Zuges zu Pferde, da er nichts Bemerkenswerthes darbot, und begnügen uns mit der Angabe, daß sie am eilften Januar 1830 gesund und wohlbehalten in der Kapstadt anlangten, wo sie nach so vielen überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten mit Wärme von Mr. Fairburn und ihren vielen Freunden bewillkommt wurden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Alexander Wilmot bezog wieder seine frühere Wohnung in Mr. Fairburns Hause und bedauerte nicht, sich aufs Neue von allen Bequemlichkeiten und Genüssen der Civilisation umgeben zu sehen. Er konnte sich kaum denken, wo er war, als er am andern Morgen mit dem behaglichen Bewußtseyn erwachte, daß er die ganze Nacht geschlafen habe, ohne durch das Gebrüll eines Löwen oder durch das Geschrei der Hyänen und der Schakals gestört zu werden; auch kam ihm etliche Tage ein wohl gedeckter Tisch gar befremdlich vor, nachdem er so lange daran gewöhnt gewesen war, in freier Luft von dem auf seinem Knie liegenden Teller zu speisen. Die Abende verbrachten unsere Freunde damit, daß sie ihre Abentener Mr. Fairburn erzählten, der hoch erfreut war über das Ergebniß der Sendung nach Port Natal, da es für den alten Sir Charles so befriedigend seyn mußte.

Alexander sehnte sich nun auf's Angelegentlichste, wieder nach England zurückzukehren, und beschloß, sobald die Wagen mit seinen Effekten angekommen wären, auf dem ersten aussegelnden Schiffe Fahrt zu nehmen. In der Zwischenzeit verbrachte er seine Morgen hauptsächlich in der Gesellschaft Swintons und des Majors, welch letzterer mit Alexander nach England zu reisen gedachte. Drei Wochen nach ihrer Ankunft auf dem Kap trafen die vier Wagen ein und erregten großes Aufsehen, da sie alle Arten zoologischer Merkwürdigkeiten, welche das Land bot, mitbrachten. Swintons Schätze wurden ausgeladen und nach seiner Wohnung gebracht; man

kann sich denken, daß sich unser Naturforscher in der Beschäftigung, die sie ihm gaben, so glücklich, wie nur irgend ein Enthusiast fühlte. Alexander las sich nur wenige Dinge aus, darunter die Häute des Löwen und der Löwin; was den Major betraf, so begnügte er sich mit der angenehmen Rückerinnerung, die Thiere erlegt zu haben.

Bremen meldete, die Hottentoten hätten sich sehr gut benommen und der große Adam sey wieder so weit hergestellt, daß er ein wenig umherhinken könne, obschon es wahrscheinlich noch lange anstehen werde, ehe ihm die volle Benützung seines Beins wieder zu Gebote stehe. Alexander ließ die Leute vor sich kommen und zahlte ihnen ihren Lohn, dem er noch für ihr Wohlverhalten eine Extragabe beifügte. Bremen und Swanevelt, die sich stets als treu und höchst zuverlässig erwiesen hatten, erhielten jeder einen Wagen und ein Gespann von zehn Ochsen zum Geschenk, mit denen sie sich künftighin ihren Lebensunterhalt verschaffen konnten. Die armen Teufel betrachteten sich für so reich, wie der König von England. Der Rest des Viehs und die beiden andern Wagen wurden der Besorgung Swintons überlassen, welcher sie verkaufen sollte.

Der Major lag Swinton nachdrücklich an, daß er ihm den kleinen Omrah überlassen sollte, aber vergeblich; er schenkte daher dem Knaben zum Zeichen seiner Zuneigung eine seiner besten Büchsen sammt Zugehör, während Alexander Swinton bat, er möchte alles Geld, das sich für den Verkauf der Wagen, des Viehs, der Pferde und der übrigen Gegenstände erzielen lasse, in Omrahs Interesse verwenden. Als Andenken gab er dem Knaben sein Teleskop, weil er wohl wußte, daß er seinem kleinen Begleiter mit diesem Werkzeuge die größte Freude machen konnte.

Es wird hier der Ort seyn, zu bemerken, daß einige Monate, nachdem Alexander und der Major das Kap verlassen hatten, Omrah, der von Swinton in einer Schule untergebracht worden war, in den Bund der christlichen Kirche aufgenommen und unter dem Namen Alexander Henderson Omrah, getauft wurde; denn Mr. Wilmot und der Major versahen die Pathenstelle durch Prokuratur. Der Knabe lernte sehr fleißig und befindet sich noch heutigen Tages bei Swinton. Er begleitete ihn mehr als einmal ins Innere und hat viel dazu beigetragen, seine Landsleute, die Buschmänner, von ihrer wilden Lebensweise abzubringen; auch wurde er den Missionären sehr nützlich, indem er ihnen als Dolmetscher Dienste leistete, wenn sie seinen heidnischen Brüdern das Wort verkündigten.

Ungefähr vierzehn Tage nach der Ankunft der Wagen in der

Kapstadt warf ein Freihändler in der Tafelbai Anker, um Wasser einzunehmen, und Alexander sicherte sich mit dem Major an Bord desselben eine Ueberfahrt nach England. Ersterer trennte sich mit großem Leidwesen von Mr. Fairburn und Swinton, mit dem er zu korrespondiren versprach, und die beiden Freunde segelten mit günstigem Winde nach St. Helena aus, wo sie einige Tage blieben und die Gelegenheit benützten, das Grabmal Napoleons, des großen Franzosenkaisers, zu besuchen. Eine Fahrt von sieben Wochen brachte sie in den Kanal, und sie erblickten wieder die weißen Klippen von England.

Die Ungeduld, seinen Onkel zu sehen, von dem er auf dem Kap einen Brief mit der Meldung, daß er sich in leidlicher Gesundheit befinde, angetroffen hatte, bewog Alexander, das Schiff in einem Lootsenboot zu verlassen und zu Falmouth ans Land zu gehen. Der Major zog es vor, in Portsmouth zu landen; unser junger Freund verabschiedete sich daher von ihm und reiste mit Eilposten, so daß er am zweiten Tage auf dem Gute seines Großonkels anlangte.

„Ist mein Onkel wohl?“ fragte er, als er aus dem Wagen sprang, den alten Kellermeister, der ihn an der Thüre bewillkommte.

„Nein, Sir, nicht ganz,“ lautete die Antwort. „Er ist seit acht Tagen nicht aus dem Bette gekommen, obschon ich glaube, daß die Sache nicht ernstlich ist.“

Alexander eilte die Treppe hinauf und stürzte sich wieder in die Arme des Sir Charles Wilmot, der ihn mit Wärme an seine Brust drückte und dann von der Aufregung erschöpft in sein Kissen zurücksank.

„Verlaß mich eine Weile, mein theurer Sohn, bis ich mich ein wenig erholt habe,“ sagte Sir Charles. „Ich habe zwar über nichts Besonderes zu klagen, fühle mich aber sehr schwach. Ich werde Dich bald rufen lassen.“

Unserem Freunde, der selbst sehr angegriffen war, that es nicht leid, sich für eine Weile zu entfernen; er schickte daher die Haushälterin, welche seinen betagten Verwandten pflegte, in das Krankengemach. Eine Stunde nachher ließ ihn sein Onkel wieder zu sich bitten.

„Und nun, mein lieber, herzensguter Knabe, erzähle mir Alles. Ich fühle mich in der That überglücklich, Dich wieder zu sehen, denn ich habe keine Zeile von Dir erhalten, seit Du das Kap verlassen hast, und glaube wahrhaftig, die Angst, die ich um Dich fühlte, ist der einzige Grund, warum ich das Bett hüten muß. Nun Du wie-

der zurück bist, werde ich bald neu aufleben. Aber erzähle mir jetzt Alles — ich will Dich nicht unterbrechen."

Alexander setzte sich an dem Bette nieder und verbreitete sich ausführlicher über den Erfolg seiner Expedition nach Port Natal. Er las ihm alle Notizen vor, die er gesammelt hatte, und bewies damit zur Genüge, daß die Abkömmlinge der Europäer, welche noch vorhanden waren, unmöglich von Denjenigen abstammen konnten, welche in dem Grosvenor-Ostindienfahrer verloren gegangen waren.

Sir Charles Wilmot lauschte schweigend auf Alles, was ihm Alexander mitzutheilen hatte, faltete dann seine Hände über der Bettdecke und rief:

„Gnädiger Gott, ich danke Dir, daß Du diese Last von meiner Seele genommen hast." Er betete sodann einige Minuten in der Stille und nachdem er fertig geworden, bat er Alexander, ihn bis auf den Abend zu verlassen.

Bald nachher machte der Arzt seinen Besuch und als ihn Alexander um sein Gutachten über Sir Charles Gesundheitszustand befragte, ertheilte er folgende Antwort:

„Er leidet nur an Einem Gebreste, mein theurer Sir, und dieses wird kein Heilmittel der Welt zu bannen im Stande seyn. Sein Leiden ist ein Nachlaß der Natur — die Folge des hohen Alters. Ich glaube zwar nicht, daß eine schnelle Auflösung zu befürchten steht, halte es aber doch für sehr wahrscheinlich, daß er nie wieder von seinem Bette aufstehen wird, obschon er noch Monate lang sein Leben hinschleppen kann. Das Abnehmen seiner Kräfte geschieht nur allmählig, denn er hatte von Natur eine sehr kräftige Constitution. Ich glaube, die Angst um Eure Abwesenheit und die Vorwürfe, die er sich machte, weil er Euch zu einer solchen Unternehmung ausziehen ließ, haben ihn mehr heruntergebracht, als alles Andere; nun Ihr aber wieder zurückgekehrt seyd, zweifle ich nicht, daß er sich nach den Folgen der ersten Aufregung wieder aufraffen wird. Dennoch ist der Mensch zum Sterben geboren, Mr. Wilmot, und Euer Onkel hat bereits die Grenze der Siebenzig, die dem Menschen im Durchschnitte beschieden sind, weit überschritten. Verlaßt Euch übrigens darauf, daß Allem aufgeboten werden soll, was ein Euch so theures Leben verlängern kann."

Alexander dankte dem Arzte, der sich sofort zu Sir Charles hinauf begab. Als er wieder zurückkehrte, theilte er Alexander mit, daß der Puls des alten Herrn stärker sey; doch dieß müsse man der vorangegangenen Aufregung zuschreiben.

Am Abend besuchte Alexander seinen Onkel wieder, und dieser dankte ihm wiederholt, daß er die gefährliche Reise unternommen und ihm so befriedigende Kunde zurückgebracht habe.

„Ich stehe tief in Deiner Schuld, mein theurer Sohn," sagte er, „und wenn Dir, wie ich von Deinem wohlwollenden Herzen überzeugt bin, das Bewußtseyn Befriedigung gewährt, daß Du das Sterbebett eines Mannes versüßt hast, der Dich liebt, so ist Dir dieser Lohn geworden. Ich fühle mich jetzt ganz kräftig, und wenn es Dir nicht ungelegen ist, so möchte ich wohl eine Erzählung Deiner ganzen Reise von Dir hören — nicht Alles über einmal, sondern nur von Zeit zu Zeit ein wenig. Du kannst sogleich anfangen — aber wohlgemerkt, Du mußt mir Alles aufs Ausführlichste erzählen; denn auch das Unbedeutendste hat Interesse für mich."

Alexander begann dem Wunsche seines Großonkels gemäß die Mittheilung und fing mit der Weise seiner Ausstattung an. Er nannte ihm die Namen aller seiner Begleiter, schilderte ihm Swinton und den Major und verbreitete sich viel ausführlicher über seine Erlebnisse, als wir es auf diesen Blättern gethan haben. Nach etwa einer Stunde war er in seiner Erzählung noch nicht einmal bis zu seinem Aufbruche vom Kap nach der Algoa-Bai gekommen; um übrigens seinen Onkel nicht zu ermüden, hörte er auf und wünschte ihm gute Nacht.

Die Erzählung und die sich daran knüpfenden Gespräche dienten viele Wochen dazu, den alten Gentleman zu unterhalten, der während dieser Zeit unausgesetzt das Bette hütete. Aber noch ehe der ganze Bericht zu Ende war, langte Major Henderson auf dem Gute an und wurde Sir Charles vorgestellt, der großes Wohlgefallen an ihm fand und ihn bat, so lange zu bleiben, als er es hier angenehm finde. Der Major hatte auf Alexanders Ersuchen den Löwen und die Löwin in Leadbeater's bestem Style zurichten lassen, und die Kiste war jetzt in der Halle angelangt. Man brachte sie in das Zimmer des Kranken, damit er sich eine Vorstellung von den Thieren machen könne, mit welchen sie zu kämpfen hatten, und dort blieb sie, denn der alte Gentleman wollte sie nicht mehr fortnehmen lassen.

„Diesem kleinen Omrah muß ich ein Geschenk schicken," sagte Sir Charles eines Morgens, als er sich mit dem Major unterhielt. „Was dürfte wohl am passendsten seyn?"

„Das weiß ich selbst kaum, Sir; aber ich denke, eine Uhr würde wohl die willkommenste Aufnahme finden."

„So bestellt mir, wenn Ihr nach London kommt, eine der besten goldnen Uhren, die nur gemacht werden können, und schickt sie ihm. Auch — Major, es thut mir Leid, Euch diese Mühe machen zu müssen, aber ich bin ein bettliegeriger alter Mann und dies muß mich entschuldigen — nehmt die Schlüssel von dem Toilettentisch und öffnet die kleine Schublade jenes Schranks, Ihr werdet zwei Maroquin-Etuis darin finden — ich werde es Euch Dank wissen, wenn Ihr mir sie herbringt.“

Der Major that so und Sir Charles, der sich von seinem Kissen erhob, öffnete die Futterale, deren jedes einen massiven Ring mit einem sehr werthvollen Diamanten enthielt.

„Ich erhielt diese beiden Ringe zu der Zeit, als ich mich im Osten aufhielt, von morgenländischen Fürsten zum Geschenk. Dem Werthe nach sind sie nur wenig verschieden, aber Ihr werdet sogar in England nicht leicht schönere Steine finden. Ich will die Futterale wieder schließen — so, ich habe in jeder Hand eines — wählt nun eines für mich. Ich danke Euch, Major; dieses hier ist ein Geschenk von mir an Euren Freund Swinton, und Ihr müßt es ihm senden, wenn Ihr den Buschknaben die Uhr schickt. Den andern Ring, Major, hoffe ich, werdet Ihr nicht als ein Merkmal meiner Dankbarkeit dafür verschmähen, daß Ihr meinem theuren Neffen auf seiner Expedition begleitet habt.“

Sir Charles drückte das andere Etuis in die Hände des Majors.

„Gewiß werde ich nichts zurückweisen, was mich an Euch erinnert, Sir Charles,“ versetzte der Major. „Ich nehme Euer reiches Geschenk mit vielem Dank an; und ich bin überzeugt, bei Swinton wird es der gleiche Fall seyn, obschon er die freundliche Aufmerksamkeit weit höher anschlagen wird, als den Werth der Gabe. Auch hoffe ich, Ihr werdet mir glauben, wenn ich beifüge, daß dies auch meine Gesinnung ist.“

„Ich wünsche nur, das Annehmen möge Euch so viel Vergnügen gewähren, als mir das Geben,“ entgegnete Sir Charles. „Steckt deßhalb die Ringe bei und sprecht nicht mehr davon. Da kommt Alexander — ich kenne ihn an seinem Tritt. Ich hoffe, ihr gedenkt nicht, ihn zu verlassen, da die Jagd-Saison vor der Thüre ist; der arme Junge würde sich ohne Euch sehr einsam fühlen.“

„Ich bringe gute Kunde, mein theurer Onkel,“ rief der eintretende Alexander. „Swinton kömmt nach Hause — ich habe einen Brief von ihm, und er wird, wie er meint, vierzehn Tage nach seinem Schreiben eintreffen.“

„Ich werde mich höchst glücklich schätzen, ihm die Hand zu drücken," versetzte Sir Charles. „Thu ihm doch zu wissen, er solle uns sogleich nach seiner Ankunft besuchen."

Swinton langte drei Wochen nach seinem Briefe an, und wir brauchen kaum zu sagen, daß er aufs Wärmste willkommen geheißen wurde. Den kleinen Omrah hatte er nicht mitgebracht, weil er wünschte, daß er seine Erziehung beendige; der Major aber erklärte, er habe den Knaben nur deßhalb zurückgelassen, weil er fürchte, man werde ihm denselben abnehmen. So waren denn unsere Reisenden wieder vereinigt, und sie meinten, daß es in der Halle doch eben so gemächlich sey, wie in dem Bedschuana Lande; freilich habe man keine so aufregenden Jagden, indeß seyen sie jedenfalls auch nicht ganz so gefährlich.

Swinton und der Major blieben bei Alexander bis zum Beginn des nächsten Jahres und brachen dann gemeinschaftlich auf, um in demselben Schiffe abzusegeln — der Major, weil er wieder zu seinem Regiment nach Indien zurück mußte, und Swinton, weil ihn sein wissenschaftlicher Drang wieder nach Afrika zurücktrieb, wo er seine entomologischen Sammlungen mehr und mehr zu bereichern hoffte.

Wie der Arzt erklärt hatte, stand Sir Charles nicht mehr von seinem Lager auf. Indeß schwanden seine Kräfte nur ganz unmerklich dahin, und erst im Sommer desselben Jahrs ging er zu seinen Vätern; er starb ohne Schmerz und im vollen Besitze seiner Sinne.

Alexander war jetzt der Erbe der Güter und des Titels; er trat die Hinterlassenschaft an, ohne sich Vorwürfe machen zu können über sein Benehmen gegen den alten Onkel, der ihn noch sterbend gesegnet hatte. Und nun meine Erzählung zu Ende ist, wünsche ich meinen jungen Lesern Lebewohl.

Staatl. Bibliothek Passau

Lc(b)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marryat, Frederick,

Kapitän Marryat's sämmtliche Werke in sorgfältigen und vollständigen Uebertragungen

Bd.: 24

Stuttgart 1845

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Lc (b) 58-24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342631-0